This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fr. Nicolai, Buchhändler
1 Freund Lessing's,
Verfasser dieses Romans
sowie der
Freuden des jungen Werthers.

II. Bd. S. 104. u. flg.

Leben und Meinungen

des Herrn Magiſters

Sebaldus Nothanker.

Nebſt zuverläſſiger Nachricht von einigen nahen Verwandten deſſelben.

Erſter Band.

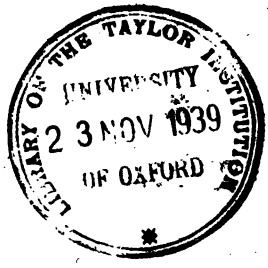
Vierte verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Kurfürſtl. Brandenb. allergnädigſter Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1799.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 NOV 1939
OF OXFORD

Vorrede
zur vierten Auflage.

Als dieſes Buch vor ſechs und zwanzig Jahren zuerſt erſchien, regierte in Deutſchland ziemlich allgemein das Vorurtheil: der *geiſtliche Stand müſſe*, um ſein Anſehen zu behaupten, ſich nothwendig von allen andern Ständen durch eine ungeſellige Gravität abſondern. Dieſe orthodoxe finſtere Würde ſchien ſogar vielen geiſtlichen Herren ein Theil der Würde der orthodoxen Religion ſelbſt zu ſeyn; und weil damals ein heiliger Schauder

vor jeder Neuerung in der Lehre Frömmigkeit hieß, so schien es vielen eifrigen Theologen auch schon die gottloseste und verdammlichste Neuerung, daß in diesem Buche Personen geistlichen Standes, gleich andern Menschen geschildert waren so wie sie sind. Besonders gaben sie es für Verachtung des geistlichen Standes aus, daß fast alle in dieser Geschichte vorkommende Prediger, und sogar die Hauptperson, ganz gemeine Menschen wären. Wie arg deshalb über mich öffentlich hergefahren worden, und wie weit die heimlichen Verunglimpfungen mancher orthodoxen Herren gingen, sollte man kaum glauben. Die Beschreibung davon würde ein so widriges als lächerliches Bild geistlicher Rachsucht geben, wenn es der Mühe lohnte alle Züge derselben zusammenzustellen.

Von der andern Seite ward ich auch von aufgeklärten Geistlichen der Unbilligkeit beschuldigt, weil im zweyten Bande, der damals noch ganz neuen verbesserten Theologie eben nicht viel Einfluß auf die Einwohner Berlins zugeschrieben war, da doch diese Herren glaubten, Berlin müsse vermöge derselben der Brennpunkt der höchsten Aufklärung seyn. Als nach einigen Jahren ein neues Gesangbuch eingeführt werden sollte, zeigte sich, daß meine Schilderung eines großen Theils der Einwohner Berlins nur allzugetreu gewesen war.

In Berlin war damals schon, vermöge der liberalen Denkungsart welche Friedrich der Große durch sein Beyspiel einführte und beschützte, von Philosophen und Theologen zur freyen Entwickelung der Kräfte des menschlichen

Geistes sehr viel geschehen. Dies ward allgemein anerkannt; nur konnte sich die Wirkung davon nicht so geschwind in alle Stände ausbreiten, als es manche lebhafte Einbildungskraft verlangte. Doch hätte sich damals auch wohl niemand vorstellen können, es würde eine Zeit kommen, da selbst in Berlin die Aufklärung in der Religion und die Anwendung der gesunden Vernunft auf die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens durch öffentliche Gewalt sollte gehindert werden wollen. Und doch kam diese Zeit; welche nun, Gott Lob! vorbey ist. Menschen, deren sinnlose Herrschsucht nur mit ihrer Unwissenheit zu vergleichen war, mißbrauchten die ihnen gegebene Macht auf eine Art, welche zeigt wie schrecklich und wie zwecklos zugleich es ist, den weltlichen Arm zur Herrschaft

über Meinungen anzuwenden. Sie entblödeten sich sogar nicht, die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk zu welchem ich seit dreißig Jahren eine Anzahl verdienstvoller deutscher Gelehrten vereinigte, als ein Buch wider die Religion anzuklagen, und ohne alle Untersuchung ein Verbot zu bewirken: ungeachtet ich einige zwanzig Jahre lang bey der Herausgabe und bey dem Abdrucke beständig alles beobachtet hatte, was die Gesetze des Staats vorschreiben. Von Leuten welche sich dieses erlaubten, durfte man alles Widrige erwarten, auch fehlte es nicht an Proben daß sie sich gern mehr erlaubt hätten. Es ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen auf welche so niedrige als heimtückische Art man mich in beständige Verlegenheit zu setzen suchte. Sollte es einmal an einem

andern Orte geschehen, so würden die Leser erstaunen.

Ich bin genöthigt dieses hier anzuführen, weil die Folgen des Einflusses gemißbrauchter öffentlicher Gewalt sich auch bis auf dieses Leben des ehrlichen Gebaldus Rothanker erstreckten. Die dritte Auflage war seit beynahe vier Jahren erschöpft, und kein Exemplar zu haben. Es wäre schon damals eine neue Ausgabe nöthig gewesen, aber selbst so wohlwollende als einsichtsvolle Männer riethen mir ernstlich davon ab: denn jene Menschen welche sich schon so viel erlaubt hatten, würden ihre auffallende Ähnlichkeit mit dem verfolgenden Stanzius erkannt, und entweder den Abdruck gehindert haben; oder sie hätten gleichwie bey der allgemeinen deutschen Bi-

bliothek gerufen, daß die Religion in Gefahr sey, und hätten, wie sie so oft thaten, die symbolischen Bücher, denen sie selbst nicht einmal folgten, zum Vorwande ihrer Rache und Herrschsucht gebraucht.

Jetzt, da unter der Regierung Königs Friedrich Wilhelm III. Heucheley und Aberglauben in die verdiente Verachtung zurückfallen, und jeder freymüthige Mann sein Haupt empor heben darf, erscheint diese neue Ausgabe, im Wesentlichen ungeändert. Nur ist in der Schreibart vieles verbessert, und es sind einige wenige Anmerkungen hinzugekommen, wodurch manche Anspielungen auf allerhand literarische Vorfälle der ehemaligen Zeit erklärt werden. Viele gelehrte Erfindungen und Merkwürdigkeiten blei-

ben gar kurze Zeit merkwürdig und verständlich, so ernsthaft und wichtig sie auch bey ihrer Entstehung von den gelehrten Herren behandelt werden; daher bedarf eine Schrift welche davon redet, nach zwanzig Jahren mancher Erläuterung. Ob die Gemälde der Heucheley, der Verfolgungssucht, der Futilität, so wie der Gutherzigkeit, der Wahrheitsliebe, und überhaupt der menschlichen Sitten und Leidenschaften welche in diesem Buche vorkommen, noch jetzt ähnlich und ohne weitere Erklärung verständlich seyn möchten, muß ich dem Leser zu beurtheilen überlassen.

Die vorigen Ausgaben wurden von dem berühmten Herrn Daniel Chodowiecki mit sehr charakteristischen Kupferstichen geziert. Die gegenwärtige Aus-

gabe zierte der berühmte Herr Johann Wilhelm Meil mit Kupferstichen, in ihrer Art eben so vorzüglich. So hat dieses Buch das Glück, daß zwey Künstler in Berlin, welche in charakteristischen kleinen Bildern jeder in seiner Art einzig sind, dasselbe durch ihre Kunst verschönerten.

Es ist in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Die rühmlich bekannte Madame de la Fite *) im Haag lieferte, in

*) Diese gelehrte Frau ist in Adelungs Gelehrtenlexikon und in Schlichtegroll's Nekrolog nicht angeführt. Sie war eine gebohrne Boué aus Hamburg, und Gattinn des Hrn Johann de la Fite, welcher im J. 1781 als Kapellan des Statthalters und Prediger der Wallonischen Kirche im Haag starb. Sie führte im J. 1780 in Gesellschaft des Hrn. Geheimenlegationsraths

Gesellschaft des jetzigen K. Geheimenlegationsraths Herrn Renfner (welcher damals im Haag als K. Gesandschaftssekretar stand), die vorzüglichsten Stellen aus dem ersten Bande in einer kleinen Schrift: Lettres sur divers sujets, par

---

Renfner die mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpfte Übersetzung des Ersten Theils von Lavaters großer Physiognomik, sehr glücklich aus. Da Madame de la Fike aber nach dem Tode ihres Mannes den Ruf als Vorleserinn der Königinn von England erhielt (in welchem Amte sie im J. 1795 zu London starb), so übersetzte Hr Renfner den zweyten und dritten Band allein, welche auch gedruckt wurden. Den vierten Band hat er auch halb übersetzt; aber schon seit dem J. 1790 hat Hr Lavater aus unbekannten Ursachen die Herausgabe dieser Übersetzung ganz abgebrochen, und hat nicht bewogen werden können, den Abdruck des mit so vieler Mühe und Kosten angefangenen Werks in französischer Sprache beendigen zu lassen.

Me. *d. l. F.* à la Haye 1775. 8. Eine vollständige französische Übersetzung, welcher eine Übersetzung des Gedichts Wilhelmine als des Grundes dieser Geschichte, vorgesetzt ist, daher sie vier Bände ausmacht, soll von einem französischen Prediger Herrn Wyß (oder Weiß) in der Schweiz seyn. Sie ist, unter dem Titel Londres, in Lausanne zweymal, im J. 1774 und 1777 in klein 8. gedruckt. Die Holländische Übersetzung kam zu Amsterdam in drey Bänden in groß Oktav heraus, wobey auch die Kupfer des Hrn. D. Chodowiecki von C. F. Fritschius ziemlich gut nachgestochen sind. Der Übersetzer ist Herr van der Meersch, ein nunmehr verstorbener remonstrantischer Prediger in Amsterdam, der aber seinen Namen nicht nannte. Er hat einen launigen Vorbe-

richt an den Nederlantschen Leezer vorgesetzt, worin er von der Schädlichkeit der Gottseligkeit handelt, »indem die Ketzer,« wie er versichert, »durch ihr gottseliges Leben oft ihren »unrechtsinnigen Meinungen Eingang »schaffen, wogegen die Rechtsinnigen, »welche sich mit der Gottseligkeit nicht »aufhalten mögen, darüber in Weln »Ruf kommen.« Die Dänische Übersetzung ist zu Kopenhagen in drey Bänden in den J. 1774 bis 1777 erschienen; die Schwedische zu Stockholm im J. 1788. Die Engländische Übersetzung erschien zu London in drey Bänden in gr. 12. in den Jahren 1796 und 1798. Auf dem Titel nennet sich als Übersetzer ein mir ganz unbekannter Hr Thomas Dutton *A. M.* Aus einem auf den Titel gesetzten Motto aus Voltaire's Phi-

losophe ignorant, und aus einigen Winken in der Zueignungsschrift an den bekannten Lord Landsdowne, möchte man fast schließen, daß die Gravität einiger pfründebeladenen Geistlichen der hohen engländischen Kirche, und die sanften Verfolgungen welche die dortige Hierarchie, bey aller Freyheit der Nation, gegen die Dissenters sich erlaubt, Gelegenheit zu dieser Übersetzung gegeben habe, welche einen Mann verräth der beider Sprachen sehr kundig ist.

Unter den mancherley ernsthaften Schicksalen welche dieses Buch gehabt hat, ist auch noch ein lächerliches zu bemerken. Zufällig erfuhr ich, daß es einem gewissen Hrn Erdwin Julius Koch, der sich einen Doktor der Philosophie und Prediger an der Ma-

tienkirche nennt, im zweyten im J. 1798 herausgekommenen Theile seines Kompendiums der deutschen Litteraturgeschichte, gefallen hat etwas zu sagen, das sowohl den Herrn Professor Eberhard in Halle als auch mich äußerst befremden muß. Es heißt nehmlich S. 281 daselbst von diesem Buche: »Auch verdienen hier die von glaubwürdigen Gewährsmännern herrührenden »mündlichen Sagen, von welchen eine »Hrn. Prof. J. A. Eberhard zu Halle »zum alleinigen Verfasser und die andere denselben nur zum vorzüglichsten Theilnehmer macht, einer nähern Untersuchung unterworfen zu »werden.« Der Ehrenmann hat diese Untersuchung nicht angestellt; es ist auch nicht recht abzusehen, wie sie angestellt werden könnte. Eben so gut wäre eine

Untersuchung vorzuschlagen, ob nicht etwa sein Kompendium von einem Garkoch Namens Erdwin Julius möchte seyn zusammengetragen worden? Denn es könnte gar zu unwahrscheinlich scheinen, daß ein Doktor und Prediger, selbst wenn er zuweilen gedankenlos zu kompiliren gewohnt wäre, so wenig Beurtheilungskraft und Menschensinn haben sollte, um durch eine läppische Erdichtung zwey lebende namhaft gemachte Schriftsteller zu beleidigen, wovon der eine seit 26 Jahren als der Verfasser eines Buchs allgemein bekannt ist, und der andere weder Antheil daran hat noch haben will; und dies bloß auf die vorgegebene mündliche Sage namenloser Menschen, welche nicht glaubwürdige Gewährsmänner, sondern

nur verächtliche Klätscher und Anekdotenmacher seyn müssen.

Die dem dritten Bande angehängte Nachricht war in den vorigen Ausgaben dem zweyten Bande beygefügt. Weil ich nehmlich den zweyten Band nicht geschwind genug auf den ersten folgen ließ, so gerieth jemand darauf, einen unächten zweyten Theil herauszugeben. Auch kamen Predigten des Herrn Mag. Sebaldus Nothanker heraus, aber gar nicht im Sinne des Mannes, dessen Bild mir vorschwebte als ich dies Buch schrieb. Hierdurch ward diese Nachricht veranlaßt, welche wegen der Einkleidung vielleicht jetzt noch einigen Werth hat.

Berlin den 14ten Jänner 1799.

Fr. Nicolai.

Vor-

Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrte der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Hochzeit oft viel merkwürdigere Dinge enthalten, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich

wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht erzählt so wie sie in der Welt vorgehen, sondern nach dem Bedürfnisse des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen und die Leidenschaften seiner Leser zu erregen. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig melden, wie es vorgegangen ist. Dazu wird uns der Umstand nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte Wilhelmine, beschrieben hat.

Freylich ist dieser Verfasser ein Poet, und daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebührt, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten, und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es sind überdies manche Umstände sehr verdächtig; und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige seiner Erzählungen mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er gegen die Chronologie verstößt, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen steht, mehr als zwanzig Jahre zu spät annimmt. Er ist hierin eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachlässige Virgil, in dessen Äneide die verpfuschte Chronologie von den gelehrtesten Kommentatoren mit vieler Mühe,

kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In der gegenwärtigen wahrhaften Lebensbeschreibung hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monat und den Tag angeben kann, wann eine jede Begebenheit vorgegangen ist, und in vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusetzen seyn. Wir besitzen die Vokation des Sebaldus und seine Absetzungsacte, die Predigten des Doctor Staupitzius, Stauplitzens sämmtliche hieher gehörige Gedichte, ferner Wilhelminens, Sebaldus, Stauplitzens, Marianens, der Gräfinn von ..., Rambolds und anderer Personen Briefwechsel, mit ihren Siegeln und Unter-

schriften, ja selbst einige sonderbare tironianische Zeichen des Bauers, der den Gebaldus beherbergte, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort das wir gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwa sieben bis acht Quartbände betragen. Demungeachtet können sie mit dieser Geschichte bloß aus einer Ursache nicht bekannt gemacht werden, wegen deren schon so manche treffliche Urkundensammlung ungedruckt geblieben ist: nehmlich wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es wäre zwar der Vorschlag zu thun, daß irgend eine Gesellschaft der Wissenschaften einen kritischen Auszug daraus in einigen

Bänden in Großoktav herausgäbe. Allein auch dazu ist wenig Hoffnung vorhanden; und so bleibt daher nichts übrig, als daß die wenigen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, welche die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtbüchern des breitern beygefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte abhandeln, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch einen so ekcentrischen Plan, wie ihn neuere Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt, den Romanen vorschreiben. Alle Begebenheiten sind

in unserer Erzählung so unvorbereitet, so unwunderbar, als sie in der weiten Welt zu geschehen pflegen. Die Personen welche auftreten, sind weder an Stande erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeichnet, noch durch außerordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menschen unterschieden. Sie sind ganz gemeine schlechte und gerechte Leute, sie strotzen nicht wie die Romanenhelden von hoher Imagination und schöner wortreicher Tugend; und die ihnen zustoßenden Begegnisse sind so, wie sie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte hierdurch unsere Geschichte etwas langweilig werden, so trösten wir uns damit, daß mehrere gründliche Werke deutscher Gelehrten das nehmliche Schicksal hatten, als sie die unwidersprechlichsten

Thatſachen in der beſten Ordnung erzählten.

Hingegen könnte der Leſer vielleicht durch die in dieſer Geſchichte bekannt gemachten Meinungen in etwas ſchadeloß gehalten werden. Denn da faſt jeder Menſch ſeine eigenen Meinungen für ſich hat: ſo wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas Neues und wenigſtens in ſofern Intereſſantes vorhanden wäre. Der Titel verſpricht zwar nur die Meinungen des Magiſters Sebaldus; aber man könnte deshalb doch in dieſem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern Leute, ja wohl ſelbſt einige Meinungen des Verfaſſers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen ſeyn dürfte, daß

alle Meinungen die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe sich auch nicht zu wundern, wenn es sich etwa ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte nicht die große Welt oder das highlife der Engländer. Spekulation war die Welt worin er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte geschrieben. Wir hoffen nicht von der halbunangekleideten Schöne am Nachttische gelesen zu werden, die indem sie ihrer eigenen Grazie opfert, auf Tant mieux pour elle einen schrägen Blick

wirft; nicht von dem piruettirenden Petitmaiter beym Aufſtehen oder Friſiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren von Toilette zu Toilette ſchwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürſten und des Miniſters zu ſtudieren verſteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhlſchweſter; nicht von —

Iſt aber irgendwo ein hagerer Magiſter, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wiſſenſchaften aus einem Kapitel ſeines Kompendiums überſieht; ein feiſter Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worin eine Ketzerey verborgen ſeyn könnte; ein weiſer Schulmann, der über Handel Manufakturen und Luxus Progammen ge-

ſchrieben hat; ein Student mit der Kennermiene, der in ſeiner Dachſtube die Kunſt aus dem Grunde ſtudiert; ein Helleſener Dorfpaſtor, der über die Regierungskunſt gelehrte Rathſchläge geben kann; — ſo mögen ſie hinzutreten und ſich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiſte aufgetiſcht wird.

Dies iſt wenigſtens die Gattung Leſer die wir uns gewiß verſprechen; ob wir auch Leſer anderer Art erhalten werden, iſt eben ſo ungewiß, als das Schickſal überhaupt welches dieſes Werk und deſſen Verfaſſer zu erwarten haben. Freylich iſt zu vermuthen, daß durch viele der hier vorgetragenen Meinungen, Spaltungen in der Kirche erregt werden möchten, und daß man darin Abwei-

chungen von den allgemeinen symboli-schen Büchern und von den besondern formulis committendi einzelner Städte oder Länder entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schließen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe; man wird sich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrten nicht für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte, u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwa zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill auf ihn machen, oder ihm Vorei-

sen daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch vielleicht könnte auch von allem diesem nichts geschehen. Vielleicht lieset niemand dieses Buch, niemand findet etwas besonders darin, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerksamkeit eines Gewürzkrämers, der schon bey sich überdenkt, welche dauerhafte Kaffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Indeß dürften sich auch wohl einige wenige Leser finden, die sich an dem Leben des Sebaldus, bloß weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann ist, eine Viertelstunde ergötzen, oder von seinen Meinungen Gelegenheit nehmen möch-

ten, über gewiſſe Materien weiter nachzudenken; allein da offenbar dies bey weitem nur die kleinere Anzahl ſeyn kann, ſo werden ſie eben nicht in Anſchlag gebracht werden können.

Leben und Meinungen
des
Herrn Magiſter
Sebaldus Nothanker.

Erſter Band.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Die erſten Monate nach der Verheurathung pflegen ſonſt neuverehelichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu ſeyn; aber der Paſtor Sebaldus und die ſchöne Wilhelmine waren zu Anfange ihrer Ehe in ihrem Betragen gegeneinander, wenn nicht kalt, doch etwas verlegen. Die landmänniſche Treuherzigkeit des Mannes, und die feine Hofmanier ſeiner jungen Frau machte einen Abſtand zwiſchen ihnen, ſo daß der Paſtor ſich noch nicht recht darein ſchicken konnte, mit ihr als mit ſeines gleichen umzugehen; Wilhelminen war hingegen noch immer der wohlgepuzte Hof vor Augen, den ſie verlaſſen hatte. Das Andenken an die prächtigen von der Fürſtinn abge-

legten Kleider, in der sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr sogar, als ob ihr etwas fehlte, daß sie ferner nicht hohen Personen mit tiefer Verneigung aufzuwarten hatte, und das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelten Schönheiten der Natur, womit sie auf dem Lande umgeben war, konnten sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst schadlos halten, den sie nun nicht mehr erblickte. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie oft — angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar einige Thränen, war aber doch die erste Ursache, daß sie die gute

Seite ihrer jetzigen Lage und die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen anfing, welche zu bemerken sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine schief gepuderte Perücke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey ihnen gegenseitige Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

Von dieser Zeit an vergaß die schöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so begann Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viele Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die von ihr bisher durch ein gnädiges HofläcHeIn verscheucht worden waren. Nun erwarb sie derselben Vertrauen, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im

Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeinde trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sondern weil er von ihnen selbst bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwistigkeiten um Vermittelung ersucht ward. Er schalt in seinen Predigten nicht auf die Laster, aber wenn ein Laster in der Gemeinde verübt wurde, pflegte er, ohne deſſelben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen, von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einst ver-

geblich versucht hatte, zwey Bauern, die in offenbarer Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: Jerusalem, du tödtest die Propheten, und steinigest die zu dir gesandt sind, die schönste Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieser sonst gutmüthige Mann, und der beym Antritte seines Amtes auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, im Herzen nichts weniger als orthodox war. Über das athanasische Glaubensbekenntniß hat er sich zwar niemals erklärt; nur weil er anstatt des Liedes: Wir gläuben all an einen Gott ꝛc., welches sonst alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden, oft ein geistliches Lied von Gellert singen ließ, war er bey einigen vielleicht allzubrünstigorthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzugutem Geruche. Über die Lehre von der Genugthuung aber

äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete (ohne Exegese, wovon er wenig hielt) viel philosophische Spitzfindigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie, welche unter allen andern Philosophieen am geschicktesten scheint, die Theologie philosophischer und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, von der letztern hingegen hatte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, im himmlischen Jerusalem würden alle Gottlosen fromm werden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise dazu gebracht worden, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Schon in seinen jüngern Jahren war er durch sorgfältiges Nachdenken auf den Gedanken gekommen: der Willen Gottes, der unsere itzige und

zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, müsse dennoch auch nothwendig durch Vernunft eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könne, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apokalypse dazu erwählt, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen

gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeihungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können; und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich als nützlich wäre.

Er hatte daher mit einer Menge seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder eine gewisse Ähnlichkeit, ob er ihnen gleich sonst sehr unähnlich war. Viele Landpfarrer predigen Sonntags mit lauter Stimme das Gesetz, und wissen die Ungläubigen und Ketzer mit starken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte gar fein zusammenzutreiben. Eben diese Männer aber sieht man die ganze Woche über als dickstämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drollichte Trinkgesellschafter oder vorsichtige Wucherer, und möchte sie kaum für Ebendieselben halten. Eben so konnte jedermann alle Sonntage hören, daß der Vortrag des Pastors Sebaldus einfältig, herzrührend und allen Bauern verständlich war. Wer hätte sich da vorstellen sollen, dies sey der grundgelehrte Mann, der alle Kommentarien über die prophetischen

Bücher durchstudirt hatte, der alle alte und neue Prophezeihungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weissagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja-Mehemna gänzlich inne hatte? Wer hätte sich da vorstellen sollen, dieser ganz einfache Landprediger sey der Mann, der aus seinem Reichthume von gelehrtem Stoffe mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeihungen aus der Apokalypse gezogen hatte, welchem Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auslegung der apokalyptischen Weissagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der siebenzig Wochen, weder an Richtig-

keit und Wahrheit, noch an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen waren?

So wie die meisten großen Begebenheiten aus sehr geringen Ursachen zu entspringen pflegen, so ging es auch derjenigen Hypothese über die Apokalypse, auf die sich Sebaldus am meisten zu gute that. Wilhelmine war, als sie vom Hofe kam, sehr französisch gesinnet: sie sprach und las gern französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmal in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Manne mehr als einmal vor, daß er gar nichts von französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche Sebaldus schon vorher an allem, was französisch war, ein überaus großes Misfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher deutscher Haß gegen Frankreich eingeprägt, und oft wiederholt worden daß die Franzosen und die leidigen Türken Erb- und Erzfeinde Deutschlands wären, daß sie Kaiser und Reich beständig bekrieget, und ganze Provinzen vom deutschen Reiche abgezwackt hätten. Da nun Frankreich auf-

ſer dem vielen und öftern Unheile, das es auf deutſchem Boden angerichtet hatte, ſich auch ſogar in des Sebaldus Hausangelegenheiten mengte (denn er ließ ſichs nicht ausreden, daß bloß die Neigung zum Franzöſiſchen Urſache ſey, daß ihn Wilhelmine nicht ſo herzlich liebte, als ers wünſchte); ſo verdoppelte ſich ſein Haß gegen alles, was franzöſiſch war. Weil er nun ſonſt kein Mittel ſah, ſeinen Unwillen auszulaſſen, ſo wandte er ſich mit Ernſt zu ſeiner allgemeinen Zuflucht, der Apokalypſe, und forſchte nach, ob denn in dieſem Magazine von Weiſſagungen nicht eine Weiſſagung wider die Franzoſen enthalten ſeyn ſollte?

Es hat einer von den zweyhundert ſchwäbiſchen tiefſinnigen Erklärern der Offenbarung Johannis es als einen ſichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inſpiration dieſes Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin ſuche. Dies erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apokalypſe mit einem Seitenblicke auf Frankreich las, ſo ſchien ihm dies dunkle Buch ganz klar zu werden, und er glaubte ſich zuletzt überzeugt, daß ein großer Theil der apo-

kalyptischen Bilder nichts als ein Kompendium der französischen Geschichte wäre, welches vor dem Hainault und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrieben worden sey, als die Begebenheiten vorgingen. Er war fest versichert, daß die große Babylon im XVIIten Kapitel weder die Stadt Rom, noch die Freymaurerey, sondern die Stadt Paris andeute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Kapitel konnte er aus dem P. Daniel erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der nürnbergischen Übersetzung, durchgelesen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er sich am meisten einbildete, war, daß die Zahl des zweyten Thieres 666 oder χξϛ die Jesuiten bedeute, deren Verjagung aus Frankreich er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch versichert, das Büchlein im Xten Kapitel, das im Munde süß war wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, müsse offenbar auf die vielen schlüpfrigen sittenverderbenden französischen Duodezbände gedeutet werden, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen. Alle diese und meh-

rere neue Entdeckungen über die Apokalypse gediehen in kurzem zu einem großen Werke, woran unser Sebaldus unabläßig arbeitete.

Freylich hatten diese gelehrten Bemühungen nicht ganz den Beifall der schönen Wilhelmine. Sie warf sich zwar, nach ihrer gänzlichen Entfernung vom Hofe, in die Litteratur, so wie sich die vom Hofe verwiesenen französischen Damen in die Devotion werfen; aber diese Litteratur war von derjenigen, die Sebaldus trieb, himmelweit unterschieden. Wilhelmine war eine schöne Geistinn. Alle gute deutsche und französische Dichter hatte sie so fleißig gelesen, daß sie in der Konversation nicht selten Stellen daraus anzuführen pflegte. Im Urtheile über den Werth der Romane war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter ganz frisch von der Presse, und die Bremischen Beyträge, die Sammlung vermischter Schriften, und die Briefe die neueste Litteratur betreffend, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger, und die Konrektoren in den benachbar-

ten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

In der Philosophie waren Sebaldus und seine Wilhelmine noch weit mehr von einander unterschieden. So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben; besonders aber wußte sie desselben kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen sich den Geschmack bilden wollte, so pries sie derselben das zehnte Kapitel, wie man von Schriften urtheilen soll, nebst dem eilften an, wie man Bücher recht mit Nutzen lesen kann. Der Crusiusschen Philosophie war sie von Herzen gram; welches auch kein Wunder war, weil sie sich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des Hochwürdigen Mannes in die Hand zu nehmen. Sebaldus gab sich alle mögliche Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie nur wenigstens Wüstemanns Kompendium der Crusiusschen Philosophie durchlesen möchte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philosophen hielt. Umsonst! Sie legte es, nachdem

dem sie sechs Seiten durchgelesen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerinn.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Philosophie der schönen Wilhelmine zuweilen eine kleine Unordnung im Hauswesen habe verursachen können, und wie möglich es gewesen, daß ein neuangekommenes Stück der Litteraturbriefe der zureichende Grund seyn konnte, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleine häusliche Widerwärtigkeiten störten aber keinesweges die beiderseitige Zufriedenheit. Da Sebaldus gemeiniglich zu eben der Zeit über einem Gesichte aus der Apokalypse geschwitzt hatte, so schmeckte er entweder den Fehler der Speise nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf sich, weil er glaubte, er habe auf sich allzulange warten lassen. So gebiert das Bewußtseyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freylich, verursachten die sich gerade entgegengesetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute unter ihnen manchen heftigen Zwist; sobald aber nur die beiderseitige Zuneigung stärker geworden war, konnten die verschiedenen Meinungen nicht mehr den Wachs-

thum ihrer Liebe hindern. Auf die Philoſophie, über die ſie ſich ſo oft ohne Erfolg geſtritten hatten, ließen ſie ſich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ ſich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelminen ein Stück aus einem neuen deutſchen Schriftſteller vorleſen zu hören (denn wider die franzöſiſchen Schriften hatte er ſich allzudeutlich erklärt, als daß ſie ſich derſelben zu erwähnen getrauet hätte). Wilhelmine war auch zuweilen ſo gefällig, von ihrem Manne ein Stück ſeiner neuen Erklärung der Apokalypſe, mit Parallelſtellen aus P. Daniels Geſchichte beſtärkt, ſich vorleſen zu laſſen. Sie rief wohl zuweilen aus: »Sinnreich! wirklich ſehr ſinnreich!« Mit dieſem Beyfalle war er vergnügt wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er ſetzte ſich ans Klavier, und ſpielte ungebeten einige der Oden mit Melodieen, von denen er wußte daß ſie ſeiner Frau am angenehmſten waren. Wilhelmine ſang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlich war ein ſolcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für dieſen und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der erſtern neun Monate ihres Eheſtandes ward er mit einem Sohne

gesegnet, dessen sich der Hofmarschall aus alter Bekanntschaft besonders annahm. Er ließ ihn oft zu sich in die Stadt holen, beschenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch schütterte, wenn der Junge, der von seiner ersten Jugend an versprach einst ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umstehenden in die Wade zwickte, oder sonst jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe sechs Jahr alt war, so nahm er ihn ganz zu sich, so daß ihn seitdem seine Eltern nur selten zu sehen bekamen. Im vierzehnten Jahre war der Knabe so weit gekommen, daß er die muthwilligen Neckereyen, die der Hofmarschall so oft in seiner ersten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an seinem Wohlthäter selbst auszuüben anfing. Dieser mochte nun wohl dem Witze des Knaben Beyfall geben, wenn er andere hohnneckte, aber nicht, wenn er sich auch an ihn, den Hofmarschall selbst, wagte, und dachte daher darauf, sich dessen zu entledigen. Er besann sich, daß er einen guten Freund hatte, der Kurator über eine etwa 25 Meilen entlegene Fürstenschule war; in derselben verschaffte er dem jungen Nothanker eine Freystelle. Als der Knabe in derselben

sechs Jahre verharrt hatte, und es nun Zeit schien, ihn auf Universitäten zu bringen, verschaffte er demselben durch gleiche Protektion zwey Stipendien auf einer berühmten Universität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, so konnte der junge Nothanker auch seine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortsetzen, als sonst ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er studirte daher nicht allein in den Kollegien, sondern auch in den Kaffeehäusern, bey den Jungemädgen, in den Dorfschenken, und also in der großen Welt der Universitäten. Er machte auch Verse und Satiren, wodurch er denn bald ein Mitglied der deutschen Gesellschaft des Ortes ward. Von der Philosophie machte er Profession, und setzte sich schon in seinen Studentenjahren vor, in derselben einst große Veränderungen vorzunehmen; in der ästhetischen Kritik aber war er so stark, daß er den Longin, Shakespear und Home immer beym dritten Worte citirte. Diese Nachrichten erfreuten Wilhelminen ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben ansah, obgleich Sebaldus ein wenig darüber den Kopf schüttelte, und die Hoffnung, die er sich

seit zehen Jahren gemacht hatte, ihn einmal zum Adjunkt seiner Pfarre zu bekommen, beynahe aufzugeben anfing.

Etwa sechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, als eben die Zuneigung zwischen Sebaldus und Wilhelminen zur wärmsten Zärtlichkeit gestiegen war, wurden sie mit einer Tochter erfreut. Mariane war von ihrer ersten Jugend an der Gegenstand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Besonders wendete Wilhelmine ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung dieser Tochter. Sie unterwies sie in allen weiblichen Arbeiten und in der französischen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergaßen nichts um den Geist und das Herz dieses geliebten Kindes zu bilden. Mariane hatte in ihrem sechszehnten Jahre die besten deutschen und französischen Schriftsteller gelesen. Nach Endigung ihrer häuslichen Arbeiten war ihr Abendgeschäft wechselsweise ihrer Mutter vorzulesen, oder auf dem Klaviere zu spielen, worin ihr Vater ihr erster Lehrmeister gewesen war, und ihr eigner Fleiß sie zu mehrerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine sanfte Seele, ein mit-

leidiges Herz, krönte ihre übrige gute Eigenschaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Eltern noch einen viel größern Werth.

Als dieſe älteſte Tochter ſchon erwachſen war, wurde die Familie noch mit einer kleinen Tochter vermehrt, bey deren guter Erziehung Wilhelmine mit der jungen Marianne wetteiferte.

Zweyter Abſchnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf ſolche Art viele Jahre ununterbrochen fortgedauert. Sebaldus verrichtete ſeine Amtsgeſchäfte in der Kirche mit frohem Gemüthe, eben ſo wie Wilhelmine in der Küche und in der Milchkammer. Beide unterſtützten willig ihre nothleidenden und bekümmerten Nachbarn, und dann kehrten ſie vergnügt zu ihrer eigenen Geſellſchaft, und zur Geſellſchaft ihrer inniggeliebten Kinder zurück. Ein frohes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verſchönerte ihre ruhigen Spaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere Veränderung, ſo, wie ihre Kinder im Alter zunahmen. Eine

richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall den Mariane hören ließ, ein neues musikalisches Stück das sie zum erstenmal spielte, war der elterlichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da Charlottchen zuerst das süße Wort Mutter lallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füßen drittehalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vater forttaumelte, der, da sie ihm das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Eltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfischen, auch noch nachdem sie vorbei waren, genossen wurde.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohte es doch ein kleiner Zufall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, betitelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neuen Schriften, sonderlich von solchen die sich mit dem Tande der welt-

lichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der schönen Litteratur beschäftigten, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darin gewöhnlicher Weise außer dem fürstl. privilegirten Gesangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Kalendern, als dem hinkenden Staatsboten, und dem Nürnbergischen Land- und Hauskalender, u. s. w.; nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröße, Schabalie wandelnde Seele, Försters expediten Prediger in sechs Quartbänden, die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren, nebst der Insel Felsenburg, dem im Irrgarten der Liebe taumelnden Kavalier, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Malers Michael, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, welche auf alle neue Bücher neugierig war die in die schönen Wis-

ſenſchaften, in die Sittenlehre, Geſchichte u. ſ. w. einſchlugen, hatte, wie wir ſchon erwähnt haben, für ſich ſelbſt eine kleine auserleſene Bibliothek ſolcher Schriften, dergleichen in dem ganzen Fürſtenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürſtlichen Reſidenzſtadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alle merkwürdige neue Bücher dieſer Art, in eben dem Pakete zuzuſenden, worin Sebaldus alle neue Schriften die über die Apokalypſe herauskamen, empfing. So nährte der ehrliche Hieronymus den Geiſt beider Eheleute mit Witz und mit Prophezeihungen.

Dieſer Buchhändler hatte in ſeiner Jugend einige Schulſtudien gehabt, und dadurch vor verſchiedenen ſeiner Handlungsgenoſſen den kleinen Vorzug erlangt, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verſtehen. Er hatte in verſchiedenen anſehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener geſtanden. Dabey hatte er nicht allein ſein eigenes Gewerbe in einem weit größern Umfange eingeſehen, ſondern auch Städte und Sitten der Menſchen kennen lernen. Daher kam es wohl,

daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällte, als sein Nachbar der Superintendent, oder sein anderer Nachbar der Rath in dem fürstlichen Expeditionskollegium, die beide, außer ihren auf einer benachbarten Akademie verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten die er besaß, eben nicht unablässig geltend zu machen, daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, in Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden: denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grundsätzen und einer so glücklichen Temperamentstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es eben bey seinen Nebenbürgern sonderliches Aufsehen verursacht hatte.

Gleichwohl waren durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen wo er sich befand, zwey neue Handlungszweige eröff-

net worden, an die vorher noch niemand gedacht hatte. Das kleine Fürstenthum hatte einen fruchtbaren Boden und nicht wenig Viehzucht; es brachte alles hervor, was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf was ihnen zuwuchs. Weil sie aber außer ihrem mäßig bestellten Ackerbaue, gar keine einzige Art von Kunstfleiß trieben, so war freylich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums aus der Wolle die in diesem kleinen Fürstenthume sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdann in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus war der erste, der sich unterstand Bücher darin einzuführen. Er sah aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkaufte mehrmal z. B. das Juristische Oraculum in sechszehn Foliobänden für einen fetten Ochsen, Leopolds Landwirthschaftsbuch für sechs Scheffel Roggen, und Riegers Herzpostill, oder Car-

dilucii Kunst- Natur- und, Nahrungspostill für ein paar Schock Eyer; ja er gab noch wohl Mürdelii süße Geisteserquickungen, oder Meletaons Tugendschul in den Kauf.

Hierdurch machte er sich besonders bey den Predigern in den Städten, Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehenden oder von ihrem Naturaldeputate daran wagten, um sich Krausens evangelischen und epistolischen Predigerschatz, Kleiners Hirtenstimme, Schlichthabers fünffache Dispositionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs epistolische Spruch- und Kernpostill anzuschaffen, und sich dadurch die schwere Last des Predigtamts, die sie so sehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und schafften sich von einem Theile des Ertrags ihrer Erndte und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollatzens Gnadenordnung und Pilgerstraße, das Gebetbuch die reine Wasserquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens

Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngsten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taschenspielerkünste, Schnurrs Kunst- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben, Heußens bibliſche Seelenweide, u. d. gl. Die fürſtlichen Räthe und Sekretarien aber kauften Bolzens Amts- und Gerichts-Actuarium, deſſen Anweiſung zum Ambthierungswerke, beſonders aber des deutlichen Schweſers oder *Philoparchi* wohlunterichteten Beamten ꝛc.

Hieronymus erhielt alſo, als ein Laye, einen Vortheil der ſonſt nur der Geiſtlichkeit eigen war, nehmlich er ſpeiſete den Geiſt ſeiner Mitbürger und eignete ſich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauſchten Ochſen, Hammel und Schweine in ſeine Ställe treiben, und das eingetauſchte Getreide auf ſeine Böden ſchütten. Beides war auf den Märkten des obengedachten Herzogthums für baares Geld zu verkaufen, weil daſelbſt die blühenden Manufakturen eine größere Bevölkerung, dieſe aber unvermerkt einen höhern

Preis der Nahrungsmittel verursacht hatten. Man kannte unsern Mann daselbst nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus; hingegen der Namen des Korn- oder Viehhändlers Hieronymus war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daselbst um desto bekannter.

Seine Nachbarn hatten selbst Äcker und Wiesen; aber zufrieden sich zu nähren, bauten sie wenig mehr als gebraucht ward, und dachten nie daran, den kleinen Überfluß ihren Nachbarn weiter, als etwa bis in die nächste Landstadt, zuzuführen. Es währte Jahre lang, bis durch die beladenen Wägen und durch die Heerden Vieh, die sie so oft aus Hieronymus Hause wegfahren und wegtreiben sahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie versuchten bald über diesen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fingen sie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Äcker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch selbst an gutem Wohlstande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in so gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfingen, warum das Land sich so schnell verbessert habe.

Eigentlich war freylich die Urſache davon der Fleiß des Hieronymus, und das Beyſpiel das er ſeinen Mitbürgern gegeben hatte. Es iſt aber allen denen, die politiſche und Finanzvorfälle unterſuchen, ſchon längſt zur Regel geworden, nicht die kleinen Umſtände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Urſachen der Begebenheiten zu ſeyn pflegen, ſondern große Umſtände aufzuſuchen, welche gemeiniglich nicht die wahren Urſachen ſind. Daher ward in einer in das fürſtliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die ſchnelle Zunahme des Wohlſtandes der landesväterlichen Vorſorge des Fürſten zugeſchrieben (der auf ſeinem Luſtſchloſſe ſeine Zeit zwiſchen der Jagd und ſeiner Mätreſſe theilte); und nach derſelben den klugen Anſtalten ſeines erſten Geheimenraths (der in der fürſtlichen Reſidenzſtadt im Kabinette unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit ſeinen Verwandten und Kreaturen zu beſetzen). Der Superintendent D. Stauzius hingegen, ein ſcharfer Geſetzprediger, nahm dieſe Abhandlung in der Einweihungspredigt der neuerbauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und verſicherte, der zugenommene Wohlſtand des Fürſtenthums ſey

bloß ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner.

Man muß nehmlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein paar Jahre vorher, fünf Straßen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Baue der Kapelle, welche viel vergrößert und verschönert aufgebauet werden sollte, so reichlich bey, daß sie freylich kein Geld übrig behielten, zu einer Hauskollekte etwas herzugeben, die der Bürgermeister veranlasset hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyspringen müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger sie zu vergrößern, so lange die Häuser der Einwohner, zu deren Gebrauche die Kapelle dienen sollte, noch in der Asche lägen. Diese mußten sich freylich, da sie nir-

gend

gend unterkommen konnten, und gar keine Hoffnung sahen sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Kolonisten nach Rußland anwerben lassen, und bekamen also die für sie neuerbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie die gedruckte Einweihungspredigt des D. Stauzius nebst den beygefügten Carminibus des Stadtministeriums und aller Primaner des fürstlichen Lyceums mit vieler Erbauung am Ufer der Wolga vorlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben dem Pakete, worin Wilhelmine die Schrift vom Tode fürs Vaterland erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. D. Stauzius hatte in derselben mehr als einmal, denen die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder die Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdamniß gedrohet. Sebaldus konnte aber an diese Lehre nie denken, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen nahe war. Dagegen hatte der Tod fürs Vaterland auf Wilhelminen eine ganz entgegenstehende Wirkung, denn er setzte ihren ohnedies zum Romantischen ge-

neigten Geist schnell in Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken des Verfassers: daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Maschine sey, sondern seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe; daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe; daß sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle. Erhitzt von diesen Ideen beschloß sie in dem allgemeinen Kriege der damals Deutschland verheerte, auch ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland zu geben. Da fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: »Sollte wohl ein Diener der Re»ligion sich entweihen, sollte er wohl dadurch »sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem »er tausendmal gesagt hat: Thut Buße! »auch einmal riefe: Sterbet freudig fürs »Vaterland?« Dieser Aufforderung Genüge zu thun fand sie edel und groß, und eilte ihren Mann dazu aufzumuntern. Sie las ihm aus der Schrift, die ihr so sehr gefiel, die stärksten Stellen vor, und beschloß mit den eben angeführten an die Prediger gerichteten Worten. Hierauf nahm sie alles zusammen, um ihn zu bewegen, daß er den

nächsten Sonntag seiner Gemeine predigen sollte: Sterbet freudig für das Vaterland!

Doch sie fand bey ihrem Manne einen stärkern Widerstand als sie sich vorgestellt hatte. Sebaldus wußte ihrer feurigen Überredung hundert unerwartete kalte Gründe entgegenzusetzen; denn sein Geist gerieth ohne Prophezeihung nicht leicht in Enthusiasmus, und durch D. Stauzius Einweihungspredigt war er gar nicht erwärmt worden. Unter andern meinte er, ein Geistlicher, wenn er glaube oft genug gerufen zu haben: Thut Buße! könnte noch eine Menge Wahrheiten predigen, die ihn alle noch nützlicher dünkten, als der Tod für das Vaterland. »Und, setzte er hinzu, »wo ist in unserm unter Krieg »und Verheerung seufzenden Deutschland jetzt »wohl das Vaterland zu finden? Deutsche »fechten gegen Deutsche. Das Kontingent un»sers Fürsten ist bey dem einen Heere, und »in unserm Ländchen wirbt man für das an»dere. Zu welcher Partey sollen wir uns »schlagen? Wen sollen wir angreifen? Wen »sollen wir vertheidigen? Für wen sollen wir »sterben?«

Aber Wilhelmine hatte nun einmal lebhaft den Gedanken gefaßt, es solle vom Tode fürs Vaterland gepredigt werden, und da ihr Mann durch allgemeine Gründe nicht zu bewegen war, nahm sie zu solchen ihre Zuflucht die ihn näher angingen. »Wie?« sagte sie: »Wird denn nicht in diesem Kriege »wider die Franzosen gestritten? Die Deutschen sind ächte Deutsche, die auf Türken »und Franzosen losgehen! Sie haben mir, »mein Lieber! oft von Weißagungen vom nahen Untergange Frankreichs vorgesagt; sollte »in der Apokalypse keine Weißagung seyn, »die den itzigen Krieg angehet? Schlagen Sie »doch nach. Wer weiß, ob in diesem Kriege »nicht Deutsche das stolze Frankreich erobern »sollen? Wenn es Ihnen nun vorbehalten »wäre, durch Ihre Predigt zu diesem großen »Werke den ersten Anlaß zu geben? Welcher »Ruhm für Sie, wenn auch auf Sie und »auf Ihre Predigt mitgeweißagt wäre? Können Sie der Kraft so vieler Gründe wohl »widerstehen? Ich dächte, Sie müßten da»durch determinirt werden!«

Der arme Sebaldus war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen: denn Wilhel-

mine pflegte, eben nicht die Apokalypse anzuführen, noch weniger pflegte sie der Franzosen mit widrigen Seitenblicken zu gedenken; und was den zureichenden und determinirenden Grund betraf, waren beide so schlechterdings entgegengesetzter Meinung, daß weder Sebaldus das Wort zureichend, noch Wilhelmine das Wort determinirend jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geschah also hier, was immer zu geschehen pflegt, nehmlich, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die besten Gründe einer Mannsperson unkräftig macht.

Sebaldus wählte für den nächsten Sonntag einen schicklichen Text aus der Apokalypse, und da dieses das erstemal war, daß er einen aus diesem von ihm so geliebten Buche auf Kanzel brachte, so hielt er seine Predigt vom Tode fürs Vaterland, in einem ihm sonst nicht gewöhnlichen enthusiastischen Feuer; und nicht ohne Frucht. Denn beym Herausgehen aus der Kirche sah er auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand sehr laut reden. Als er näher hinzu kam, vernahm er, daß ein im Dorfe liegender

preußischer Unteroffizier, der mit in der Kirche gewesen war, zu seiner Predigt eine epanorthotische Nutzanwendung hinzu that; wodurch denn zehn junge rasche Bauerkerle bewegt wurden, auf der Stelle Dienste zu nehmen.

Dem Gebaldus klopfte hiebey das Herz etwas ängstlich, aber Wilhelmine jubilirte über den glücklichen Erfolg ihres Vorschlags. Sie wendete auf dem Wege aus der Kirche nach Hause alles an, um ihrem Manne eben so freudige Gesinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen seyn, wenn nicht zwey Briefe, die sie bey ihrer Ankunft zu Hause fanden, ihre Freude etwas niedergeschlagen hätten. Der eine war von einem Professor der Universität wo ihr ältester Sohn studirte. Er meldete ihnen ohne Umschweife, daß ihr Sohn mit Hinterlassung vieler Schulden davon gelaufen sey, und daß niemand wisse, wohin. Beide Eltern fuhren bei dieser unvermutheten Nachricht zusammen, und zitterten vor dem zweyten Briefe, an dessen Aufschrift sie ihres Sohnes Hand erkannten. Der Sohn meldete darin, ohne von seinen Schulden etwas zu erwähnen, »daß er es für einen guten Bür»ger für schimpflich halte, stille zu sitzen wenn

»das Vaterland in Noth sey; daß die Römer »und Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienste »gethan hätten, daß er diesem glorreichen »Exempel folgen wolle, und daher zur Armee »gegangen sey. Zugleich meldete er seinen »Eltern, er habe vor der Hand einen frem»den Namen angenommen, und wolle diesen »so lange führen, bis er seinem wahren Na»men Ehre mache.« Sebaldus ward bey dieser Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geschrey rücklings aufs Kanapee. Sie besann sich aber bald, daß jetzt Gelegenheit sey, spartanische Gesinnungen zu zeigen, und sagte nach einigen Minuten mit gebrochener Stimme und mit thränenden Augen: »Ich habe ihn dazu geboren!« Sie suchte, so schwer es ihr ward, ihre heldenmüthigen Gesinnungen bey sich wieder hervor zu ziehen. Bald stellte sie sich die großen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedauerte sie nur, daß er seinen Namen verändert hatte, weil sie auf diese Art vor ihr unbemerkt geschehen könnten. Bald hofte sie wieder, daß er, wenn er etwas Großes verrichtet hätte, gewiß seinen Namen kund thun werde. Doch konnten alle diese

heroiſchen Geſinnungen, mit denen ſie ſich tröſtete, und die dem Sebaldus gar keinen Troſt gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weiſe Betrachtungen unterdrükken, die ſich den Reſt des Tages über beſtändig dazwiſchen miſchten. Und nun legten ſie ſich beiderſeits in einer ſolchen Gemüthsverfaſſung ſchlafen, daß, wenn ſie vier und zwanzig Stunden vorher darin geweſen wären, Sebaldus ſo wenig würde gepredigt haben: Sterbet freudig für das Vaterland! als Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abſchnitt.

Indeß erſcholl die Nachricht von dieſer Predigt und von ihren Folgen bald bis in die fürſtliche Reſidenz. Sebaldus hatte im Konſiſtorium zwey ſehr mächtige Feinde. Zuerſt den Präſidenten, zugleich ein Ehrenmitglied verſchiedener deutſchen und lateiniſchen Geſellſchaften. Er fertigte viele ſehr fließende deutſche Reime, und viele ſehr deutliche lateiniſche Chronodiſtichen auf alle am fürſtlichen Hofe vorfallende Galatage, auf alle Landpla-

gen, als Heuſchrecken, Hagel, feindliche Einfälle, auf alle Promotionen der ihm untergebenen Konrektoren und Landprediger. Wilhelmine als eine feine Kennerinn glaubte ſich dem falſchen Geſchmacke, der in ihrem Vaterländchen beſchützt ward, widerſetzen zu müſſen. Sie ſprach daher bey jeder Gelegenheit von den deutſchen Verſen des Präſidenten überaus verächtlich, und ſeine lateiniſche Chronodiſtichen wußte ſie aus dem Zuſchauer mit einer Reihe Soldaten zu vergleichen, in welcher einige Rieſen zwiſchen einer Anzahl Zwerge ſtänden. Nun iſt es bekannt, daß alle Dichter ſehr empfindlich, und die ſchlechten gemeiniglich die empfindlichſten ſind. Es läßt ſich alſo leicht erachten, wie der Präſident es für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfaſſung und die gute Subordination halten mußte, daß eine Landpfarrerfrau ſich über die Verſe eines Mannes wie er öffentlich aufhalten dürfte, und wie er keine Gelegenheit werde verabſäumet haben, ſeinen Widerwillen wider den guten Geſchmack der Frau den Mann empfinden zu laſſen. Der zweyte Feind des Sebaldus war der Generalſuperintendent D. Stauzius, der ehemalige Dorfpfarrer, der unſern

Sebaldus mit Wilhelminen getrauet hatte, der wilde Mann, der so gern vom Obersten Menzel und vom lustigen Treffen zu Roßbach sprach. Er hatte kurz nach Sebaldus Heurath die vom diesem verschmähte Ausgeberinn des Präsidenten geheurathet, und war dadurch Generalsuperintendent geworden. So wie er am Stande zunahm, wuchs auch sein Eifer für die Orthodoxie, und er ließ sich zum Doktor der Theologie machen, um einen doppelten Beruf zu haben, sich der Orthodoxie alles Fleißes anzunehmen. Er erhielt auch im Lande eine solche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann in einer wohleingerichteten Kompagnie Soldaten, wo jeder Rock so lang als der andere, jeder Zopf so dick als der andere, jede Stiefelette so hoch aufgeknüpft ist als die andere, und die sich nie nach ihrem eigenen Willen, sondern bloß nach dem Winke ihrer Obern beweget. Jeder Prediger, der nur den geringsten Geruch von Ketzerey an sich spüren ließ, wurde abgeschafft. Dadurch ward das Ländchen so rein gehalten, daß nur der einzige Sebaldus auf der schwarzen Liste stand. D. Stauzius hatte mit ihm, noch als Dorfpfarrer, schon oft über die Ewigkeit der

Höllenstrafen gestritten, die er eifrig behauptete; wogegen Sebaldus, wie wir den Leser schon haben merken lassen, davon zwar ganz menschenfreundliche aber nicht orthodoxe Begriffe hegte. Seitdem nun D. Stauzius Generalsuperintendent geworden war, glaubte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen noch weniger entbehren zu können. Er merkte beym Antritte seines Amtes bald, daß bey den Kammerjunkern und den fürstlichen Räthen, mit dem florentinischen Wetterglase, woraus er vormals seinen Bauern Wind und Wetter vorhersagte *), nicht viel auszurichten wäre. Er legte sich also, um die Hofleute in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Gesetzpredigen. Er malte ihnen den höllischen Schwefelpfuhl recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor, wobey er dann mit einem hohlen klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder losdonnerte, so gefällig und nachgebend bezeigte er

*) S. Wilhelmine S. 105.

sich gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte; die ihn daher ganz regierte. Unglücklicherweise für Sebaldus war sie auf denselben und auch auf dessen Frau sehr übel zu sprechen; denn sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr das einträglichere Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heurathen. Wenn also D. Stauzius über Sebaldus nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren jetzigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Es war also kein Wunder, daß Sebaldus sehr oft, auch bey den geringfügigsten Vorfällen, nachdrückliche Verweise aus dem Konsistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen ward zu wichtig befunden, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise hätte können abgemacht werden. Sebaldus ward nach der fürstlichen Residenz gefordert, um in Person vor dem Konsistorium zu erscheinen. Als er nun vor die Schranken trat, sah ihn der Präsident von oben bis unten an, seufzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen

Himmel, und hielt ihm in einem feinen etwas heisern und langgezogenem Tone seinen Unfug vor, daß er von etwas anders als von Buße und Zerknirschung des Herzens gepredigt hätte, welches den symbolischen Büchern schnurstracks zuwider sey. Kaum hatte der fünfte Präsident ausgeredet, als der heftige Generalsuperintendent aufstand. Er schrie mehr, als er sprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Gesichte, runzelte seine starke, halbgraue und halbrothe Augenbraunen, konnte vor Zorn nicht sprechen, und schüttelte, als er endlich anfing, in einem hohlen und bellenden Tone, so schnell daß ein Wort das andere jagte, ein gestottertes Anathema über das andere auf den armen Sebaldus aus. Er hielt ihm vor, die zehn angeworbenen Bauerkerle hätten vermuthlich in den Stand der Gnade kommen können; da sie aber nun in dem sittenlosen preußischen Lande Atheisten würden, müßten sie ewig verdammt werden. Auch Er, Sebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen schuld wäre, — und was des Verdammens mehr war.

Sebaldus antwortete bescheiden mit wenig

Worten, und ließ am Ende seiner Rede einfließen, »daß Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menschen, daß er uns nach der reinen »Absicht unsers Herzens, nicht aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unserer »Handlungen richten werde.« Stanzius fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wuth an: »Ob er »die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?« Sebaldus antwortete ganz gelassen: »Er glaube »nicht, daß es Menschen gezieme, der Güte »Gottes Maaß und Ziel zu setzen.« »Sie sehen, meine Herren,« redete der äußerst aufgebrachte Superintendent die Anwesenden an, »daß dieser gottlose Mann in den Grundlehren des Glaubens irrig ist, und schändliche »grundstürzende Irrthümer behauptet; ich trage »also darauf an, daß er unverzüglich seines »Amtes entsetzt werde, damit er die Seelen »der ihm anvertrauten Heerde nicht ferner in »Gefahr bringe.« Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: »Es ist »zwar wahr, daß Ehrn Nothanker sich eine »schwere Verschuldung hat zur Last kommen »lassen, doch erfordert die christliche Liebe, »daß man in einer so wichtigen Sache, als »die Absetzung vom Amte ist, sich nicht über-

»eile. Daher ist meine Meinung, daß dem »Fiskal aufgetragen werde, eine in gehöriger »Form abgefaßte Klage zu überreichen, welche »dem Beklagten mit dem Bedeuten, sie in »zwey Tagen zu beantworten, sub poena »praeclusi und daß alsdann in contumaciam »wider ihn erkannt werde, zu kommuniciren »sey, deßgleichen daß derselbe auf nächste »Session in vierzehn Tagen beschieden werde, »um die alsdann abzufassende Sentenz anzu»hören.« Dieser Meinung fielen alle bey, und Sebaldus verfügte sich mit schwerem Herzen nach Hause.

Die Klage des Fiskals lief in wenig Tagen ein; und weil darin noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenstrafen, als auf die gehaltene Predigt Rücksicht genommen war, so glaubten Sebaldus und Wilhelmine darin die Feder des D. Stauzius zu erkennen. Sebaldus beantwortete sie in den gesetzten zwey Tagen ausführlich, und Wilhelmine fügte noch einige Anmerkungen hinzu, wodurch ihrer Meinung nach die Unschuld ihres Mannes so treffend bewiesen wurde, daß sie glaubte es ließe sich auch nicht das geringste nur mit einigem Scheine dawider einwenden. Diese

Verantwortung schickte Sebaldus sogleich nach der Kanzley; und schwebte indeß zwischen Furcht und Hoffnung. An dem angesetzten Tage begab er sich nach der Residenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Sessionsstube eine halbe Stunde warten, während das Konsistorium über sein Schicksal rathschlagte. Darauf ward er hineinbeschieden, um die Sentenz anzuhören, welche nach dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaßen lautete: »Daß Beklagter wegen irriger Lehre und »Abweichung von den theuer beschwornen symbolischen Büchern, wobey er aller liebreichen »Ermahnungen ohnerachtet verharret, seines »Predigt- und Lehramts zu entsetzen, und zu »bedeuten sey, sich alles fernern Lehrens, Predigens und sonstiger Actuum ministerialium »gänzlich zu enthalten, so lieb als ihm sey »die Vermeidung fürstlicher Ungnade, und »zweyjähriger Zuchthausstrafe. V. R. W.« Es fand keine Apellation statt. Der Konsistorialbothe nahm unverzüglich dem guten Sebaldus Kragen und Mantel ab; zugleich ward er ernstlich bedeutet, die Pfarrwohnung sogleich zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf mit einer väterlichen

Ermah-

Ermahnung in Frieden entlassen. Das Konsistorium aber blieb noch versammelt, um den Präsidenten ein lateinisches Chronodistichon auf diesen merkwürdigen zur Festhaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden Actum verlesen zu hören, das er in den vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war so betäubt, daß er alle Besinnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn nur mechanischer Weise nach Hause. Wilhelmine hatte sich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Prozesses die beste Hoffnung gemacht. Sie hatte daher in der von ihr selbst gepflanzten Laube neben dem Pfarrhause eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet, und ging darauf mit ihren beiden Töchtern ihrem Manne entgegen. Er kam endlich. Noch einige Schritte von ihm entfernt, sah sie schon, in seinen wilden starr auf sie gerichteten Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sey. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie sank zur Erde, und beide Töchter warfen sich weinend auf ihre Mutter.

Diese kam erst nach geraumer Zeit wieder zu sich, und ward in gröſter Schwachheit nach Hause gebracht. Alle Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bey dem Abendmahle in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters versprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine vom heftigen Schrecken erschüttert, lag in wenig Stunden in einem starken Fieber. Mariane, ob sie gleich ihr Herzeleid in sich zu verschlieſsen suchte, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre nassen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winselte unaufhörlich über das Leiden ihrer Mutter. Sebaldus aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachgieriger Menschen bestürzt, saſs staunend, in der stillen Schwermuth die äuſserlich kalt scheint, aber innerlich mit desto gröſserer Heftigkeit auf die Lebensgeister wüthet.

Vierter Abschnitt.

Des andern Morgens früh erschien vor Sebaldus Thüre ein Wagen, in welchem Mag. Tuffelius, der Informator der Kinder

des Generalsuperintendenten, saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der Magerkeit eines Kandidaten, als der Feistigkeit eines Pfründenbesitzers. Sein hageres bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände, die etwas länger waren als sie hätten seyn sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtlich, als wenn er sich fürchtete auf etwas zu treten; und wenn er sprach, welches nie ohne Noth geschah, war seine Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäkendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer der ihn gefahren hatte anmelden, stieg nach empfangener Antwort langsam aus dem Wagen, und schritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfingen. Er legte seinen Hut vor seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anwesenden mit einem halbtiefen Bücklinge ohne Haupt und Füße

zu bewegen und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich, und nach verschiedenen Hem! Hemk ließ er sich folgendermaßen aus: »Da ich »den göttlichen Beruf erhalten habe, die »Seelen dieses Dorfs als ein treuer Hirte zu »weiden, so wird es dann wohl nöthig seyn, »daß mir dieses Pfarrhaus als meine künftige »Wohnung sogleich geräumet werde, sintemal »ich entschlossen bin, mein Amt unverzüglich »anzutreten, und zu dem Ende noch anheute »auf meine nächstens zu haltende Antritts- »predigt zu studiren.« Sebaldus stellte ihm vor, daß es unmöglich seyn würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank geworden wäre. Tuffelius antwortete sehr trocken: »Die dem Herrn in »Person vorgelesene Sentenz enthält deutlich, »daß er die Pfarrwohnung sogleich räumen »soll, und es muß jeder Christ der Obrigkeit »unterthan seyn, die Gewalt über ihn hat; »ich rathe also wohlmeinend an, sich zu hü- »ten, daß die Widersetzlichkeit nicht eines zu »einem Beyspiele müsse angeführt werden, »wie die Abweichung von der reinen Lehre »auch zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit »hervorbringt.« Sebaldus war durch diese

Rede so sehr zum Erstaunen gebracht, daß er den Mag. Tuffelius mit starren Augen ansah, und stillschwieg. Mariane aber nahm das Wort, und sagte mit sanfter und zitternder Stimme: »Wir sind nicht willens, uns »zu widersetzen, wir sind auch dazu viel zu »schwach; wir verlangen nur so viel Zeit, als »nöthig ist, um eine andere Wohnung zu »suchen, dazu ist ein Tag zu kurz, zudem ist »meine Mutter gefährlich krank geworden. Ein »Prediger ist Bote des Friedens, er soll Ruhe, »Einigkeit und Wohlwollen befördern. Wollten Sie wohl den Anfang Ihres Predigtamts damit machen, daß Sie eine äußerst »schwache Kranke aus dem Hause würfen?« Tuffelius der mit seinen Augen bisher noch immer unverwandt gerade vor sich weggesehen hatte, richtete sie in einer mit dem Horizonte parallelen Linie gegen Mariannens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig in die Breite, und sagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: »Mulier taceat in rebus ecclesiasticis! Meine »liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein »vieljähriger Kandidat des heiligen Predigt»amts zu seyn, wenn ich die Pflichten dieses

»hochwichtigen Amts nicht wüßte. Die erste »Pflicht desselben ist wohl wahrlich, daß in »Rücksicht auf geistliche und göttliche Dinge »alle irdische und weltliche Dinge uns gar »nicht bewegen müssen. Es würde unverant»wortlich seyn, die armen verirrten Schafe »einen Sonntag über ohne Hirten zu lassen, »es ist also meine höchste Pflicht, mich ihrer »ohne Verzug anzunehmen, und sie bald wie»der auf den rechten Weg und auf die gute »gesunde Weide der reinen Lehre zu führen, »wovon sie vielleicht leider!« (hier seufzte er, und, that einen halben Blick auf Sebaldus) »ganz ab, und in den stinkenden Sumpf der »Heterodoxie geführet worden.« Nach vielem Wortwechsel ließ sich Tuffelius endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu seyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde. Er begab sich sofort in dieselbe, und schrieb einen langen Brief, womit er den Bauer der ihn gefahren hatte zurücksendete, legte Lankischens Konkordanz, die er im Koffer mitgebracht hatte, auf den Tisch, und fing an den Faden seiner Anzugspredigt zu spinnen.

Sebaldus, Wilhelmine und Mariane

hatten sich immer bloß auf ihr Recht verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protektion zu einem vortheilhaften Ausschlage nie überflüssig seyn werde. Wilhelmine erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von Nimmer, und glaubte diese bedeutende Patrone würden sie gewiß nicht verlassen haben wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. Da sie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geistes verloren hatte, so fing sie an wieder Hoffnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schicksal noch könnte geändert werden. Sie beredete endlich ihren Mann nach der Stadt zu gehen und bey seinen Gönnern Hülfe zu suchen. Man kam ferner überein, die Pfarrwohnung sollte nicht freywillig geräumt werden, und Wilhelmine wußte viele zureichende Gründe anzuführen, warum keine Gewalt zu befürchten sey. So lange man nur im Besitze wäre, glaubte sie, könnte noch wohl die Absetzung zu hintertreiben seyn. Mit solchen Überlegungen beschäftigten sich beide Betrübten bis auf den Abend, da sie sich etwas beruhigt niederlegten. Eben, dies

that auch Tuffelius, nachdem er mit lauter Stimme seinen Abendsegen abgelesen und ein Abendlied von zehn Versen gesungen hatte; wir wissen aber nicht genau, ob es Der Tag hat sich geneiget, oder Nun sich der Tag geendet hat, gewesen sey.

Fünfter Abschnitt.

Den andern Morgen früh mit Aufgange der Sonne ging Sebaldus nach der Stadt. Wilhelminen hatten ihre süßen Hoffnungen eine ruhige Nacht verschafft, wodurch sie merklich gestärkt ward. Sie ließ sich einige Stunden nachher in einen Großvaterstuhl setzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen Charlotte, die selbst die Nacht sehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte sich eben von Marianen etwas aus Wielands Sympathieen vorlesen lassen, als Tuffelius unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von seiner eigenen Hand sehr weiß gepuderte Perucke aufgesetzt. »Ich freue mich, sagte er (nachdem er ihr Friede im Herrn gewünscht hatte),

»Sie außer dem Bette und so gesund, stark »und munter zu sehen, welches sehr gut ist, »indem sie mir anheute ohne Widerrede das »ganze Haus einräumen müssen.« Wilhelmine, ganz erstaunt, stellte ihm die Unmöglichkeit vor. Tuffelius erwiederte aber: »Es »kann kein fernerer Aufschub Statt finden. Auf »nächstkünftigen Sonntag wird meine Introduktion vor sich gehen, daher wird der Herr »Generalsuperintendent des Sonnabends bey »mir abtreten, dazu muß ich in meinem Hause »alle nöthigen Anstalten machen, zumal da »er die Jungfer Ursula Stauzin mit sich bringen wird, mit welcher ich mich in ein christ»liches Eheverlöbniß eingelassen, so ich Ihnen aus nachbarlicher Freundschaft hiemit »will notificirt haben. Säumen Sie also »nicht ferner. Es stehet geschrieben: Bittet, »daß eure Flucht nicht geschehe im »Winter, jetzt sind wir mitten im Sommer, »und Sie können also wohl zufrieden seyn.« Hiebey blieb es. Wilhelminens Gründe, Marianens Bitten, Charlottchens Weinen und Ächzen, ob sie sich gleich ihm zu Füßen warf, halfen nichts. Er führte sie säuberlich eine nach der andern zur Thüre hinaus, wo sie

zu ihrem nicht geringen Erstaunen vier fürstliche Trabanten von einem Unteroffizier befehligt, vorfanden. Durch dieselben ließ Tuffelius alles was im Hause befindlich war, sehr behutsam auf die Straße setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht das geringste zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenschein, da dies geschah, es war daher nicht Tuffelius Schuld, daß eine Viertelstunde darauf ein starker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern flüchtete unter einen am Hause gelegenen Schuppen. Alle Bauern waren zusammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer vielleicht nachdrücklich Hülfe geleistet. Aber der Anblick der fürstlichen Uniform und des blanken Pallasches des Unteroffiziers, erinnerte sie ihrer treugehorsamsten Pflicht. Einer kratzte sich den Kopf, der andere schüttelte den Kopf, und so ging einer nach dem andern weg, bis sie der Regen vollends zerstreute.

Nur ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewißen Vergehen, weshalb er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, bloß mit einer liebreichen Ermahnung bestraft hatte, ließ sich

das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in sein Haus und holte mit seinem Knechte ihre Sachen nach, die er bis auf weitere Anordnung wenigstens vor dem Regen sicher stellte.

Sebaldus war unterdeß in der Stadt angekommen. Sein erster Gang war zum Hofmarschalle, bey dem er sich melden ließ, und auch nach einem halbstündigen Warten vorgelassen ward. Der Hofmarschall war nicht mehr so wie vor einigen zwanzig Jahren, als er Wilhelminen dem Pastor zuführte. Er hatte sich unterdeßen mit der schönen Clarisse vermählet. Dies war ein eitles, verschwenderisches, kokettes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden genoß. Sie verpraßte seine Güter, putzte sich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die sie alle vier Wochen wechselte. Zu ihrem Gemahle kam sie nicht, als wenn sie von ihm Geld zur Bezahlung ihrer Spielschulden zu fordern oder mit ihm zu zanken hatte, und endlich nach einem zehnjährigen Ehestande starb sie im Wochenbette, welches, wie damalige Hofnachrichten bezeugen, dem Hofmarschalle ganz unerwartet kam.

Er auf seiner Seite unterließ nie, wie es einem treugehorsamen Hofmarschalle gebühret, mehr als fünf und zwanzig Jahre lang alle Hoffeste feyerlich zu begehn, und zur Ehre des Fürsten dessen Wein nie zu sparen, sondern alle durchreisende hochadeliche, freyherrliche und gräfliche Layen redlich unter den Tisch zu trinken. Hingegen war er auch freylich von manchen geistlichen Herren, als Äbten, Domherren, Mönchen, Kapitularen, deutschen Rittern und Malteserrittern, wieder redlich unter den Tisch getrunken worden. So hatte er in den Diensten der gnädigen Landesherrschaft seine Gesundheit, und den größten Theil des Vermögens das ihm die schöne Clarisse noch übrig gelassen hatte, zugesetzt; welches ihm ein Recht zu geben schien, für seine treugeleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angesucht, statt derselben aber in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Abschied, mit dem Prädikat als fürstl. Geheimerrath erhalten. Seit dieser Zeit bekam er öftere Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Steine, vom Chiragra und Podagra abwechselten; und jetzt da Sebaldus ihm aufwarten wollte,

hatte er gerade einen Anfall von Depotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer Bergere *), beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer nebenstehenden Servante **) von Mahogantholze lagen Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage, und der wohlgerüstete Himmelswagen, nebst den Frankfurter Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füßen zu arg ward, ergriff er eins von den Büchern, und las überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um desto heftiger und lauter je mehr der Schmerz zunahm; sobald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um sich an den Berichten von den grausamen Metzelungen, welche die Reichsexekutionsarmee unter den Preußischen Herren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungslesen traf ihn Gebaldus an, und dies war für sein Anliegen nicht vortheilhaft

*) Ein Lehnstuhl mit vorstehendem Sessel, um darauf die Füße zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tische.

Der Hofmarschall fuhr ihm ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anstatt durch seine Predigt eine Armee zu verstärken, wovon, wenn das verwünschte Rekrutiren nicht wäre, schon kein Mann übrig seyn müßte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des deutschen Nationalgeistes und der Reliquien irgendwo auch einmal gehört haben muß, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte. Nachdem diese Lektion eine halbe Stunde gedauert hatte, kam er auf Sebaldus Anliegen zurück, weshalb er ihn an den Konsistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protektion, und hob seine Hand auf um an seine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, sogleich nach Goezens Todesbetrachtungen griff, und laut anfing zu lesen: Betrachtung am 15ten Junius.

Sebaldus war durch dieſen Beſuch wenig getröſtet worden. Er ſuchte ſeinen Freund Hieronymus auf, hörte aber derſelbe wäre verreiſet; er ging daher nach einem Wirthshauſe, wo er den Reſt des Tages blieb. Den andern Morgen früh machte er ſich auf nach Rennsdorf, dem Sitze des Grafen von Rimmer, wo er gegen eilf Uhr ankam. Dieſe Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menſchlichen Geſellſchaft beynahe Mittag iſt, war für den Hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ungefähr hatte er das Bette verlaſſen, hatte das wichtige Geſchäft des Küchenzettels abgefertigt, und war jetzt beſchäftigt, auf einem weichen Sofa ſeine Chokolade einzuſchlürfen, und auf die Verdauung der geſtrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald ſich Sebaldus anmelden ließ, ward er ſogleich vorgelaſſen. Er näherte ſich mit wenigſtens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und ſtammelte etwas einem Komplimente ähnliches; welches der Graf in eine Frage nach ſeinem Befinden verdolmetſchte, und nach verſchiedentlichem Räuſpern antwortete: »Nicht recht wohl, mein lieber »Herr Paſtor, mein böſer Morgenhuſten quält

»mich alle Tage mehr! Ich kann nichts mehr »essen. Gestern habe ichs gewagt eine Auer»hahnpastete zu kosten, die liegt mir heute »noch im Magen. Ich bin gar zu schwach. »Selbst die Melonen wollen mir nicht be»kommen, die Ananas machen mir Blähun»gen. Ich habe mir heute bloß ein einziges »Ragout fin bestellt, ich muß heute fasten, »um meinen Magen wieder herzustellen. Aber »ists nicht elend, mein lieber Herr Pastor, »wenn man nicht essen kann?« Sebaldus antwortete mit einem tiefen Seufzer: »Ja »wohl, Ew. Hochgräfl. Gnaden, beynahe eben »so schlimm, als wenn man nichts zu essen »hat; ich befürchte beynahe, daß ich in diesem »Falle —« Der Graf fiel ihm ins Wort: »Sie »haben Recht, lieber Herr Pastor, bald wird »man auch gar nichts zu essen haben, der »leidige Krieg verderbt alles. Ich habs vori»gen Winter recht elend zugebracht. Die »Austern kamen sehr unrichtig an. Den gan»zen Winter über habe ich aus Preußen kein »Birkhuhn gesehen, auch Störe bekommt man »nicht mehr daher. Sehen Sie, Herr Pastor, »ich bin ein deutscher Patriot, ich kann das »französische Essen nicht leiden. Ich kann

»ihre

»ihre Consommés à la Cardinale, ihre C—les »d'agneau frites nicht ausstehen. Lieber Herr »Pastor, wir müssen bedenken, daß wir »Deutsche sind. Wir können uns zwar die »guten französischen Brühen gefallen lassen, »aber unsere Speisen selbst müssen ächt deutsch »seyn. Ich weiß was in allen deutschen Pro»vinzen das Beste ist. Wenige Leute verste»hen z. B. hier zu Lande, was eine pomme»rische, große Mettäne ¾ Ellen lang, oder »eine Flinder von der Insel Hela, oder ein »berlinischer Sander für Dinge sind, die habe »ich sonst posttäglich bekommen. Aber jetzt »Herr Pastor, jetzt ist alles aus! Ich habe »mir im vorigen März aus Hanau eine kalte »Pastete, und aus Frankfurt am Mayn einen »gewürzten Schwartenmagen kommen lassen, »den haben die preußischen Husaren bey Fulda »aufgefangen; welcher Teufel soll denn auch »denken, daß die Kerle schon im März aus »den Winterquartieren seyn werden? Im vo»rigen Oktober sollte ich Krammetsvögel vom »Harze bekommen, die hatten sich die Luck»nerischen Husaren wohl schmecken lassen. Im »Februar habe ich Fasanen aus Böhmen ver»schrieben, ja! wenn nicht die Gränitzer bei

»Wildbruf gestanden hätten! Die Franzosen »machens nicht besser. Meine westphälische »Schinken, und den Champagner, worin ich »sie wollte kochen lassen, haben sie im vori»gen Monate in Bielefeld geplündert. Da »sieht mans klar, daß es ihnen mehr um die »westphälischen Schinken, als um den west»phälischen Frieden zu thun ist. Ich ließ mir »Kaviar aus Königsberg kommen, da haben »die Russen die Post bey Kößlin angehalten, »und ihn bey Kolberg auf die Flotte gebracht. »Ich möchte nur wissen, was mein Kaviar »auf der Flotte zu thun hätte, ich habe nie»mals ein Korn davon zu kosten bekommen. »Jetzt habe ich aus Sonnenburg Krebse ver»schrieben, Herr Pastor, dies sind die schön»sten Krebse an Größe und an Geschmack; »aber die werden wohl die Schweden speisen, »denn das Frankfurtische Staats-Ristretto »schreibt, sie würden nächstens in Berlin seyn. »So sind wir allenthalben mit Feinden um»geben, die uns alles wegnehmen. Kein »Wunder wenn wir schon ganz ausgehun»gert sind!« Indem er das sagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Sr Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Früh-

stück zu sich zu nehmen. »Ja,« sagte der Graf, »und gebt noch ein Couvert für den »Herrn Pastor. Sie müssen wissen, fuhr er »fort, daß ich meinen Küchenzettel zu Mit»tage und Abend selbst mache, aber das Früh»stück zu wählen überlasse ich meinem Koche; »der sinnet denn, mir jeden Tag etwas neues »zu machen: das ist mir unerwartet und reizt »ein wenig den Appetit. Wir wollen einmal »sehen, was wir heute zum besten haben. »Aha! einen Kapaun und mit Trüffeln ge»füllt, — nicht übel, hier haben Sie Herr »Pastor!« Hiemit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun ging weiter kein Wort aus seinem Munde, so daß Sebaldus, nachdem er ein paar Bissen verzehrt hatte, Zeit genug bekam, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus: »Herr Pa»stor, ich wüßte nicht wie ich Ihnen helfen »sollte, die Zeiten sind gar zu elend. Ja! »wenn die preußischen Einfälle nicht wären! »Stellen Sie Sich nur vor, daß gestern der »Rittmeister, der eine Meile von hier auf »Postirung stehet, sechzehn Stück Rothwild-

»pret in meinem Holze hat schießen lassen,
»und noch dazu meistens Rieken. Da möchte
»man vergehen, jetzt in der Setzzeit.« Se-
baldus versicherte Se Gräfl. Gnaden, daß
er von Ihnen keine weitere Unterstützung ver-
langte, als nur Dero hohes Vorwort bey
dem Konsistorialpräsidenten, damit er nicht
aus der Pfarre geworfen werde. »Ja so!«
versetzte der Graf, »mein Vorwort wollen
»Sie haben? Ich bedaure, daß ich Ihnen da-
»mit nicht dienen kann, denn ich komme jetzt
»gar nicht mehr nach der Stadt; sehen Sie,
»man ißt da gar zu erbärmlich, zumal beym
»Präsidenten, dem komme ich in meinem Le-
»ben nicht wieder. Er hat mir vor einem
»halben Jahre eine Zwiebelsuppe und darin
»kleine nürnberger geräucherte Würste vorge-
»setzt, ich begreife gar nicht, wie eine mensch-
»liche Kreatur sich mit so etwas nähren kann.
»Nein, Hr. Pastor, bleiben Sie heute Mit-
»tag bey mir, nur auf ein Gericht Gerste-
»sehn, aber das doch besser seyn soll, als ein
»Traktament beym Präsidenten.« Sebaldus
entschuldigte sich damit, daß er heute noch zu
Hause seyn müsse. »Nun, so bedaure ich,
»daß ich Sie nicht bey mir sehen kann. Le-

»ben Sie wohl, Herr Paſtor, meinen Em»pfehl an die Frau Liebſte.« Sebaldus ſtand nach alſo erhaltenem Abſchiede voller Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurück ſchlug, und dafür den Paſtor umarmte, der ganz verwirrt über dieſe gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing, ſo daß er nicht wußte wie er zur Thüre hinauskam, und da er hinaus war, nicht wußte ob er freudig oder betrübt ſeyn ſollte.

Indeß nach kurzer Zeit fing die Betrübniß wieder an die Oberhand zu gewinnen. Er ſah nur allzuwohl ein, daß er itzt alle Hofnung verloren hätte, von ſeinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen, und wanderte traurig nach Hauſe. Aber wie groß war ſein Entſetzen, da er ſein Haus von einem andern eingenommen, ſeine Familie in einer fremden Hütte, ſeine Frau und ſeine jüngſte Tochter auf dem Krankenbette, und ſeine älteſte Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er ſank troſtlos auf eine Bank nieder, ſtand nach einigen Minuten auf, umarmte ſeine Frau und ſeine Kinder. »Ich bin nicht ſo glücklich

»gewesen, sagte er, bey Menschen einige »Hülfe für uns zu finden; wir müssen alle »Hülfe von dem allmächtigen Gott erwarten, »und der wird die unglückliche Unschuld nicht »verlassen.«

Sechster Abschnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äußersten Hitze lag, fingen sich an die Blattern zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so sehr, als es seine eignen nothdürftigen Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, und er und Sebaldus schliefen abwechselnd in der Scheune und wachten bey den Kranken; Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie; aber leider! war nur sehr wenig möglich; denn mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. Wilhelmine in der äußersten Entkräftung, Charlottchen mit zusammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzney, wenig Speise, keinen Freund außer dem ehr-

lichen Bauer, keine Hoffnung daß dieser Zustand verbessert werden, keine Aussicht wie man darin fortleben könne. Schon seit mehrern Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verhandelte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. »O großer Gott, rief Sebal»dus aus, verdienet eine Abweichung von »den symbolischen Büchern, daß eine Familie, »welche beständig nach deinen Geboten zu »wandeln beflissen gewesen, in den kläglichsten »Mangel gestürzt werde!«

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottchens Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, welche alle Theile aus der Mischung, worin sie sich einander zusammenhalten und

ernähren, in die versetzt, worin sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasieen traten an die Stelle der Empfindungen, und ein stumpfes Hinbrüten an die Stelle der Ruhe die Körper und Geist erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, woraus sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte. Sie streckte ihre kleinen Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, welche sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen, aber indem er einen Schritt zu ihr trat, sank sie todt in die Arme ihrer Schwester. Mariane that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den entseelten Körper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Marianens

Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einem Strome von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. Wilhelmine aber, welche bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden, denn bey großer Wehmuth ist die Wehmuth selbst der einzige Genuß. So schwach sie war, fand sie doch Kräfte bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog, ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war als ihr Geist, denn nun fiel sie ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu fühlen, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende

dieſes Tages fiel Wilhelmine in eine außerordentliche Ermattung und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte ſie gegen Mitternacht einen unruhigen unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem ſchmachtenden Zuſtande hin. Gegen Abend ergriff ſie das Fieber mit viel ſtärkerer Hitze, ſie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äußerſt entkräftet, und empfand etwas, dergleichen ſie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebſt Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und ſagte, mit ſchwacher Stimme: »Ich ſterbe, ich fühle »es. Vergieb es mir, lieber Mann, daß mein »unbedachtſamer Enthuſiasmus, den ich oft »genug bereuet habe, die unerwartete Folge »gehabt hat unſere ganze Familie unglücklich »zu machen. Der Tod fürs Vaterland »iſt der Vorwand unſers Unglücks; wollte »Gott, ich könnte ihn ſterben dieſen Tod! »Doch, ich würde glauben fürs Vaterland »geſtorben zu ſeyn, wenn unſer Unglück von »einer empfindſamen Seele nacherzählt, un»ſere Geiſtlichen warnen könnte, wegen Ver-

»schiedenheit der Lehre nicht die bittere Feind-
»schaft auf einander zu werfen, die die eigent-
»liche Ursache unsers Unglücks ist. Meine Ab-
»sicht war gut. Mich und unsere Feinde
»richte der allmächtige Gott, der das Innerste
»der Herzen kennet. — Lebe wohl, meine liebe
»Tochter, lebe so, wie dich deine Ältern ge-
»lehret haben, tugendhaft und unsträflich. —
»Gott gebe, daß du deinen Bruder noch ein-
»mal glücklich wieder sehest. — Ists möglich,
»so unterstütze deinen alten Vater, so lange
»er lebt. — Gott sey dein Erhalter! — Sei-
»ner Vorsorge empfehle ich dich, — denn lei-
»der von Menschen bist du verlassen! — Um-
»arme mich! — «

Hier entrannen Thränen ihren sich brechenden Augen. Mariane küßte sie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in diesem Augenblicke sanft auf ihre linke Schulter sank, und die matten Hände glitten ab die sie eben um ihre Mariane schlingen wollte. Sie entschlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu lassen, indem sie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und die mütterlichen Augen zudrückte. Sie fiel stumm

zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus in thränenloser Verzweiflung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwey geliebten Leichen zwey Lebende, todtenähnlich, in stummem Todeskummer. Der einzige Laut den man hörte, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

Sie saßen so, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thüre vom Pferde stieg, und in die Stube trat. Es war Hieronymus, den sein Rückweg von einer Geschäftsreise durch dieses Dorf führte und welcher daher seinen alten Freund den Pastor hatte besuchen wollen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister Tuffelius und den Superintendenten, die eben abgespeiset hatten, und nach Tische bey einem Glase Wein sich noch von alten Geschichten unter-

hielten, von der Konvention zu Kloster-Seven und von dem Atheismus der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher eingeführt werden sollte, u. dergl. m. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein; sobald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfuhr, setzte er sich alles Nöthigens ungeachtet wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblasset, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfing ihnen Trost zuzusprechen da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß sich das weiche Herz Marianens in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr als ihre gestammelten Worte. Hieronymus konnte auch nichts als Thränen anstatt Worte hervorbringen. Mariane fiel erschöpft in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie mit Hülfe des gutherzigen Bauers wieder zu sich. Nun ging seine Sorge auf Sebaldus, welcher da saß, starre Blicke auf beide geliebte

Leichen geheftet, ohne Empfindung deſſen, was um ihn vorging. Auf alles Zureden des Hieronymus antwortete er nur durch abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und ſtarre Blicke gen Himmel. Endlich ſtand er auf, hob beide Hände empor, faltete ſie und brach folgendermaßen aus: »Ja, ich habe Unrecht, »o meine verklärte Wilhelmine, dich zu beklagen, daß du einer Welt voll Elend, voll »Betrug, voll Bosheit biſt entriſſen worden; »wo das Laſter in güldenem Stücke gehet, »wo Tugend und Menſchenfreundſchaft betteln muß, wo fühlloſe Prieſter noch jenſeit »dieſes Lebens ihre Verdammungen ausſprechen. Wohl dir, daß du geſtorben biſt! »Zwar betrübt mich dein Abſchied jetzt ſehr, »aber wie viel freudiger wird unſere Zuſammenkunft ſeyn, wenn wir uns in dem »himmliſchen Jeruſalem wiederſehen werden, »wo kein Verbanntes mehr ſeyn wird, wo »wir ſehen werden den lautern Strom des »lebendigen Waſſers, klar wie ein Kryſtall, »wo die, die da ſiegten an dem Thiere und »ſeinem Bilde und an der Zahl ſeines Namens, ſtehen werden, und haben Gottes »Harfen, und ſingen das Lied Moſis und

»das Lied des Lämmleins, und sprechen: Groß »und wunderſam ſind deine Werke, Herr »Gott, Allmächtiger, gerecht und wahrhaftig »ſind deine Wege, du König der Nationen! »Wer ſollte dich nicht fürchten, Herr, und »deinen Namen verherrlichen, weil du ſo »gnädig biſt!«

Mit dieſen und andern Worten der Apokalypſe ſuchte Sebaldus Kräfte ſein Leid zu ertragen. Hieronymus ließ ihn in dieſer beruhigenden Extaſe, ging zu ſeinem Mantelſacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein paar gebratene Hühner, und unter einem ſeiner Piſtolenhalfter, eine geſchliffene Flaſche Rheinwein hervor: denn er pflegte auf Reiſen die Piſtolen für ſeine Feinde und den Wein für ſeine Freunde bey ſich zu führen. Er zog ſeinen ſchweren Reiſerock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer ihrer Traurigkeit ungeachtet dennoch herzlich aßen, weil beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber nahmen, auf wiederholtes Zureden, wenigſtens ſo viel zu ſich, daß der Körper in den Stand geſetzt ward die Bekümmerniſſe der Seele zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer, Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich zum Speisezimmer gedient hatte. Er rieth Sebaldus und Marianen nunmehr ihren Körper zu pflegen da sie die Todten nicht mehr pflegen könnten. Er versprach in zwey Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu sorgen. Zuletzt erbot er sich, alsdann Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt zu nehmen, wo sie in seinem Hause willkommen seyn sollten. Beide nahmen ein so freundschaftliches Anerbieten mit Dank an. Hieronymus bat Vater und Tochter nochmals, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, umarmte sie und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zwey Tagen erschien Hieronymus vor des Bauers Hütte, abermal zu Pferde. Ihm folgten zwey von seinen Kornwagen, leer,

leer, nur daß auf einem ein Sarg ſtand, worin Wilhelminens Leichnam gelegt ward. Unterdeß der Bauer mit ſeinen und Hieronymus Knechten des Sebaldus ſämmtliche Mobilien auf die Wagen packte, ging Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeigte über des Sebaldus Unfälle ein chriſtliches Mitleiden, verſicherte, er hege gegen denſelben gar keine Feindſchaft, und um ſein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er ſich ſogar der ſel. Frau Paſtorinn eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn Hieronymus beliebte die Gebühren dafür zu entrichten. Dieſer fand es aber nicht nöthig, ſondern kehrte nach dem Bauerhauſe zurück, wo er mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern die Beerdigung beider Leichen beſorgte, und unmittelbar darauf Sebaldus und Marianen mit ſich nach der Stadt nahm.

Sie hielten ſich einige Monate in Hieronymus Hauſe auf, ohne daß ihnen der geringſte Unfall begegnet wäre. Zwar hielt D. Stanzius, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine ſcharfe Geſetzpredigt über den Spruch: einen ketzeriſchen Menſchen meide,

worin er sehr deutlich zeigte, daß derjenige der einen ketzerischen Menschen beherberget, sich seiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10 bestätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß diese Predigt gar nicht auf Sebaldus, sondern auf einen katholischen Zuckerbäcker gedeutet ward, den der Fürst aus Wien hatte kommen lassen. Und da durch Veranlassung dieser Predigt, auf dem eben vorseyenden Landtage, die Stände aus diesem Zuckerbäcker ein Landesgravamen machten und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorstellten, das süße Konfekt dieses Mannes könne nimmermehr die Bitterkeit der papistischen Lehre versüßen; so bekam D. Stauzius noch dazu aus dem Fürstl. Kabinette einen Verweis, den er zu den Trübsalen rechnete die der Satan frommen Lehrern erwecket, und den er in Geduld ertrug, bis ihm die am Ende des Landtages zu haltende Predigt Gelegenheit gab, sich wider diejenigen die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verwiesen, mit doppeltem Nachdrucke zu erklären.

Sebaldus und Mariane hatten die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmal erfahren, und lebten indeß sehr ruhig und ver-

gnügt. Mariane beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterrichte der zwey kleinen Töchter des Hieronymus. Gebaldus aber brachte die meiste Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetischen Schriften Kollektaneen zu seinem apokalyptischen Kommentare zu sammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwa einer von seinen Feinden stören möchte, denn weder der Präsident, noch der Generalsuperintendent hatten im Buchladen etwas zu thun. Der erste war ein Genie, und einem Genie steht nicht an viel zu lesen; der andre erwartete alle Wirkung seiner Predigten von der seligmachenden Gnade, und hielt also menschliche Gelehrsamkeit für ganz überflüßig.

So zufrieden aber auch die beiden Vertriebenen in dem Hause ihres freundschaftlichen Wirthes waren, so lagen sie ihm doch beständig an, sich nach Stellen für sie zu erkundigen, worin sie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand sich eine solche für Marianen. Denn als Hieronymus wieder in Geschäften verreisete, erfuhr er,

daß von einer adelichen Dame eine franzö-
sische Demoiselle zu Erziehung ihrer beiden
Fräulein gesucht ward. Hierzu schlug er Ma-
rianen vor, die auch sehr gern einwilligte.
»Diese Stelle, sagte Hieronymus, scheint für
»Sie vortheilhaft zu seyn, aber ich rathe
»Ihnen, nicht Ihren Namen zu führen.
»Die Dame ist eine weitläuftige Verwand-
»tinn des D. Stauzius, und ich befürchte,
»er möchte aus Rachgier Ihnen auch dort
»üble Dienste leisten. Und ob es gleich heißt,
»daß Sie zur Erziehung der jungen Fräulein
»berufen werden, so wird doch, wie ich wohl
»merke, die Übung im französischen Sprechen
»das vornehmste seyn, worauf man siehet.
»Ich habe Sie also als die Tochter eines
»von den Russen vertriebenen französischen
»Predigers aus einem Städtchen in der Neu-
»mark angekündigt. Dessen Namen müssen
»Sie nun führen, weil der Namen vielleicht
»nicht wenig beygetragen hat, daß Sie an-
»dern Kompetentinnen sind vorgezogen wor-
»den.«

Mariane nahm also einen französischen Namen an, ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich

erfahren können; und reisete mit demselben, und einem Empfehlungsschreiben des Hieronymus versehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf, welches sechszehn Meilen von der fürstl. Residenzstadt entlegen war.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus hatte seine Mobilien größtentheils verkauft, und das daraus gelöfete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte sich in den Zustand jenes Philosophen versetzt, daß er alles das Seinige bey sich tragen konnte. Nunmehr bestand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, außer der Stadt in der seine Feinde wohnten, selbst seinen Unterhalt zu verdienen. Nach einiger Überlegung nahm ihn Hieronymus mit sich, als er nach Leipzig zur Messe reisete, wo er ihm bald bey einigen großen Buchdruckereyen die Stelle eines Korrektors verschaffte. Sebaldus miethete eine kleine Dachstube im sechsten Stockwerke, und

war obwohl bey dürftigem Auskommen überaus vergnügt mit seinem Zustande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Korrekturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf seine apokalyptische Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in seinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens Sebaldus zuerst den Herrn D. Ernesti oder den Herrn D. Cruſius besucht habe, wissen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Korrektor nicht so leicht zu einem vertraulichen Umgange mit solchen Männern gelange, und daß es unnütz sey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelstunde zu besuchen um sein Gesicht zu begaffen, und ist also gar zu Hause geblieben. Ob er jemals Prof. Gellerts moralischen Vorlesungen beygewohnt, oder jemals mit Magister Froriep über die symbolischen Bücher, oder über die Nunnation der arabischen Nennwörter disputirt habe, läßt sich auch so genau nicht sagen. Ob er in der Nikolaikirche, des in Leipzig und dessen sämmtlichen Vorstädten berühmten Mag. Mattheſius salbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da

sie gehalten wurden, im Kuchengarten, des eben so weit berühmten Händels *) von Butter triefende Mandelkerlen und Wetzsteine verzehrt habe, darüber sind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben sehr ernsthafte Gelehrte behauptet, daß die Wahrheit das Wesen der Geschichte sey. Wir sind weit entfernt, Männern, welche scharf demonstrirte Theorieen der Geschichte zusammensetzen können, zu widersprechen; nur unterstehen wir uns zu muthmaßen, ob man gleich in der Geschichte lauter wahre Begebenheiten erzählen soll, so könne doch der größte Theil derselben füglich unerzählt bleiben. Es sind funfzigtausend Bände voll Wahrheit über die Geschichte Deutschlands zusammengetragen worden, so daß der schon ein Geschichtskundiger heißt, der nur den funfzigste

*) So weitberühmt ist dieser Kuchenbäcker nicht als sein Namensvetter, der Musiker. Doch hat Göthe ein Gedicht zu dessen Lobe gesungen, welches aber nicht in seine Werke aufgenommen ist. Es beginnt:

O Händel! dessen Ruhm vom Süd zum Nor-
den reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten ämsig such'
Mit schöpfrischem Genie originale Kuch

Theil dieser Wahrheiten gelesen hat. Dieser Überfluß von Wahrheit hat manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweise eine Hildegardis hinsetzt wo eine Mathilda stehen sollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig sollte angegeben werden. Der Unterschied zwischen unsern deutschen wahrhaften Geschichtschreibern, und den oft lügenhaften Franzosen, so wie auch die Erklärung der Ursachen, warum Häberlin und Senkenberg ihren bloßen Auszug der deutschen Geschichte ungleich korpulenter haben werden lassen, als Voltaire seine ganze allgemeine Weltgeschichte, bestehen darin: Der gelehrte Deutsche verschweigt dem Leser nichts, was er gewiß weiß, und das ist denn sehr viel, aber er bedenkt oft nicht, was der Leser zu wissen verlange, welches gemeiniglich sehr wenig ist. Hingegen der Franzose, der nur wenig weiß, thut sich auch aufs Wissen nichts zu Gute, sondern erzählt nur das, was seine Leser etwa zu wissen verlangen könnten, macht

sich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung schmackhafter zu machen.

Wir die wir diese Beyspiele vor uns sehen, spiegeln uns an denselben. Wir wissen von Sebaldus Aufenthalte in Leipzig sehr viele Umstände, welche wir nicht gleich den deutschen Geschichtschreibern sammt und sonders erzählen, sondern sie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen, weil wir nach reifer Überlegung gefunden haben, unsere Leser würden weder Nutzen noch Vergnügen daraus schöpfen können. Hingegen soll die Wahrheit auch das Wesen dieser Geschichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umstände verstellen oder erdichten, um unsere Erzählung interessanter zu machen. Damit man aber nicht etwa glaube, wir wüßten nichts, wenn wir nichts sagen, so wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der großen Menge der vor uns liegenden Nachrichten, einige bey Sebaldus Aufenthalte in Leipzig vorgefallene Abendgespräche mittheilen.

Neben der Dachstube des Sebaldus wohnte ein alter Magister, mit dem er bald bekannt

und in Kurzem vertraut wurde, weil es sich äußerte, daß derselbe, so wie er, an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifelte. Dieser Mann besaß gründliche Kenntnisse der alten Sprachen und alles dessen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten griechischen Philosophen fleißig gelesen, und sie mit den Schriften neuerer Philosophen verglichen, wodurch er sich gute Einsichten in die Philosophie erwarb. Aber weil seinen Kenntnissen der Zuschnitt nach der Mode fehlte, und weil er überaus schüchtern und ängstlich war sobald er mit Menschen reden sollte, so hatte er sich nie getrauet, um ein Amt, selbst nicht um ein Schulamt anzuhalten; man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher als Korrektor bey verschiedenen Buchdruckereyen grau geworden. Er kannte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Komödie zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen Lakayen der ein paar Worte redet vorstellen muß; so war auch er, obgleich eigentlich nur ein Korrektor, dennoch von seinem Verleger oft zum Übersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer zuverläßigen Nachricht, oder

schrift und vernunftmäßiger Gedanken, gebraucht worden.

Einige Tage nach Sebaldus Ankunft besuchte ihn der Magister, um den Abend bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich sah, hatte auch in Leipzig nichts als die vielen Buchdruckereyen und Buchläden bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten; ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber geputzt als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein soldatisches oder ein gelehrtes, ein lüderliches oder ein galantes Ansehen affektirten, ob die Jungemägde Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht? Ihm war nie in den Sinn gekommen zu untersuchen, wie etwa die Bauart der Häuser den Zweck der Eigenthümer bey wenigem Platze ihre Wohnungen bequem zu machen verrathen möchte, welchen Beweis des ehemaligen Wohlstandes der Einwohner die vielen schönen Gärten und Gartenhäuser in den

Vorstädten darböten, und ob daselbst Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen sey? Er hatte sich auf den Straßen nie umgesehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Homannische Haus oder die Wage schöner gebauet sey, ob am Erker des Romanusschen Hauses, mit Recht, zwey übereinanderstehende Säulenordnungen auf einem Kragsteine ruhen, oder ob im Großbosischen Garten die fleißige Kunst die schönsten Anlagen der Natur verderbt habe? Den Richterschen, damals den schönsten Garten in den Leipziger Vorstädten, hatte er eben so wenig, als die reizende Aussicht aus demselben nach dem Zschocherschen Hölzchen gesehen. Er hatte nie daran gedacht ins Rosenthal zu gehen, die schöne Gegend hinter Raschwitz war ihm nicht zu Gesichte gekommen, und von den Linkischen, Winklerischen und Richterischen Kabinetten hatte er nicht einmal reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Universitätsbibliothek, die einzigen Gegenstände seiner Neugierde, in der Messe nicht offen waren, so hatte er alle Tage seines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Buchdruckerey zu Buchdruckerey, und von

Buchhandlung zu Buchhandlung zu wandern. Noch ganz voll von diesen Gegenständen, rief er aus:

Wie sollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Siz der Gelehrsamkeit, die wahre Stapelstadt gelehrter Kenntnisse, welche aus Deutschland hier eingesammelt, und von hier aus allen andern deutschen Provinzen wieder mitgetheilet werden! Hier sieht man die unzählbaren Früchte der Nachtwachen einer grossen Anzahl gelehrter Männer, welche, nachdem sie Jahre lang ihren Geist durch Lektur mit allen nüzlichen Kenntnissen bereichert und durch unermüdetes Nachdenken vervollkommnet haben, nun ihre Schriften der Welt mittheilen, und sie dadurch zu erleuchten suchen. Wenn ich die hiesigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachte, wird mir die unausgesezte Geschäftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig. Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beysammen finde, noch weniger daß jährlich einige hundert oder tausend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie Sich? Ich nicht. Sie kommen mir vor wie ein hungri-

ger Ankömmling an einer reichbesetzten Tafel, der den großen Vorrath von Speisen sieht, und schon überschlägt wie gut er sich mit diesen herrlich aussehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gästen, die schon oft an dieser Tafel saßen, und schon oft hungrig aufstanden. Einige Speisen hatten einen sehr widrigen haut-gout, andere schmeckten angenehm, aber waren äußerst unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, andere verräuchert, und andere bloße Schauessen. Endlich blieb ich zu Hause, aß mein Stück Käse und Brot, und verwünschte alle Köche.

Seb. Aber ist es nicht ein herrliches Schauspiel, eine so große Menge gelehrter Werke zusammen zu sehen, wodurch doch, durch jedes in seiner Art, die Menschen klüger, gelehrter, weiser, tugendhafter, kurz besser werden?

Mag. Ein Schauspiel wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es sehen, die angenehmsten Vorstellungen macht. Wer wie Sie, vom Lande, aus der Einsamkeit kommt, ist sehr geneigt sich durch jeden ersten Glanz blenden zu lassen, und alles für schöner anzusehen als es ist. Mein

lieber Freund! Wenn die Gelehrten durch ihre Bücher sonst nichts zu erlangen suchten, als was Sie da sagen, so würden neun Zehntheile der Bücher nie geschrieben werden. Wie die Menschen klüger, weiser und besser werden sollen? Ich wette, daran haben vierzehn Funfzehntheile der Schriftsteller, deren Werke die Messe zur Messe machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Absichten zu erlangen und ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen!

Geb. Welche könnten die seyn? Ein Gelehrter hat freilich viele Absichten und Bedürfnisse als Mensch mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber als Gelehrter für ein anderes Bedürfniß haben, als seinen Geist durch alle nützliche Kenntnisse aufzuklären, und wenn er erleuchteter ist als andere, was folget natürlicher darauf als die Absicht andern seine Kenntnisse mitzutheilen, das heißt, ein Schriftsteller zu werden?

Mag. Die Folge scheint so natürlich! Gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn; denn gewiß sehr viele Schriftsteller haben nicht untersucht ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute; und gleichwohl sind sie

Schrift-

Schriftsteller in bester Form, und wenn Zeitungslob und Eigenlob etwas gilt, große berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beide, Sie mein Freund und ich, von Jugend auf gearbeitet unsere Kenntnisse zu erweitern und vollkommner zu machen, und ich darf sagen, wir wissen auch daß wir manche Sachen besser einsehen als manche andere Leute; und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Geb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun willens sind. Ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit gestehen — ich arbeite schon seit vielen Jahren an einem Kommentare über die Apokalypse.

Mag. Über die Apokalypse? Da sind Sie bey mir mehr als jemand im Verdachte, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten schönen Absichten, sondern einige kleine Nebenabsichten Sie zum Schriftsteller machen?

Geb. Ich bin mir keiner Nebenabsichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmsucht. Sie wollen der Welt gern etwas Neues und Scharfsinniges sagen, denn etwas dem menschlichen Geschlechte Nützliches

werden Sie doch schwerlich sagen können. Die Apokalyse ist eine dickschälige Citrone, woraus so viele hundert Kommentatoren den wenigen Saft schon längst ausgepreßt haben.

Geb. Wenn sie keinen Saft in sich hat, so könnte sie doch vielleicht noch Öl enthalten. Glauben Sie nicht, es würde dem menschlichen Geschlecht wichtig seyn, wenn ich zeigte, daß alles was man bisher über dies seit vielen Jahrhunderten vielen Menschen so wichtig scheinende Buch geschrieben hat, alberne Fratzen sind, voller Unsinn, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, der Religion und der Geschichte gesagt? Wäre es nicht ein Verdienst so viel Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte? Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu seyn, versichere ich die erfüllten historischen Weissagungen aus der Geschichte anzuzeigen, und von einigen wenigen noch unerfüllten solche Muthmaßungen an die Hand zu geben, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historische Entdeckungen sehr gering gegen diejenigen, die etwas beytragen können den moralischen Zustand des

Menschen zu verbessern. Wie? wann ich nun aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüsse ziehen, wenn ich — hier funkelten dem ehrlichen Sebaldus die Augen — aus demselben die Lehre, die Sie wie ich verabscheuen, die Ewigkeit der Höllenstrafen, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird — könnte dies dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller. Sie kommen in Feuer wenn Sie von Ihrem Buche reden. Doch es scheint mir, indem Sie beweisen wollen, daß die Ruhmsucht nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens ist, so rühmen Sie Sich so sehr als man sich rühmen kann.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entspringt, verachte ich gar nicht. Er ist jedem rechtschaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde der Welt zu nützen, sehr wohl bestehen; und so wird es von

muthlich auch wohl mit den Nebenabsichten seyn, die Sie andern Schriftstellern Schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben so. Die meisten Schriftsteller schreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erschreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen. Ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, kümmert sie wenig, wenn sie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Geb. Den können Sie aber nicht erreichen, wenn sie nicht zugleich etwas Nützliches schreiben. Denn es kann doch niemand so unverschämt seyn, ein Buch herauszugeben, um etwas Bekanntes oder Langweiliges oder Nichtsbedeutendes zu sagen.

Mag. Das sollte freylich nicht seyn! Wie will es aber ein armer Schriftsteller machen, wenn er nichts Neues, Interessantes und Wichtiges zu sagen hat, und doch ein Buch schreiben soll. Meinen Sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geschicklichkeit erfordere, daß man sehr viel mehr wissen müsse als was man sagt, daß man vorher alles nachlesen müsse was andere bekannte

Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müsse merken lassen wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müsse, und daß zu allem diesem sehr viel Zeit und Arbeit gehöre?

Geb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß derjenige, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dedieiren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemal Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Geb. Nein! Wenn aber dies nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben; denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freylich, eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Geb. Ich weiß nicht wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein Gelehrter. Der will der Welt nützliche Kenntnisse mittheilen, der will Wahrheit und Weisheit befördern.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebster Freund, fliegt noch ziemlich hoch; lassen Sie Sich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der gröſte Haufen der Schriftsteller von Profession treibt ein Gewerbe, so wie die Tapetenmaler oder die Kunstpfeifer, und sieht die wenigen wahren Gelehrten fast eben so für zudringliche unzünftige Pfuscher an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach. Durch solches Gewerbe, und nicht aus Begierde das menschliche Geschlecht zu erleuchten, entsteht die unsägliche Menge von Büchern welche Sie so bewundern; denn Leipzig ist freylich seit mehr als hundert Jahren die Stapelstadt der Waaren der gelehrten Handwerker.

Geb. Sie haben ein sonderbares Vergnügen daran, Wörter zusammenzusetzen deren Begriffe offenbar miteinander streiten. Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?

Mag. Allerdings, und zwar ein solches Gewerbe, worin jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als nur möglich ist. Der Autor will gern dem Verleger so wenig Bogen Manuskript als möglich, für

so viel Geld als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete als möglich, so wohlfeil als möglich einhandeln und so theuer als möglich verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Überlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärndten als möglich. Zu dem letzten sind leider nur allzuviel Mittel vorhanden!

Geb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue ein Wort dagegen einzuwenden, und doch ist mir alles unbegreiflich. Was für Mittel können vorhanden seyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, worin man keine Talente zeigt und worauf man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey sehr viele! Z. B. ein Professor muß Amtswegen ein Kollegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Kompendium der ganzen Wissenschaft. Dies kostet wenig Zeit und Mühe, erfordert auch wenig Talente, und doch giebt's bey den Studenten das Ansehen, als hätte man die Sachen ergründet, und bey der Welt das Ansehen, als könne man ein Buch schreiben.

Geb. Aber die Welt kann doch unmöglich ein bloßes Kompendium einer bekannten Wissenschaft für ein Buch ansehen?

Mag. Die deutsche Welt ist gutwillig, sie hat sich schon sehr viele Kompendienschreiber für Schriftsteller aufdringen lassen. Und es weiß mancher Lehrer noch wirthschaftlicher mit seinem Pfunde zu wuchern! Will das Kompendium nicht Ruhm genug bringen, so läßt man einen Theil des Diskurses oder der Amplification des Kompendiums unter einem Modetitel drucken, und dann ist man ein Schriftsteller in bester Form.

Geb. Ja! aber doch sind, meines Erachtens, Studenten und Leser sehr unterschieden.

Mag. Ja freylich, darum werden auch die Stadthistörchen, die Anspielungen auf die Herren Kollegen, die Schwänke womit die Benevolenz der Herren Kommilitonen kaptivirt werden soll, weggelassen, wenigstens von denen die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Geb. Das ist ganz gut! Aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraussetzen, daß er mehr Einsichten habe als seine Zuhörer; des-

wegen kann er ihnen manches sagen, was er nicht füglich den Lesern sagen darf, weil er vermuthen muß, daß darunter viele seyn möchten, die eben so viel und mehr Einsicht haben als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so fein wie Sie! Ich kenne mehr als einen der in seinen Schriften seine Leser völlig eben so im Lehrertone anredet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wollte, die sie viel besser wüßten! Überhaupt, dächte ich, ein Lehrer in einem Kollegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des Geringsten unter seinen Zuhörern bequemen, hingegen ein Schriftsteller suche hauptsächlich den Verständigsten unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne das beste Kollegium nicht leicht ein gutes Buch werden.

Mag. Ey, Sie machen Sich die rechten Schwie-

rigkeiten! Wissen Sie hiemit: was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dissertation, eine Prolusion, eine Oration, ein Programma, ein Oster- oder Pfingstanschlag, den ein Schulmann oder Professor Amtshalber schreiben muß, ist ja wohl nach weniger ein Buch.

Geb. Ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein Opus operatum, wobey gewöhnlicherweise mehr die Hand als der Kopf in Bewegung gesetzt wird.

Mag. O! man kann ein Schriftsteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf sonderlich anzustrengen! Was denken Sie wohl z. B. von einem Prediger, der seine gehaltene Predigten drucken läßt?

Geb. Wenn meine Gemeinde die meinigen verlangte, würde ich sie sehr gern zu ihrem Gebrauche drucken lassen; denn warum sollte ich ihr nicht schriftlich sagen, was ich ihr mündlich sagte? Aber auch nur bloß für sie sollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe mich in meinen Vorträgen immer besonders nach den Umständen meiner gewöhnlichen Zuhörer gerichtet. Nun würde ich, immer denken, die Welt möchte so wenig nutzen kön-

nen, was ich bloß meiner Gemeinde zu ſagen hatte, als das, was ich als Vater meinen Kindern, zu ihrem beſſern Verhalten, einſchärfe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt, das was Sie ſo beſcheiden ankündigen mit mehrerm Nutzen leſen, als die Predigten der Herren welche die ganze Welt für ihre Diöceſe halten.

Geb. Es kann ſeyn, daß auch etwas gemeinnütziges darin wäre, aber doch würde das Bändchen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer ſehr klein ſeyn.

Mag. Das Bändchen? Weder Johann Melchior Goeze noch Johann Andreas Cramer haben mit dem vierzehnten Bande aufgehört.

Geb. Wie? vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz als ich habe!

Mag. Freylich Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedikation an einen Patron zu machen hätten, und Sie könnten kein Buch ſchreiben, ſo dächten Sie auch wohl nicht daran, das erſte beſte alte Buch wieder drucken zu laſſen, und es Ihrem Gönner zuzueignen?

Geb. Ich dächte der Patron würde mir wenig danken, wenn ich ihm anstatt etwas Neues nur etwas Aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn müßte, daß sein Namen vor dem Buche stehet, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Genug, mancher Journalist wird Ihnen danken, daß Sie durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen so großen Dienst geleistet haben! Und Sie können als ein noch wichtigerer Mann erscheinen, wenn Sie dem Buche eine Vorrede vorsetzen, um es durch ihren Namen der Welt anzupreisen.

Geb. Wenn man aber nicht wirklich sehr berühmt ist, so gehört viel Charlatanerie dazu, so eine vornehme Miene zu affektiren.

Mag. Ja! Wenn Sie Ihren Namen selbst nicht für berühmt halten, so sind Sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl, Sie wollen incognito arbeiten; damit ist Ihnen auch zu dienen. Da ist mehr als ein Buchhändler, der seinen Autoren aufträgt was er für verkäuflich hält: Geschichte, Romanen, Mordgeschichten, zuverläßige Nachrichten von Dingen die man nicht gesehen hat, Beweise von Din-

gen die man nicht glaubt, Gedanken von Sachen die man nicht verſteht. Zu ſolchen Büchern bedarf der Verleger keine Autoren die einen Namen haben, ſondern ſolche die nach der Elle arbeiten. Ich kenne einen der in ſeinem Hauſe an einem langen Tiſche zehn bis zwölf Autoren ſitzen hat, und jedem ſein Penſum fürs Tagelohn abzuarbeiten giebt. Ich läugne es nicht — denn warum ſollte ich Armuth für Schande halten? — ich habe auch an dieſem langen Tiſche geſeſſen. Aber ich merkte bald, daß ich zu dieſem Gewerbe nichts taugte: denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Korrektur leſen, aber nicht ohne Gedanken Bücher ſchreiben; und bey ſolchen Büchern iſt immer der am angenehmſten, der am geſchwindeſten ſchreibt, auch wenn er am ſchlechteſten ſchriebe.

Seb. Am ſchlechteſten? Da handelt ja der Verleger wider ſeinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den ſchlechten Büchern machen!

Mag. Was geht den Verleger die Welt an? Er bringt ſein Buch auf die Meſſe.

Seb. Nun — und durch die Meſſe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freylich! Nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also der Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er leicht etwas bessers bekommt.

Geb. Aber denn müssen doch einigen Buchhändlern die schlechtesten Bücher bleiben, und die bedaure ich.

Mag. Weswegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Narren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder die es um Gotteswillen lesen, wie mein alter Konrektor wollte daß ich die schlechten Prediger hören sollte.

Geb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen! So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfordern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen?

Mag. Dies mag wohl seyn; wenigstens scheint es nicht, als hätten sie nöthig sich sonderlich darum zu bekümmern ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Geb. Ja, wenn wahr ist was Sie sagen, so würde ich freylich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daseyn ich mich gefreuet habe, alle abziehen müssen, welche die

Konvenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, womit Deutschland vermittelst unserer Übersetzungsmanufakturen überschwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Übersetzungsmanufakturen? Was soll denn das bedeuten?

Mag. Manufakturen, in welchen Übersetzungen gemacht werden, das ist ja deutlich.

Seb. Aber Übersetzungen sind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daß sie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden sie beynahe eben so verfertigt, nur daß man, wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht wie bey der Leinwand auch die Füße. Auch versichere ich Sie, daß keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Übersetzung aus dem Französischen; denn dies wird in diesen Manufakturen für die gemeinste,

aber auch für die gangbarste Waare, geachtet.

Seb. Alles was Sie sagen, scheint mir unerhört. Also giebt es unter den Übersetzungen und unter den Übersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied?

Mag. Allerdings! Ein Übersetzer aus dem Engländischen ist vornehmer als ein Übersetzer aus dem Französischen, weil er seltner ist. Ein Übersetzer aus dem Italiänischen läßt sich schon bitten ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben an dem er abliefern soll. Einen Übersetzer aus dem Spanischen findet man fast gar nicht; daher kömmt es, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, die gar nichts davon verstehen. Übersetzer aus dem Lateinischen und Griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht, bieten sich daher mehrentheils selbst an. Außerdem gibt's auch Übersetzer die zeitlebens gar nichts anders thun als übersetzen; Übersetzer die ihre Übersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie Frauenzimmer die Knötchenarbeiten Marly und Filet. Vornehme Übersetzer, diese begleiten ihre Übersetzungen mit einer Vorrede und versichern die

Welt

daß das Original sehr gut sey; Gelehrte Übersetzer, diese verändern es, begleiten es mit Anmerkungen, und versichern daß es sehr schlecht gewesen, daß sie es aber mit deutschem Fleiße erst vortrefflich gemacht hätten. Es giebt sogar Übersetzer, welche durch Übersetzungen Originalschriftsteller werden. Diese nehmen ein französisches oder engländisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen keck auf den Titel und geben das Buch für eigene Arbeit aus. Endlich giebt es solche, die ihre Übersetzungen selbst machen; und solche die sie von andern machen lassen.

Geb. Sie vergessen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterschied: unter Übersetzern welche der Sachen und beider Sprachen kundig, und solchen welche beider unkundig sind. Ich wenigstens glaube einen großen Unterschied dieser Art bey den Übersetzern der Apokalypse bemerkt zu haben.

Mag. Vielleicht mag die Kenntniß der Sachen und Sprachen bey der Apokalypse einen merklichen Unterschied machen; aber bey unsern gewöhnlichen Übersetzungen aus dem

Französischen und Englandischen wird so genau darauf nicht geachtet.

Geb. Und doch, dächte ich, müßte besonders der Verleger seines eigenen Nutzens wegen Acht darauf haben.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder sehr wenig. Hat er etwa drey Alphabete in groß Oktav oder in groß Quart zu Kompletirung seiner Messe noch nöthig, so sucht er unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am besten gefällt. Ist sodann ein Arbeiter gefunden (welches eben nicht schwer ist), der noch drey Alphabete bis zur nächsten Messe übernehmen kann, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zwey Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten eingekauft hat, glaubt, er habe den besten Handel gemacht. Nun schleppt der Übersetzer das Schlachtopfer nach Hause, und tödtet es entweder selbst, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Geb. Durch den zweyten oder dritten Mann? Wie ist das zu verstehen?

Mag. Das ist eben das Manufakturmäßige bey der Sache. Sie müssen wissen, es giebt berühmte Leute, welche die Übersetzungen im Großen entrepreniren, wie ein irländischer Lieferant das Pökelfleisch für ein Geschwader, und sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute erhalten von allen neuen übersetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht, wie ein Mäkler in Amsterdam Nachricht von Ankunft der ostindischen Schiffe im Texel hat. Alle übersetzungsbedürftige Buchhändler wenden sich an sie, und sie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen ist, und wie hoch er im Preise stehet. Sie wenden den Fleißigen Arbeit zu, bestrafen die Säumigen mit Entziehung ihrer Protektion, märzen die Fehler der Übersetzungen aus oder bemänteln sie mit ihrem vornehmen Namen; denn mehrentheils sind Unternehmer dieser Art stark im Vorredenschreiben. Sie wissen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Übersetzung zu wenden nöthig ist, und welche Mittel anzuwenden sind, damit ihre Übersetzungen allenthalben angepriesen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die

deutsche gelehrte Welt damit hat beglücken wollen.

Geb. Sie wissen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Übersetzung zu wenden nöthig ist? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiß zu jeder Übersetzung, wenn sie in ihrer Art gut seyn soll?

Mag. Keinesweges! Dies kann nach den Umständen sehr verschieden seyn. Z. B. zu theologischen Büchern thut gemeiniglich ein Hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorschlag, sie unter seinem Namen und mit seiner Vorrede übersetzen zu lassen, es versteht sich aber, daß er das Buch nicht selbst übersetzt, sondern er giebt es gegen zwey Drittheile der mit dem Verleger abgeredeten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertheil dessen was ihm der Hochwürdige Herr gönnen will, an einen Dritten; der es zuweilen, wenn die Manufaktur stark gehet, an einen Vierten gegen funfzehn Sechszehntheile dessen was er bekommt, abläßt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey dicken. Beweisen daß der Messias schon

gekommen iſt *), bey bibliſchen Geſchichten in zwölf Bänden, bey voluminöſen Dogmatiken, bey Predigten aus dem Franzöſiſchen oder Engländiſchen überſetzt, kann dies ohne Bedenken gewagt werden: denn die Leſer ſolcher Bücher merken nicht ob irgendwo etwas falſch überſetzt ſey; und die theologiſchen Kunſtrichter ſind nicht ſo ſchlimm, daß ſie durch den Namen eines berühmten Vorredners oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht ſollten zur Duldung und Schonung einer ſchlechten Überſetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Überſetzungen hiſtoriſcher Werke, Reiſebeſchreibungen u. d. gl. ſind meiſtens das Werk der Buchhändler,

*) Kaum kennt jetzt jemand noch: Kidders Beweis daß der Meſſias gekommen iſt, Stackhouſens dicke Dogmatik und bibliſche Geſchichte, Nelſons antideiſtiſche Bibel, Doddridgens Paraphraſis des Neuen Teſtaments in mehrern dicken Bänden; aber ſie ſind wirklich, ſo wie viele andere dicke nun vergeſſene Bücher aller Art, vor dreyßig und mehr Jahren ins Deutſche überſetzt worden, mit ſtattlichen Vorreden der damaligen rüſtigen Überſetzungsunternehmer.

die sich dazu einen Wohlgebohrnen oder Hochedelgebohrnen Herrn aussuchen, weil in diesem Fache die Übersetzungsunternehmer nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Übersetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt *). Diese müssen sich aber schon mehr in Acht nehmen, daß sie wenigstens die eigenen Namen richtig übersetzen und die Jahrzahlen recht abschrei-

*) Wie bekannt, wurden die ersten Bände der allgemeinen Welthistorie, die Biographia Britannica, die Geschichte der Länder und Völker von Amerika, und andere aus dem Engländischen und Französischen übersetzte dicke Bücher mancherley Art, von einem Hochwürdigen Herrn en entreprise ausgegeben. Seit sieben und zwanzig Jahren, da Obiges geschrieben ward, haben sich dergleichen ganz dicke übersetzte Bücher ziemlich aus der deutschen Litteratur verloren; indem jetzt von den deutschen gelehrten Handwerkern dick-dünne Originale fabrizirt werden. Daher gehet auch die Tendenz unserer neuern Büchermacher so muthig auf Originalität! Sind nicht Rittergeschichten, Naturrechte, von dem selbstgesetzten Ich gesetzt, und höchst weise vorvornige Politik und Ästhetik, die Wunder unsers Jahrzehends?

ben, denn auf solche Sachen lauren unsere historische Rezensenten wie Falken. Dagegen ist auch nicht so viel daran gelegen, ob etwa die Vorstellungen der Begebenheiten und die eingestreuten Reflexionen etwas flüchtig und schielend übertragen wären; auf die Art werden sie der Schreibart einiger deutschen Geschichtschreiber desto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt sind am lautesten gelobt zu werden! Aber neue Komödien und neue Romane muß meistens der selbst übersetzen, der als Übersetzer bekannt seyn will, weil diese Bücher allzuvielen Lesern in die Hände kommen; und hier sind die Kunstrichter gleich bey der Hand, und lassen sich selten durch einen berühmten Namen vom Tadel abschrecken.

Geb. Ich erstaune immer mehr über das was Sie da sagen. Es ist mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutschland im Sinne haben!

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der schönen Welt der Imagination, wo jeder berühmte Mann viel Verdienste hat, wo jeder Schriftsteller zu Unter-

suchung der Wahrheit schreibt, wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten, wo niemals ein Journalist den Verfasser anschwärzt dem er nicht wohl will, wo kein beleidigter Schriftsteller Kabalen macht, wo ein Lehrer der Tugend auch allemal tugendhaft und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen Sie nicht ferner, so angenehm Sie auch träumen mögen; sehen Sie um Sich herum, was in Deutschland vorgeht, und Sie werden finden, was ich Ihnen sage ist keine Erdichtung.

Seb. Nun, wenn auch jemand einmal so etwas unternähme, so kann doch das Publikum nicht lange in der Verblendung bleiben; und dann wird es mit der Manufaktur bald zu Ende gehen.

Mag. Unser Publikum ist sehr nachsehend, zumal bey dicken Büchern, das heißt bey denjenigen welche die Übersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beynahe die Hälfte der neuen deutschen Bücher, Übersetzungen sind, und ich sage ge-

wiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Überſetzungen als Manufakturarbeit anſehe.

Geb. Gott behüte! Die Hälfte unſerer neuen Bücher ſind Überſetzungen! Was wird denn alles überſetzt?

Mag. Was? Bogen und Alphabete! Um den Inhalt bekümmert ſich weder Verleger noch Überſetzer, zum höchſten der Leſer, wenn er will und kann.

Geb. Allein da wird denn auch der Leſer gemeiniglich ſehr unzufrieden ſeyn.

Mag. Ach nicht doch! Die Leſer der Überſetzungen ſind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles was ſchwarz auf weiß gedruckt iſt, eine große Ehrerbietnng. Und wenn ſie auch etwas nicht recht verſtehen, ſo nehmen ſie die Schuld ſelbſt auf ſich, und zählen Überſetzer und Verfaſſer los. Kein deutſcher Leſer wird das Unglück einer neuen Überſetzung machen, ſo wenig als noch ein deutſches Parterre jemals eine neue überſetzte Komödie ausgepfiffen hat *).

*) Seitdem Obiges geſchrieben ward, haben auch die deutſchen Parterre hin und wieder an Muth

Sev. Aber wenn auch niemand es merket, so ist's doch einem Gelehrten unanständig, die Gelehrsamkeit bloß zu einem schimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu setzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unser Vaterland kann von den Gelehrten nicht mehr fordern, als es um sie verdient. Wo ist das deutsche Land, wo ein deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände, die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will *)? Unser bestes

---

so zugenommen, daß es wirklich zuweilen mit einem übersetzten oder originalen Schauspiele bis zum Auspfeifen kam. Ob nicht viel zu wenig, und ob immer am rechten Orte gepfiffen worden, kann hier nicht untersucht werden.

*) Auch hierin hat sich viel verändert. In unserm glücklichern Jahrzehende leben wirklich eine Menge Schriftsteller en hommes de lettres in geschäftiger Muße. Alle freylich werden nicht in

wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen wenn wir kein Erbtheil zuzusetzen haben, und wobey wir, wenn wir es erhalten, vor vieler Amtsarbeit alle Gelehrsamkeit vergessen müssen. Die besten deutschen Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu ihren vortrefflichsten eigenen Werken nöthig hatten, durch Übersetzungen kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Seb. Dies Bild der deutschen Litteratur ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey: Entwickelung und Verbreitung der Wahrheit ist die Hauptpflicht eines Autors. Ich würde nie daran gedacht haben, einen Kommentar über die Apokalypse zu schreiben,

---

ihrer Kunst groß; sogar Einige, welche all zugeschwind groß wurden, erschienen in jedem neuen Buche das sie schrieben, immer kleiner.

wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag. Die auch trotz Ihrem Kommentar unbekannt bleiben werden. Denn, glauben Sie mir, Bengel ist im Besitze des apokalyptischen Reichs, woraus Sie ihn nicht vertreiben werden! Wir haben in Deutschland noch kein Beyspiel, daß ein abgesetzter Dorfpfarrer gegen einen Prälaten Recht behalten hätte.

Geb. Ich kann über das Schicksal meines Kommentars ruhig seyn. Genug, wenn ich die Wahrheit sage so wie ich sie erkenne und weil es Wahrheit ist, nicht aber deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Kontrakt gemacht habe ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der größte Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung seines Ruhms und Nutzens sucht?

Mag. Und wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn deutsche Gelehrsamkeit in unserm eigenen Vaterlande für schimpflich gehalten wird? Ist's nicht das sicherste Mittel zu darben wenn man sich

auf Kenntniſſe legt, welche unſere Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüſten dienen oder ihren Beutel füllen können? Bleibt ein einziges Mittel übrig, dem Gelehrten der weder Kuppler noch Plusmacher ſeyn will, in der Welt ſein Auskommen zu geben? Wenn man uns recht belohnen will, ſchickt man uns auf eine Univerſität, wo wir unſere nöthigen Einkünfte von dem Wohlſtollen einer unwiſſenden und ungezähmten Jugend ſuchen müſſen; oder man verſtößt uns in ein Amt, wozu uns alles was wir gelernt haben unnütz iſt, und wo uns wegen der edlen Empfindſamkeit, welche durch die Wiſſenſchaften in unſern Seelen entwickelt worden, die Ausübung unſerer Pflicht oft weit beſchwerlicher wird, als einem fühlloſen Diener der Abſichten jedes Gewaltigen im Lande.

Seb. Ich bin ganz außer mir, über alles was ich hören muß! So ſchlecht ſieht es mit der Gelehrſamkeit in Deutſchland aus? Wie ſoll es dann um Wahrheit und Tugend gut ſtehen, wenn die Herolde derſelben, die Gelehrten, nur Eigennutz und Eigenlob ſuchen? Wie ſoll unſer Vaterland durch die Wiſſenſchaften erleuchtet werden, wenn man ſie zu

einem niedrigen Gewerbe mißbraucht? Nein! dies ist mir ein unerträglicher Gedanken!

Mag. Geben Sie Sich zufrieden! Was ist der deutschen Gelehrsamkeit damit geholfen, wenn ein paar arme Korrektoren eine unruhige Nacht haben! Wir wollen uns die Fehler unserer Litteratur nicht verhehlen, aber wir wollen uns auch über das nicht abhärmen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders seyn kann; es müßte sich denn in Deutschland mehr ändern, als sich so leicht ändern wird.

Hiermit gab der Magister dem Sebaldus die Hand und wünschte ihm wohl zu schlafen.

Zweyter Abschnitt.

Sebaldus schlief, der Ermahnung des Magisters ungeachtet, sehr unruhig, und beseufzte noch am folgenden Tage den traurigen Zustand der deutschen Gelehrsamkeit und das Schicksal der deutschen Gelehrten. Nachmittags ging er zu seinem Freunde Hieronymus, um ihm sein gestriges Gespräch mit dem Magister zu erzählen, und ihn zu

fragen ob desselben Nachrichten zuverläßig wären?

Ich finde, sagte Hieronymus, daß der Herr Magister von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet ist; aber warum beunruhigt Sie diese Erzählung so gar sehr?

Seb. Es kränket mich, daß ich so viel von der Hochachtung ablassen muß, die ich für die deutsche Gelehrsamkeit und für die deutschen Gelehrten hegte. Ich habe beständig einen Mann der ein Buch schreiben kann mit Ehrfurcht angesehen, und den ganzen Haufen der Schriftsteller habe ich mir als eine Anzahl einsichtvoller und menschenfreundlicher Leute vorgestellt, die beständig beschäftigt wären, alles was der menschliche Verstand Edles, Schönes und Wissenswürdiges hervorbringen kann, zu erforschen und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut's mir weh, daß ich sie bloß als geschäftige Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, die mit ihrer Schriftstellerey bloß für sich selbst Ruhm, Nutzen oder Nahrung suchen.

Hier. Und es thut Ihnen um desto weher, weil Sie Selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten gedenken! — Nicht wahr? — Aber trösten Sie Sich, alle Schriftsteller und Übersetzer sind nicht so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehntheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehntheil übrig, nehmlich Männer die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Nächte durchwachen, um ihre Nebenmenschen weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie Sich nicht schämen.

Geb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so gering machen, wissen Sie wohl, daß Sie sich selbst erniedrigen?

Hier. Wie so?

Geb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntnisse unter die Menschen gebracht werden, weil sie nicht

blühen

blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrsamkeit blühet.

Hier. Da haben Sie einen sehr falschen Begriff von der Buchhandlung. Sie stehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute sehr dumm sind.

Geb. Wenn die Leute sehr dumm sind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weswegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die sind in größerer Anzahl und machen größere Bände aus. Es ist auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu schreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Kollegen die Buchhändler in den katholischen Provinzen an, größtentheils reichere Leute als alle protestantische Buchhändler auf der Leipziger Messe. Sie finden in ihren Verzeichnissen schöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Fasten- und Fronleichnamspredigten, derbe Kontroverspredigten wider alle Ketzer, tröstliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge; aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, so einfältig auch meine liebe Vaterstadt ist, in meinen Buch-

laden legen, oder Sie, wenn Sie noch so reich wären, in Ihre Bibliothek würden setzen wollen. Hier ergriff er ein auf seinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß eines katholischen Buchhändlers in Augsburg, und fragte: Wie gefallen Ihnen die Titel: Laurentii von Schnüffis (ord. Capucin.) mirantische Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernstliche Kurzweil für die zenonische Gesellschaft der machiavellischen Staatsklügler, worin das edle Paar Gebrüdrichen Atheismus und Naturalismus, samt den hallerischen Gedichten dem Sileno als Riesenschröcker aufgeopfert werden. P. Dionysii von Lützenburg verbesserte Legend der Heiligen von P. Martin von Cochem. Der himmlische Gnadenbrunn St. Walburgä. Die geistliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Besuchungen des allerheil. Sakraments des Altars. P. Biners Mückentanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholischen Wahrheit. Alexii Riederers Geistliches Seelennetz oder 150 geistreiche Betrachtun-

gen. Bukffets mit kurzen doch guten Waaren handelnder evangel. Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der christkatholische goldne Schlüssel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgesperrt werden. Haufingers geistliches Frühstück, oder auserlesene Sittenlehren. Wollen Sie etwa diese und andere dergleichen schöne Sächelchen mehr, kaufen?

Geb. Nein! was sollte ich mit dem unsinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? Desto schlimmer für den Buchhändler, daß Sie so klug sind! Er mag sich dumme Käufer schaffen, oder er ist verloren.

Geb. Der Buchhandel ist also, wie ich merke, ein so leichtes Geschäft, als es einträglich ist. Dumme Bücher verlegen und sich viel dumme Käufer dazu suchen, erfordert ja wahrlich keine große Kunst; denn die dummen Menschen sind unzählig.

Hier. Und doch ist's schwerer, als Sie es Sich vorstellen. Vergessen Sie nicht, daß Millionen dumme und kluge Menschen gar

keine Bücher brauchen. Das können Sie daraus sehen, daß von den meisten Büchern im deutschen Buchhandel etwa 500 und höchstens bis ein Paar Tausend Exemplare gedruckt, und selten sämtlich verkauft werden, und doch reden an dreyßig Millionen Menschen die deutsche Sprache. Und dann muß der Käufer das Buch suchen, nicht das Buch den Käufer. Die dummen Menschen, welche zum Glücke der Buchhändler noch dumme Bücher kaufen wollen, haben jeder ihre eigene Art der Dummheit für sich, und suchen nur diese. Glauben Sie mir, der Arten der Dummheit sind in Deutschland sehr viele; da sogar die gelehrte Klugheit vieler Schriftsteller dumm genug ist! Es gehört also bey dem Buchhändler viel Erfahrung dazu, die rechte Art dummer Bücher zu verlegen und anzuschaffen. Denn fällt er auf die unrechten dummen Bücher, so bleiben auch diese liegen, und er kommt sodann auch mit der Dummheit nicht vorwärts.

Seb. Das gönne ich ihm herzlich! Denn ich behaupte: ein Buchhändler ist nur dazu da, um der Gelehrsamkeit aufzuhelfen, daher

sollte er keine andere als gute Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefordert, der sich selten nach dem Geschmacke der Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen richten kann, sondern nach dem Geschmacke des großen Haufens richten muß; und dieser macht es ihm nur allzuleicht die meisten guten Schriftsteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dies thun die Buchhändler freylich, aber sie sollten es nicht thun, sondern sollten billig dem Geschmacke der größten Gelehrten folgen; und ich habe mich schon oft über Sie Selbst gewundert, da Sie wissen was große Gelehrte von Büchern urtheilen, und doch schlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geschmack großer Gelehrten ist der Geschmack sehr weniger Leute; der Buchhändler aber braucht sehr viele Käufer, wenn er sein Geschäft treiben will. Wenn nun sogar dumme Bücher oft nicht Käufer finden, wie viel mehr wird es den gelehrten und klugen Büchern so gehen, da der gelehrten und klugen Leute offenbar die wenigsten sind? Daher kommt es, daß so oft

Autor und Verleger, bey dem besten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth seines Buchs verkaufen, dieser bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen. Jener schätzt seinen und seines Buches Werth nach dem Beyfalle einiger wenigen Edlen, das heißt derjenigen Freunde die er für die wenigen Edlen hält. Dieser überlegt, ob es möglich oder wahrscheinlich sey daß viele nach dem Buche lüstern seyn möchten, ohne in Anschlag zu bringen, ob sie gelehrt oder ungelehrt, weise, oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig sind. Sehen Sie den Tyroler der dort geschliffene optische Gläser zum Verkaufe herumträgt? Er hat kein Flintglas und keine Dollondsche Fernröhre. Fragen Sie ihn, warum er nicht vorzüglich sich erkundigt, was für Gläser die größten Astronomen verlangen? Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläser, unbekümmert ob man sie in Teleskope setzt, um unbekannte Sterne zu observiren, oder in Perspektive, um einen entfernten Feind zu entdecken oder den Freund der uns besuchen will früher zu erblicken, oder in Mikroskope, um im Sa-

menthierchen zu unterscheiden, ob der erste Keim des Menschen ein Fisch oder eine Faser ist, oder in Brenngläser, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden, oder in Brillen um feine Schrift zu lesen. Soviel ist gewiß, irgend wozu muß die Waare brauchbar seyn, sonst führe ich sie nicht. Doch hat mich die Erfahrung so viel gelehret, daß Brillen stärker abgehen als Teleskope *), zumal in met-

*) Daß diese Erfahrung des Tyrolers auch schon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt die weise Frau Verlegerinn eines höchst wichtigen türkisch geschriebenen Geschlechtregisters, mit dessen Übersetzung und Kommentirung Wilhelm Schickard Professor zu Tübingen im Jahre 1628 die orientalische Geschichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, sein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, sondern er darin den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie viel Neues und Fremdes berichten konnte. Aber aus dieser Ursache befürchtete die Frau Verlegerinn das Gegentheil. Sie versicherte, aus der Erfahrung zu wissen, daß die Bauerkalender viel häufiger verkauft wür-

nem Lande, wo viele Leute ein blödes Gesicht haben, und sich nur die Exjesuiten auf die Astronomie legen.

Geb. Und dennoch ist's unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kommt; denn Sie können doch nicht läugnen, daß seitdem die Lektur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der zentnerschweren Konsultationen, der Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klassischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken und Leichenpredigten in vielen Bänden, der Labyrinthe der Zeit, der Schaubühnen der Welt, war die Buchhandlung im Flore. Was giebt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? Eine Menge kleiner Büchelchen, die aus

---

den, als die astronomischen Ephemeriden aus denen sie gemacht sind. S. Lessings Beyträge zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag S. 91.

Hand in Hand gehen, wenig geleſen und wenig gekauft werden, wodurch denn endlich den Leſern die alten Kernbücher anſtinken. Sehen Sie, das iſt der Vortheil den wir Buchhändler vom Loſen der Bücher haben.

Seb. Nun! das iſt doch zu arg! Wenn man die Bücher nicht leſen ſoll, was ſoll man denn damit thun?

Hier. Sie zerreißen, oder Wände damit tapeziren.

Seb. Gott behüte, was ſagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geſchiehet. Meine beſten Kunden ſind Schulknaben, Handwerksburſche, Bauern, gute Mütterchen, die beten und ſingen und die Knäblein und Mägdlein oft mit ſich in die Wochenpredigten nehmen, die dann aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Geſangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konſumtion von Büchern; und in dieſem Kriege ſind viele Streitſchriften wider die Ketzer, die mir zur Laſt lagen, in Patronen verſchoſſen worden.

Seb. Aber es werden doch nicht alle Bücher zerriſſen und in Patronen verſchoſſen?

Hier. Freylich nicht! Viele werden zu

Pappe eingestampft, oder sonst bogenweise verbraucht. Nicht zu rechnen, daß viele Tausende in den Buchläden halbe Jahrhunderte lang liegen.

Geb. Die Bücher müssen doch gelesen werden! Dazu sind sie gedruckt.

Hier. O ja! Viele werden gelesen, ehe sie eingestampft werden; doch meist kaum von zehn Lesern. Schon fünf Monate nach einer Messe sind die meisten in derselben erschienenen Bücher vergessen; es müßte denn seyn, daß sie erst nach sechs Monaten recensirt würden. Vorzeiten war es anders, da dachte man lange an alte Bücher, selbst an die schlechten. Damals wurden sie nach vielen Jahren noch in die Hände genommen, weil ihrer sehr viel weniger waren, und die damalige Art zu studiren mehr Bücher erforderte. Jetzt wollen unsere klugen Leute selbst denken, dazu braucht man wenig Bücher, und doch drucken wir mehr als sonst. Und vollends bey unsern jungen Leuten, sie mögen nun junge Philosophen oder junge Poeten seyn, wird der Verstand und der Genius so früh reif, daß sie gar keine Bücher zu lesen würdigen, als ihre eigenen. Wände mit

Büchern tapeziren, oder um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode als die vorhergenannten großen Werke noch verkauft und wahrlich auch gelesen wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige Art zu studiren wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht, und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Geb. So ist dies das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder verbrannt oder eingestampft oder vergessen zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie Sich zufrieden. Wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie Sich nur aus Ihrem Gespräche mit dem Herrn Magister, auf welche Art die marktgängige Bücherwaare verfertigt wird, so werden Sie finden, daß das meiste davon

eigentlich noch ein schlechteres Schicksal verdiente.

Geb. Wenn auch alles wahr wäre was Sie da sagen, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr wäre.

Hier. Ich auch nicht.

Geb. Und doch sagen Sie Selbst, daß es Ihr Vortheil erfordere, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt verschiedene schlechte sonst oft verkaufte Bücher liegen bleiben, und freue mich darüber.

Geb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbst-

lob bey dieſer Großmuth, deren Sie Sich rühmen?

Hier. Mit nichten! denn es iſt gar keine Großmuth. Ich habe Korreſpondenz nach dummern Städten und Provinzen, wo dieſe ſchlechte Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Wenn nun dieſe auch einmal klug werden?

Hier. Sehr wohl. Alsdenn bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die phyſiokratiſchen Principien aus Frankreich bey uns Mode werden wollen, und alles ruft: fahrt nur viel Korn weg, ſo werdet Ihr viel haben, iſt in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden ſo oft Kornmangel, daß es ſich der Mühe belohnt ein Kornhändler zu ſeyn. Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafröcken, noch keine Mützen, Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann alſo noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo ſchon viel Manufakturen ſind und wo die Handlung überhäuft iſt! Wenn ein ſolches Land

einmal erleuchtet wird, so ist für sie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich sich die Buchhändler bey guten Büchern sehr wohl stehen sollen.

Hier. Das kommt daher, weil in Frankreich und in England die Klasse der Schriftsteller der Klasse der Leser entspricht; weil jene schreiben was diese zu lesen nöthig haben und lesen können.

Seb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Keinesweges. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beynahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Medieiner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Baccalaureus, ein Collega infimus, höchstens ein schiefer Beesprit oder ein schwerfälliger Spekulant, welcher glaubt die Kräfte des menschlichen Geistes ergründet zu haben wenn er seine Ge-

dichte oder sein gangbares System im Kopfe hat, und die Welt zu kennen glaubt, wenn er sein Studierstübchen, oder höchstens die Universität kennt, wo er sich mit seinem bischen theoretischen Wissen blähen kann, oder den Zirkel seiner funfzehn Anbeter wo er seine Launen auskramen darf, wo er für einen großen Mann gehalten wird, und sich daher allein darin gefällt. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt für sie zu schreiben, und wenn es zuweilen geschieht, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe.*), daß es niemand anrühren will. Weder in England noch in Frankreich können so sehr platte gelehrte Originale wie hier in Deutschland,

*) Der Verfasser, als ein Deutscher, der sich dessen was deutsch ist in nichts schämet, bekennt gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnet alle Weltleute, nicht zu wagen es zu lesen.

sich zeigen, ohne allgemein ausgelacht zu werden. Unsere gelehrte Originale werden zwar in den gelehrten Zeitungen, d. h. in der einzigen Welt wo sie leben, hoch gepriesen, aber die übrige Welt würdigt sie nicht einmal der Ehre sie auszulachen. Die zwanzig Millionen Ungelehrten vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit; sie wissen kaum daß sie in der Welt sind. Weil nun fast kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben kann, und dennoch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfniß zu lesen hat als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, die nicht französisch lesen können, endlich den Verfassern der Insel Felsenburg, und der moralischen Wochenblätter, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, in der That viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern, die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die sich in ihrer Excentricität — von ihnen Größe genannt — so sehr wiegen, daher aber auch ihre Leser nicht um einen Daumbreit höher hinaufheben, sondern vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen

tragen daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind einige Städte bey uns so hell, und ganze Länder liegen in der größten Finsterniß.

Geb. Aber die Wissenschaften können nicht allemal so faßlich vorgetragen werden, daß sie der große Haufen begreife. Dadurch würden sie nicht allein nicht erweitert werden, sondern endlich nur in ein seichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hin-Hören schon versteht; aber ihre wichtigsten Wahrheiten würden sie entbehren müssen, weil diese nicht durch flüchtige Lektur, sondern bloß durch ein gründliches Studium gefaßt werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzosen auf diese Art verschiedenen Wissenschaften geschadet haben, weil sie popular vortragen wollten was sich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, sondern nur für den Unwissenden schreiben sollte. Es müssen also gelehrte Bücher, bloß für Gelehrte, geschrieben werden.

sondern, und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus denselben, dem menschlichen Geschlechte zum Besten, Gebäude aufgeführt hätten. Aber jeder deutsche Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Bruchsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich auf einem Spaziergange ein paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzufügen, so heißt er ein Erfinder. Der welcher große Quadersteine in Graben neben einander wälzt, daß sie einem Gebäude zum Fundamente dienen könnten, heißt ein tiefsinniger gründlicher Mann. So thun unsere sämmtliche Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen oder einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus diesem verschiedenen großen Haufen, der Jahrhunderte lang dicht über einander gepackt stand, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen; so verspottet man ihn als einen seichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist, und muthet ihm wohl

gar zu, das Gebäude abzureißen um einen neuen ganz dichten Grund zu legen, worauf ein so zusammenhangendes Gebäude zu bauen sey, daß darin gar keine Lücken wären. Man bedenkt nicht, daß weise Baumeister in jedem Gebäude Lücken lassen müssen, damit Licht hineinfalle, und Menschen hineingehen können, wogegen in einen dichten Haufen weder Licht noch Wärme dringen und keine menschliche Kreatur zur Wohnung einkehren kann. Unsere deutschen Gelehrten sind sehr bemüht, jede Wissenschaft für sich in ein dichtes oder dunkles Lehrgebäude zu ordnen; aber fast keiner denkt daran, eine jede Wissenschaft auf die übrigen, und sie alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft anzuwenden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wissenschaften würden seicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorieen zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Hier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwickelung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vor-

züglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in in ihrem kleinen Zirkel bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtsamkeit unwürdig halten wollen? Es müssen zwar immer einige Gelehrte von Profession vorhanden seyn, deren jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet; dies kann aber nicht ausschließend alles ausmachen, was an unsrer Litteratur schätzbar ist. Haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht? Der Bauer besäet das Feld, der Weber bereitet Zeuge, der Maurer bauet Häuser, der Kaufmann bringet die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zusammen. Sie tragen jeder durch ihren Fleiß das Ihrige zum gemeinen Besten bey, und auch die Gelehrten werden durch sie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten versehen. Sollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einsichten beständig nur unter sich zu behalten, und

sie nie dem geschäftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten die sie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen? Dies kann nicht allein dadurch geschehen, wenn sie gewisse gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen; welche Beschäftigung die meisten deutschen Gelehrten deshalb verachten, weil sie glauben daß nur mäßige Geschicklichkeit dazu gehöre *). Es giebt noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, wozu Genie, Gelehrsamkeit, Anstrengung aller Geisteskräfte erfordert wird, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich schon gesagt habe, nicht allein jede Wissenschaft für sich selbst, sondern

*) Daß hierin, seitdem dieses zuerst geschrieben ward, in Deutschland viel verbessert worden, ist sehr zu rühmen. Aber doch ist zu beklagen, daß im Ganzen unsere Schriftsteller noch immer am liebsten auf einseitige Spekulation-Imaginationen ausgehen, und die Leser nicht kennen für die sie schreiben. Es ist daher auch unsere deutsche Litteratur den Bedürfnissen deutscher Leser bey weitem nicht angemessen genug, hat daher immer noch auf die dreyßig Millionen Menschen, welche deutsch reden, viel weniger Einfluß, als sie haben sollte.

auch in Absicht auf alle andere, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet und anwendet. Hierin fehlen die meisten deutschen Schriftsteller, die ihre Wissenschaft zwar aus dem Grunde verstehen, aber sie bloß allein für sich, und nie in dem Zusammenhange der übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Kriminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und im wievielsten Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, daß im heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des deutschen Kirchenrechts wird mit größester Belesenheit beweisen, daß im heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und wie reichsgesetzwidrig es sey, wenn derjenige der keiner dieser beiden Re-

Religionen befällt, nicht sogleich des deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl des Menschen, und Wohl des Staats erfordere, daß man niemand dogmatischer Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage; er wird sie bloß bedauern, daß sie in der Kenntniß des deutschen Kirchenrechts so unwissend sind. Und wollten sie sich auf die gesunde Vernunft berufen, so wird er vollends voll Verachtung antworten, das deutsche Kirchenrecht so wenig als das deutsche Staatsrecht müsse nach der Vernunft beurtheilt werden; sondern es gelte das Herkommen. Eben so sammelt der Geschichtschreiber eine Menge geschehener Dinge ohne Wahl und Absicht, ohne sie durch Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern; und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, weil er Lesearten sammeln und Varianten berichtigen will, ohne ein einzigmal seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck warum sie

geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Geistes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalten? Wenn jemals die deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften aus solchen und ähnlichen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit glücklicherm Erfolge unserm Geiste interessant machen, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen und absichtlose Kompilationen; sie werden für Gelehrte schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse, werden sie alle Arten von Lesern zum Studiren wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern: die Wissenschaften werden sich in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden den mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne der seichten Denkungsart des großen Haufens

zu Gefallen eine unrechtverstandene Popularität zu affektiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen Recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortreffliche deutsche Schriftsteller auch das ihrige beygetragen; ich darf nur, aus dem Fache das ich kenne, Sie an die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes erinnern, die sich mit glücklichem Erfolge bemühten, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will. Ich verehre die großen Schriftsteller aller Art, welche Geist genug haben mehrere Wissenschaften zugleich zu überschauen, und die von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat deren einige, sie sind vortrefflich, aber in sehr geringer Anzahl. Die meisten deutschen Schriftsteller, voll

pedantischen Stolzes, pflegen gewöhnlich den Theil der Wissenschaften für den wichtigsten auszugeben, den sie kennen oder lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl gar schädlich seyn; und ihnen däucht, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, der kleine Haufen woran sie sammeln und wo sie Stein über Stein aufstapeln und herzählen, sey wichtiger und nützlicher als das größte Gebäude worin Menschen wohnen.

Geb. Mein Freund! Sie sind wirklich ungerecht gegen die deutschen Gelehrten, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dies komme von Ihrer ungelehrten Erziehung her. Sie Selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein Gelehrter sieht alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem weit hellern Lichte als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft in der er arbeitet, höher achten als sie es werth ist, oder deshalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachläßigen. Die Wissenschaften, mein lie-

der Herr Hieronymus, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß die seinige schätzen wollte und die andern nicht, würde so thöricht handeln, daß sich dies von keinem ächten Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen; und urtheilen Sie nicht zu geschwind darüber.

Hier. Haben Sie den Meßkatalog von dieser Messe schon gelesen?

Geb. Wie kommen Sie darauf? Nein noch nicht.

Hier. Wir wollen versuchen, daraus die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher zu beurtheilen. Lassen Sie uns einmal zusammenrechnen, wie viel Bücher über jede Art der Wissenschaften herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Geb. Sehr gern. Dies wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrte sehen allemal, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht was ihnen insbesondere gefällt.

Sie fingen also an den Meßkatalog durch-

zugehen, und fanden 350 Übersetzungen*) aus verschiedenen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 40 Kompendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67 theologische Bücher von allerhand Art, aber nur 9 Juristische, weil die Anweisungen zum Reichsprozesse und zum Kriminalprozesse schon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 23 medizinische Bücher, 16 Wochenblätter, 5 Geschichtbücher, 37 diplomatische Bände, 27 Romanen, meistens in Erfurth, Dresden und Regenspurg gedruckt, 31 Gedichte, 3 mathematische Bücher, 10 ökonomische Werke, 1 physikalisches und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sie nur zwey ein paar Monate vor der Messe erschienene Bücher, worin die Wissenschaften in ihrer Verbindung und im Verhält-

*) Diejenigen, denen etwa die Anzahl der Übersetzungen und Journale verhältnißmäßig allzustark dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelmesse war. Denn wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spazieren gehen, so arbeiten doch Übersetzer und Journalisten im Sommer und Winter mit gleicher Thätigkeit fort.

nisse auf die Menschheit betrachtet wurden; und von diesen hatten schon verschiedene gelehrte Zeitungen, voll Verachtung versichert, daß ihre Verfasser seichte Köpfe wären, ohne gründliche Einsichten in die Wissenschaften, welche bloß durch eine gute Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen hätten: denn eine gute Schreibart ist solchen gelehrten Herren nur ein sehr geringes Verdienst.

Hieronymus ging in ein Nebenzimmer um diese Zeitungsstücke zu suchen; weil er aber dabey etwas verweilte, hatte Sebaldus eiligst 13 Titel von neuen Büchern über die Apokalypse, die er sich beym Durchsehen des Katalogs heimlich mit dem Nägel gezeichnet hatte, auf einem Zettel ausgezogen, womit er dem Hieronymus entgegen kam und ihn sehr angelegentlich bat, ihm diese Bücher zu leihen. Der gefällige Hieronymus fing gleich an zu suchen, und kaum hatte er sie herbey geholt, als Sebaldus, des bisherigen Gesprächs ganz uneingedenk, sie unter den Arm nahm und damit nach Hause eilte, um eins nach dem andern durchzulesen.

Den dritten Tag brachte er diese Bücher

gab, anstatt sie für eine Weißagung auf die christliche Kirche zu erklären; aber er gerieth in Wuth da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmlischen Jerusalems die Endlichkeit der Höllenstrafen behaupten wollte. Voll Abscheu über solche Ketzerey lief er sogleich zu verschiedenen Buchdruckern, die ihm und Sebaldus die meisten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, — nicht etwa Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypse, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, — sondern daß Sebaldus gegen jederman die Übersetzungsmanufakturen als einen der Gelehrsamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieser Gelegenheit von den Buchdruckern und Verlegern, die mit Übersetzungen ein nützliches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gesprochen habe. Als nun Sebaldus wieder bey seinen gebietenden Herren erschien, fand er die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; und darauf folgten dann Klagen über die schlechten Zeiten, weshalb jetzt weniger gedruckt würde, daher man ihm weniger Korrekturen geben könne. In Kurzem bekam er in der That gar keine mehr; und

weil sein rachsüchtiger Kollege ihn als einen Menschen, der die Endlichkeit der Höllenstrafen glaubte, an solchen Orten abgemalt hatte, wo dieser Vorwurf mehr Eindruck machte als bey Buchdruckern; so empfand er bald daß jedermann sich vor ihm scheute. Er ward endlich genöthigt, die Dachstube, wo er so vergnügt gewesen war, mit einem Keller in der Vorstadt zu vertauschen, worin ihn ein armer Mann aufnahm, den er zur Zeit seines Wohlstandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieser Mann, und sein gewesener Nachbar, der Magister, waren nun seine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichten ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegessen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu seinem Freunde dem Magister gegangen, der sehr gern sein dürftiges Einkommen mit ihm theilte und seinem Geiste durch freundschaftliche und lehrreiche Gespräche die Thätigkeit wiedergab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es schon dunkel ward, doch beyzeiten nach seinem Keller zurück, weil der Thorgroschen ein Kapital war, das er zu sparen nöthig hatte. Er war schon in den finstern

Gang getreten, der zu seiner Schlafstäte führte, als er in einiger Entfernung sich etwas regen sah, und bey näherer Untersuchung einen Menschen in einem Winkel sitzend fand.

Sebaldus hielt ihn für einen Dieb, und ob er sich gleich etwas entsetzte, so sagte er doch ganz kalt:

»Freund, wenn du etwas zu stehlen suchst, so bist du hier an den unrechten Ort gekommen.«

»Ach, mein lieber Herr,« antwortete eine unbekannte Stimme, »ich bin kein Räuber, verrathen Sie einen Unglücklichen nicht.«

»Nein Freund!« sagte Sebaldus, »ein Mensch, der selbst elend ist, ist nicht grausam,« — und hiemit ging er in die schon geöffnete Kellerstube, schlug Licht an, (denn sein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hause), und erblickte einen jungen Menschen, wohlgestaltet, aber todtenblaß. Sebaldus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes seyn, und fragte wie er hieher käme?

»Ich habe,« sagte der Jüngling, »studirt, »aber bey einer unglücklichen Schwärmerey »auf einem Dorfe, welche die Jugend Lust-

»karkeit nennt, in einer Stunde wo ich mei»ner Sinne nicht mächtig war, habe ich mich »zum Soldaten anwerben lassen. Die Reue »folgte auf diesen Schritt nur allzubald. Ich »wußte, daß mein Vater Vermögen hat, mei»ne Loskaufung zu bezahlen. Er ist General»superintendent in *** —«

»Wie? In ***? Und er heißt? —«

»Stanzius.«

»Ich kenne Ihren Vater,« sagte Sebaldus sehr gelassen, »und Sie sollen hier einen »sichern Aufenthalt haben, bis Sie an Ihren »Vater schreiben können.«

»Das ist schon geschehen. Er antwortete »mir, daß er morgen Vormittag mit der »Landkutsche hier eintreffen werde. Ich sollte »aber schon morgen früh mit einem Rekru»tentransporte abgehen. Ich war außer mir »vor Furcht, daß alsdann meines Vaters »Hülfe zu spät kommen möchte, und da die »Schildwacht auf einen Augenblick nicht auf»merksam genug war, entsprang ich im Dun»keln und dachte in diesem Winkel unentdeckt »zu bleiben. Was ich morgen thun soll, weiß »ich nicht; denn mein Vater ist ein strenger »und harter Mann, und ich fürchte mich

»beynahe so sehr ihm unter die Augen zu »treten, als meinen Werbern. — «

»Fürchten Sie Sich nicht, er wird väterliche »Gesinnungen haben. Ich bin auch Vater; wenn »ihn auch fremdes Unglück nicht rührt, wird »das Unglück eines Sohnes ihn rühren. Ich »will Ihren Vater aufsuchen, wenn ich nur »einigermaßen weiß wo ich ihn treffe.«

»Er ist leicht zu finden, er wird im »blauen Hechte abtreten, wo Sie nur »nach dem Passagier fragen dürfen, der mit »der Jenaischen Landkutsche angekommen ist.«

Unter diesem Gespräche kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hause. Ob er sich gleich vor den Soldaten sehr fürchtete, so ließ er sich doch duech natürliches Mitleid und durch Sebaldus Zureden bewegen den Fremden aufzunehmen, und stand ihm einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens ging Sebaldus beyzeiten nach dem blauen Hechte, und ward sogleich in das Zimmer des Fremden geführet, den er suchte. Die Kleidung des Sebaldus und die Hagerkeit seines Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war; und

Stauzius, den das Bewußtseyn eigener Wichtigkeit niemals verließ, konnte sich nichts anders vorstellen, als Sebaldus, vom Elende niedergedrückt, wolle eine reinere Orthodoxie angeloben und sich zu anderweiter Beförderung empfehlen. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen so geschwind zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen als die seinigen, so fuhr er ihn beym ersten Anblicke an:

»Ist es nicht entsetzlich, daß einen die »Bettler überlaufen, wenn man kaum aus »dem Wagen gestiegen ist! Was will Er, »Freund? Denke Er nur nicht, daß ich Ihm »glauben werde, wenn Er mir etwas vom »Widerrufe seiner grundstürzenden Irrthümer »vorschwatzen will; das sind lauter leere »Worte. Er ist viel zu lange in Finsterniß »gewandelt, als daß man von Ihm eine aufrichtige Besserung hoffen könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schafskleidern »haben; ich möchte einem Menschen, der einmal so verdammliche Grundsätze gehabt hat, »nicht einmal einen Küsterdienst anvertrauen.«

»Was will Er also von mir? Ich kann Ihm »nicht helfen.«

Sebaldus antwortete sehr gelassen: »Ich »komme nicht meinetwegen; ich kenne Sie »und mich zu genau, als daß ich von Ihnen »Hülfe erwarten sollte.«

»Und doch,« sagte Stauzius, (der den Sebaldus von oben bis unten ansah, und in diesem Augenblicke auf seine Leibesgestalt ein Projekt baute;) »und doch könnte ich »Ihm vielleicht einige Hülfe angedeihen las»sen! Er ist in elenden Umständen, das sehe »ich, im geistlichen Stande ist nichts für Ihn »zu thun, was will Er also anfangen? Höre »Er an; werde Er Soldat; zwar ist Er nicht »mehr jung, aber Er ist beynahe sechs Fuß »lang, und man wirds daher nicht so genau »mit dem Alter nehmen. Kann Er ja die »Strapazen nicht ausstehen, so wird Er ins »Lazareth gebracht, und da ist Er versorgt. »Lasse Er sich also anwerben, es finden sich »gewiß Leute, die ihm ein gutes Handgeld »geben werden.«

Sebaldus sagte lächelnd: »Es war eine »Zeit, wo es mir sehr übel genommen ward, »daß ich Leuten gerathen hatte in den Krieg »zu gehen.«

»Ja, das war etwas anders, an

»heiliger Stätte schickte sich dies nicht. Aber »jetzt —«

»Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht Soldat werden? —«

»An meines Sohnes Stelle? Was weiß »Er von meinem Sohne?«

»Ich weiß daß Ihr Sohn sich hat anwerben lassen, daß er gestern Abend aus der »Wache entsprungen ist, daß ich ihn bey mir »aufgenommen habe, und daß ich bloß zu »Ihnen gekommen bin, um Ihnen zu melden, »daß er bey mir in sicherer Verwahrung bleiben soll, bis Sie sein Schicksal werden können zu verbessern suchen. Ich verlange von »Ihnen keinen Dank dafür, weil ich gegen »einen Menschen Mitleiden empfand, und es »ihm bloß deshalb nicht versagen wollte weil »er Ihr Sohn war. Wollen Sie noch, daß »ich mich für ihn soll anwerben lassen? »Wenn dies das einzige Mittel wäre, Sie »und Ihren Sohn glücklich zu machen; »so wäre es in dem Elende worin ich »schmachte, nur ein geringes Opfer. —«

Stauzius war ganz erstaunt und versetzte stammelnd, »daß Sebaldus — wirklich sehr »gütig wäre;« und nun folgte eine Unterre-

dung, deren Schluß war, daß der junge Stauzius so lange bey Sebaldus bleiben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun ging Sebaldus nach Hause, den Jüngling zu trösten. Aber er hatte kaum Zeit das Vorgegangene zu erzählen, als ein Kommando Soldaten in die Stube stürzte und beide auf die Hauptwache schleppte, wo sie den ehrlichen Markthelfer schon fanden.

Stauzius erfuhr diesen Vorfall sehr bald, und dachte ihn sogleich zu seinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm rechter Ernst gewesen seinen Feind Sebaldus oder den Markthelfer anstatt seines Sohnes anzuwerben, und dadurch desselben Loslassung um einen desto wohlfeilern Preis zu bewirken. Er fand aber sehr bald, daß die Loslassung des jungen Stauzius jetzt weit mehr Schwierigkeiten habe als vorher, da der Hauptmann gar nicht geneigt war, anstatt eines Rekruten den er losgeben sollte, sich einen vorschlagen zu lassen, den er auch schon in seiner Gewalt hatte.

In diesem Zustande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles was

Elend und Kummer schreckliches haben kann, ausstehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgesetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß dadurch sein Wohlthäter der Markthelfer auch unglücklich geworden war. Mit diesen traurigen Gedanken beschäftigte er sich eines Tages, als der Unterofficier der ehemals durch seine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um sich nach einem Arrestanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den Sebaldus, lief auf ihn zu, drückte ihm treuherzig die Hand und fragte wie er hieher käme. Sebaldus erzählte es kürzlich. Der Unterofficier schwor mit einem kräftigen Fluche, daß ein so rechtschaffener Mann nicht länger im Gefängnisse bleiben sollte, ging stehendes Fußes zu seinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyte sowohl Sebaldus als den Markthelfer, und führte den erstern sogleich mit sich zum Major.

Dieser war ein Mann in seinem sieben und funfzigsten Jahre, der seit seiner ersten Jugend Soldat gewesen und von unten

auf gedienet hatte. Er war brav wie sein Degen, aber seine moralischen Grundsätze würden, wenn man sie nach Millers Einleitung in die Mosheimische Sittenlehre, oder nach sonst itgend einer theoretischen Moral hätte prüfen wollen, freylich sehr unzusammenhangend und widersprechend erfunden worden seyn. Er glaubte die Unsterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte sich doch sehr wenig um die Fortdauer seines Lebens, sondern setzte es sehr oft ohne sonderliche Nothwendigkeit in Gefahr. Er war eben nicht sehr religiös, und auch eben nicht ein Lobredner des geistlichen Standes; dennoch aber ehrte und beschützte er ihn vor allen andern. Er ging selten in die Kirche; aber seine Soldaten hielt er sehr streng dazu an. Er schwor und fluchte sehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen wenn er es hörte. Er war aus Temperament keusch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte daß er sich niemals in ein Mädchen verliebt hatte, ließ er beständig Acht geben, weil er sich nicht viel Gutes zu ihm versah. Sein Versprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiderruflich; gleichwohl wider-

sprach er seiner eignen Meinung schnell, so bald er merkte, er könnte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt war er äußerst rachgierig, aus dem Grundsatze: Ein braver Mann müsse nichts auf sich sitzen lassen.

Als Sebaldus vor ihm erschien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn schönen Rekruten, die er durch seine geistreiche Predigt dem Bataillon verschafft hätte. Als ihm aber Sebaldus in der Folge des Gesprächs erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe; gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worin er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte, und als dieser fortfuhr, zu erzählen, daß der Superintendent Stanzius, der Vater des arretirten Rekruten, die eigentliche Ursache seines Unglücks sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus:

»Wohl mir, daß ich den alten Schurken »in meiner Gewalt habe! So lange ich in »Feindes Lande bin, habe ich noch keinen »Menschen gepeinigt, aber Herr! den Böse»wicht will ich peinigen. Der Sohn soll

»ewig Soldat bleiben, und den alten Bären»häuter will ich krumm schließen lassen bis er »alles Unrecht ersetzt, das er einem so brav»en Manne wie Er, Herr Magister! gethan »hat!«

Hier rief er den Unterofficier herein: »Hör' »Er,« sagte er, »den Augenblick arretirs Er »den fremden Superintendenten im blauen »Hechte, der Kerl ist ein Spion, er ist —« hier schloß ihm der Zorn den Mund.

Der Unterofficier, der einen Theil von Stauzius Geschichte wußte, strich sich den Bart und sagte lächelnd: »Er wäre eben un»ten im Hause.«

»Gut! so laß' Er den Schurken gleich »herauf kommen,« rief der Major.

Sebaldus hat gehört zu werden und ließ nicht ab zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nur jetzt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, »der Superintendent sollte warten.«

Sebaldus fing nun an dem Major weitläuftig vorzustellen, daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stauze gar nicht gedient sey, daß er die Rettung des Sohnes wünsche,

und dem Vater von Herzen vergebe, weil Religion und Moral ihm verböten Rache zu hegen, daß —«

»Zum Tausend Element, Herr!« rief der Major, »lasse Er sich von der Religion ver»bieten was Er will, mir soll sie nimmer ver»bieten, daß ich einen Schurken bestrafe, und »einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, »wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen »habe. —«

»Sie wollen gerecht gegen meinen Feind »seyn, Herr Major; seyn Sie es auch gegen »mich. Was sollen tugendhafte Leute von »mir denken, wenn ich eine so grausame »Rache an meinem Feinde nehme? —«

»Was sie denken werden? Herr! daß Er »Recht hat! Der alte Bösewicht hat Ihn »nicht allein von Haus und Hof gebracht, Er »ist auch am Tode seiner Frau schuld, er hat »seine Kinder unglücklich gemacht. Herr! ich »habe nie Frau oder Kinder gehabt, aber, »straf' mich Gott! hätt' ich sie, so würd' ich »sie lieben wie meine Seele, und wer mich »darum brächte, den haßte ich bis in den Tod, »und wollte ihm den Degen durch die Rippen »jagen, sobald ich ihn vor mir hätte —«

»Aber wollten ihm doch nicht durch einen »andern hinterrücks einen Dolch in die Seite »stoßen lassen? —

»Herr! Herr! — Wofür sieht er mich an? »Ich selbst sehe meinem Feinde das Weiße im »Auge, und laß' ihn dann sich vertheidigen »wenn er kann.«

»Mein Feind, Herr Major, ist ja wehr»los! Wäre es Ihnen anständig, einem ver»theidigungslosen Manne den Dolch ins Herz »zu stoßen? Würde es mir anständig seyn? »Mein Stand verbietet mir, Unrecht mit dem »Schwerte zu rächen; meine Religion gebietet »mir, es zu vergeben und Böses mit Gutem »zu vergelten. Ich wäre nicht werth Friede »und Versöhnung gepredigt zu haben, wenn »ich durch Sie mich an meinem Feinde rächen »wollte, da er ohne Vertheidigung in Ihrer »Gewalt ist; wenn sich diese schreckliche Rache »bis auf einen unschuldigen Jüngling er»strecken sollte, der mich nie beleidigt hat, »noch mehr, der mein Gastfreund ist, der in »meiner elenden Schlafstelle Schutz und Zu»flucht gesucht hat. — Nein Herr Major, er»niedrigen Sie mich nicht so sehr! — Lassen »Sie den jungen Menschen frey. Lassen Sie

»mich

»auch an dem Vater die viel edlere Rache
»nehmen, ihm zu zeigen, daß der den er
»beleidigt hat, sein wahrer Freund ist; seine
»Bestrafung überlassen Sie seinem eigenen
»Gewissen, das in niemand schläft, der eine
»böse That begangen hat.«

»Blitz und Hagel! daß ein Pfaffe anders
»denken soll als ein Soldat! — Herr, Er hat
»Recht! —« (Hier wischte er ein Paar Thränen ab, die ihm über seine grauen Augenwimper tröpfelten.) »Der junge Herr soll
»los. Aber der Kapitän wird ihn nicht mir
»sonst losgeben, das will ich auch nicht. Ich
»will ihn dem Hauptmanne bezahlen, aber
»Ihm Herr Magister soll der Vater das Lö»segeld geben; ich schenke Ihm den Re»kruten zwar, aber ich will das Lösegeld be»stimmen.«

Sebaldus mochte einwenden was er wollte, der Major scheint nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stanzius, der eben mit Schrecken die Wendung der Sache vernahm, war vor Angst halb außer sich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major sah ihn von oben bis unten an, und sagte: »Sein

»Sohn, Herr! ist ein Desertör und muß han»gen, oder 36 mal Spießruthen laufen. Ei»nem so schlechten Kerl zu gefallen, wie Er »ist, Herr Superintendent oder was Er sonst »seyn mag, würde ich ihn zwar nimmermehr »losgeben; aber hier steht ein ehrlicher Mann, »auf dessen Fürbitte soll Seinem Sohne nicht »allein die Strafe erlassen seyn, sondern Er »soll ihn auch loshaben; wenn Er tausend »Thaler für ihn zahlt. —

Stanzius, halb erfreut halb bestürzt, stellte stammelnd vor: »Daß eine so starke Summe »nicht möglich wäre. —«

»Herr! räsonnire Er nicht. Der Kerl »hat 11 Zoll, Er soll 1000 Thaler geben, und »zwar keine Bernburger; oder Sein Sohn »soll Gassen laufen, und Ihn will ich hin»stecken lassen, wo Ihn Sonne und Mond »nicht bescheint, weil Er ein Schurke ist, und »dieser Herr Magister hier ein ehrlicher Mann, »den Er ums Amt gebracht hat, und räson»nire Er kein Wort weiter.«

Stanzius wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen; seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der

Präsident, der für den jungen Menschen eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu dessen Befreyung eine ansehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch seinem eigenen Geize die Ranzion sehr erleichtert ward. Er bequemte sich also und zahlte in 77 Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13 Rthlr. gerechnet, das ganze Lösegeld auf den Tisch.

Der Major nahm es an, und überreichte es dem Sebaldus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden versucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelassen worden. »Dies soll, »sagte er, eine kleine Ersetzung des Schadens »seyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat.«

»Herr Major, sagte Sebaldus, Sie ha»ben mir den jungen Menschen geschenkt. »Schenken Sie mir ihn ganz, nehmlich mit »der Freyheit ihn wieder zu verschenken. Er »hat Schutz in meiner Wohnstätte gesucht, »diesen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen, »ohne geradezu wider meine Denkungsart zu »handeln. Was mir dieser Herr kann zu»widet gethan haben, habe ich ihm längst »vergeben. Er hat gesucht für die Reinigkeit

»der Lehre zu wachen, ich muß noch weit »mehr bemüht seyn für die Reinigkeit meiner »Handlungen zu sorgen. Hier, Herr Gene»ralsuperintendent, nehmen Sie das Geld »zurück.«

Stanzius stand da, wie ein Knabe, dem ein Gast einen Leckerbissen in den Mund stecken will; der Mund läuft voll Wasser, aber er traut sich nicht ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es verboten hat. Er sah den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebaldus hörte nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achsel schlug, und sagte: »Nun thue Er was Er will. Ich »möchte gern böse seyn, wenn ich nur »könnte.«

Sebaldus gab dem Stanzius das Geld, den es begierig in die Tasche schob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter, er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung, und versicherte, daß er auf

ewig dankbar seyn werde, daß er erkenne wie großmüthig Sebaldus handele, da er ihm ohne Rache vergebe, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, da er nicht einmal die Ranzion seines Sohnes annehmen wolle. —

»Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die »Rede: Gott vergiebt ohne Sühnopfer und »Lösegeld — und wer Gott fürchtet,' wird »ihm nachzuahmen suchen. Wenn Sie er»kennen, daß Sie mir unrecht gethan haben, »so bin ich gänzlich befriedigt.«

Stanzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dies, aber es sey nicht genug, er verspreche ihm seinen Schaden thätig zu ersetzen; und wenn er wieder nach Hause zurückkommen wolle, werde er ihm sobald als möglich eine gute Versorgung zu verschaffen suchen.

Sebaldus dankte für seinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major sagte, es sey unnöthig, denn er wolle dem Sebaldus die erste vakante Feldpredigerstelle, und wo möglich bey seinem eignen Bataillon verschaffen, bis dahin nehme er die Sorge für dessen Unterhalt auf sich. »

Unter diesen Gesprächen trat der junge Stanz in das Zimmer, welchen der Major frey erklärte und ihn seinem Vater übergab, der nicht eher mit Bitten nachließ, als bis ihm Sebaldus in den blauen Hecht zum Mittagsmahle nachfolgte.

Vierter Abschnitt.

Hier genoß Sebaldus das süße Vergnügen, von seinem Feinde verdienten Dank einzuärndten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkosungen. Jener wiederholte mit Eifer den Vorschlag zu einer guten Versorgung, und betheuerte, er wolle alles Ansehen dazu anwenden das er im Fürstenthume hätte. Der Sohn unterstützte diesen Vorschlag, so daß Sebaldus endlich anfing zu wanken und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vaterlande als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, und wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eignen beurtheilte, so konnte er gar nicht be-

greifen, daß der Major gegen des Superintendenten Aufrichtigkeit so viel Argwohn hegte. Er hielt dies für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Predigerstelle in seinem Vaterlande Ruhe zu suchen.

Als der Major sah, daß sein Entschluß der Einladung des Stauzius zu folgen fest gefaßt war, so wollte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den alten Stauzius zu sich kommen, und band ihm aufs allerernstlichste ein sein Versprechen zu halten. Er bedeutete ihn, daß er dem Sebaldus einen Brief an den Obersten, der jetzt in der Fürstl. Residenz kommandirte, mitgegeben hätte; um diesen Offizier, seinen vertrauten Freund zu bitten, den Sebaldus zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde ihn zu verfolgen, aufs empfindlichste zu bestrafen. Stauzius versprach mehr, als er vorher versprochen hatte, und versicherte noch mehr zu leisten.

Als Sebaldus vom Major Abschied nahm, empfing er von ihm, außer dem obengedachten Schreiben an den Obersten, noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner vertrauten

Freunde in Berlin. Er versicherte, wenn Gebaldus einmal nach Berlin kommen sollte, werde ihm dieser Freund auf Vorzeigung des Briefes freundschaftlich aufnehmen, und bey demselben würde er auch beständig Nachricht von des Majors Aufenthalt bekommen können. Er gebot ihm, von diesem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stanzius sein Versprechen nicht halten sollte, und gelobte ihn mit den heiligsten Schwüren seinen Beystand, sobald er desselben benöthigt sey und nur Nachricht davon geben wolle.

Was den Major gegen den guten Generalsuperintendenten so gar sehr mißtrauisch gemacht habe, ist schwer zu sagen. Vermuthlich war es dessen Physiognomie. Ob aber insbesondere ein weit gegen das Ende der Nase von sich gehendes Nasläppchen *), oder eine spitze Stirn, oder eine eingekerbte Oberlefze, oder grünlichte Zähne, oder ein hörbarer Athem, oder nur überhaupt sein superintenden-

*) Man s. Lavaters kleine Physiognomik Iter Th. S. 117 u. folg.

tenmäßiges Ansehen *) daran schuld gewesen, würde der berühmte Herr Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stauzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indeß, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebaldus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hätte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus abtreten. Inzwischen erwies ihm Stauzius alle mögliche Höflichkeiten und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten zu einer baldigen Wiederbefördrung ausdrücklich empfohlen hatte. Auch ward er wirklich in den nächsten drey Monaten zu zwey im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war unglücklicher Weise

*) S. Ebendas. S. 36.

auf die eine ſchon vorher einem andern die Anwartſchaft gegeben worden, und die andere hielt der Präſident für nicht einträglich genug, obgleich Sebaldus meinte, ſie ſey einträglicher als ſeine verlaſſene Pfarre. Der Generalſuperintendent widerlegte ihm dies, und gab ihm zu verſtehen, daß man einem ſolchen Manne eine Specialſuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialſuperintendenten des Fürſtenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden ſich wohl an Fleiſch und Knochen, aßen und tranken gut und ſtudirten wenig; ſo daß man freylich auf eine Vakanz in kurzem nicht gewiß rechnen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Geſundeſten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialſuperintendenten verſchont; ſo war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, obgleich beynahe ſechzig Jahre alt, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt, eine ſolche Stelle vor ſeinem Ende noch unvermuthet erhalten könnte.

Sebaldus ließ ſich indeß, bis zur Erfüllung dieſer Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden, da er bey ſeinem Freunde Hieronymus aufs freundſchaftlichſte aufgenommen

war. Weil er in dessen Laden immer bekannter ward, so fing er an, bey dessen oftmaligen Reisen, Verschiedenes für ihn zu besorgen. Wenn hingegen sein Freund zugegen war, hatte er völlige Muße, an seinem Kommentare über die Apokalypse zu arbeiten, worin er sich so vertiefte, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergessen haben würde, wenn sie Stauzius nicht erneuert hätte, so oft er ihn zu Gaste bat.

Inzwischen war in den ersten Monaten des folgenden Jahres der allgemeine Frieden geschlossen worden, welchem zufolge der fremde Oberste mit seinen Truppen wegging. Diese Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Gesichtern vieler Leute in dem kleinen Fürstenthume hervor. Insbesondere schienen der Präsident und der Generalsuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr so genau zu kennen als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thüre, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder daß Sie eben Geschäfte hätten, oder daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den letztern

zu sprechen verlangte, so kamen; nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se Hochwürdige Magnificenz zwar im Schlafrocke, mit oder ohne Perucke zum Vorscheine, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vakanzen vorfielen, dachte doch niemand mehr daran, den guten Sebaldus vorzuschlagen.

Endlich ward nach ein paar Monaten eine Predigerstelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die Sebaldus unter andern deshalb gern gehabt hätte, weil Hieronymus den dasigen Viehmarkt zu besuchen pflegte, und er sich ein großes Vergnügen dabey vorstellte, seinen einzigen Freund jährlich zweymal zu sehen und in seinem Hause aufzunehmen. Er wagte es also, dem Generalsuperintendenten abermal aufzuwarten und zum erstenmale sich selbst um eine Stelle zu melden.

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fing er an dem Sebaldus vorzustellen: »Er würde selbst einsehen wie nöthig es wäre, wenn von seiner wirklichen Beförderung die Rede seyn

»sollte, das gegebene Ärgerniß dadurch zu »heben, daß er vor dem Konsistorium seine »irrige Meinungen, besonders von der Ewig»keit der Höllenstrafen, widerriefe, auch sich »wegen der höchstnichtigen Lehre von der Ge»nugthuung dem Sinne der symbolischen »Bücher gemäß erkläre, indem er sich mit »Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von »ihm eine höchst bedenkliche Äußerung gehört »zu haben.«

Sebaldus sagte mit Erstaunen: »Er wun»dere sich über diese Zumuthung, werde aber, »um keines zeitlichen Vortheils willen, die »einmal erkannte Wahrheit verläugnen.«

Stanzius verwies ihm, in nicht völlig sanftem Tone, seine Hartnäckigkeit, gebot ihm von seiner ketzerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er durch einen Griff an seine violette Mütze das Zeichen zum Abschiede gab, mit trocknem Amtsgesichte: »daß jetzt die Zeit nicht mehr wäre, »da man durch feindliche Gewalt in den »Weinberg des Herrn einzudringen suchen »müsse. Gottlob! es sey jetzt Frieden!«

Als Sebaldus seinem Freunde Hierony-

mus diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nehmlich daß für den Sebaldus in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß der Präsident einem Fiskale aufgegeben habe, den Sebaldus fiskalisch anzuklagen, weil er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehen wirklich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe loslassen wollen. Sebaldus lachte über eine so ungereimte Anklage, und konnte nicht es erwarten, sich vor Gerichte zu stellen, um durch bloße Erzählung der Wahrheit seine Feinde zu beschämen.

Hieronymus aber versicherte ihn, vermöge seiner Erfahrung in Welthändeln: »Daß der»jenige, der wissentlich eine falsche Anklage »thue, nicht durch die Wahrheit beschämet »werde; daß man einen mächtigen Mann »alsdann am meisten fürchten müsse, wenn »er offenbar ungerecht anklage, und daß bey »einem fiskalischen Prozesse nie etwas zu ge»winnen, sehr oft aber viel zu verlieren sey.«

Nachdem beide den wahren Zustand der Sachen reiflich überlegt hatten; so kamen sie überein, daß des Sebaldus mächtige Feinde ihn im Lande nicht dulden würden, daher es für ihn jetzt sicherer seyn möchte, abzuziehen, als sich mit Gewalt wegtreiben zu lassen.

Das Empfehlungsschreiben des Majors nach Berlin ward also hervorgesucht. Hieronymus stellte seinem Freunde eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelassenen Mobilien gelöset zu haben versicherte, die aber Sebaldus Erwartung so sehr übertraf, daß er vermuthete und es sich merken ließ, sein Freund habe auch hier freundschaftlich gehandelt.

Die Post nach Berlin war bestellt. Sebaldus, weil er noch nicht wußte, wie lange sein Aufenthalt in Berlin dauern könne, nahm nur in einem kleinen Koffer das Allernothwendigste mit sich. Das übrige, nebst seinem Kommentare über die Apokalypse, der schon zu ein paar hundert Heften angewachsen seyn mochte, ließ er bey seinem Freunde Hieronymus stehen.

Nun setzte er sich, nach zärtlichem Ab-

schiede, auf den Postwagen, und trat seine Reise an.

In der zweyten Nacht ward der Wagen, unweit der Brandenburgischen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen, dergleichen damals Bahnen vor schlossenem Frieden mehrere herumschwärmten. Sie schlugen den Postillon auf der Stelle todt, und Sebaldus, der einzige Passagier, empfing einen Schlag auf den Kopf, wovon er betäubt zur Erden fiel. Als er wieder zu sich kam, war die Scene, aufgegangen, der Postillon lag todt ausgestreckt, der Postwagen war beraubt, und sein eigner Koffer gänzlich ausgeleert. Seine Kleider hatten ihm die Räuber gelassen, vermuthlich, weil deren schlechtes Ansehen sie nicht in Versuchung führen konnte, und er fand auch in einer Tasche noch etwas kleines Geld. Sein Recommendationsbrief war abhanden weg, welches ihn sehr bestürzt machte; doch tröstete er sich dadurch etwas, daß er so klug gewesen, seinen Kommentar über die Apokalypse zurückzulassen, welcher sonst auch der größten Verlust verloren zu gehen würde

aus-

ausgesetzt gewesen seyn. Er suchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der ersten Landstraße die er fand, ohne zu wissen wohin sie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Sobald Mariane nebst ihrem französischen Namen auf dem Wohnsitze des Herrn von Hohenauf anlangte, war die gute französische Aussprache der erste Gegenstand der Untersuchung. Die gnädige Frau konnte sehr füglich darüber urtheilen, weil sie selbst mit einem angenehm gemischten halb thüringischen halb wetterauischen Accente französisch sprach. Sie erklärte nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren Gemahl: »ob »sich nicht gleich die Aussprache einer gebor»nen Französinn von der Aussprache einer »Deutschen durch ein gewisses je ne sais quoi »unterscheide?« welches dieser mit einem deut-

lichen »Allerdings!« bekräftigte; da ihn seine Gemahlinn schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung gewöhnt hatte, alles was sie mit einem gewissen Tone fragte, sogleich zu bejahen.

Nun schritt die gnädige Frau zur Instruktion der künftigen Hofmeisterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß sie beständig französisch und niemals deutsch mit ihnen sprechen, und die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfter Personen von Stande zu sehen und ihr Betragen zu beobachten? Mariane, ob sie gleich hier eine Französinn vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher französischen Hofmeisterinn und Kammerjungfer, als manchem französischen Kammerdiener und Projektmacher aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, sie sey selten in dem Falle gewesen.

»Desto schlimmer,« sagte der Herr von Hohenauf, »denn bey der Erziehung vornehmer Kinder ist das Nothwendigste, ihnen

»standesmäßige Manieren beyzubrin»gen. Zum Glücke kann Sie dem Mangel »abhelfen, Mamsell, wenn Sie fleißig auf »meine Gemahlinn Acht hat; denn die ist »ein vollkommnes Muster standesmäßiger »Aufführung.«

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachläßig auf die rechte Schulter, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, lächelte über ein paar vorwärts geworfene Lippen, und sagte:

»Sie sind sehr gütig, Herr von Hohenauf; »aber wahr ists, daß ich immer die Decence »in meinem Betragen zu beobachten suche, die »Personen vom Stande eigen ist. Hiernach, »Mamsell, muß Sie meine Fräulein auch »bilden, damit sie sich niemals vergessen, son»dern beständig vor Augen haben wer sie »sind. Dies muß Sie selbst auch niemals »aus den Augen lassen, sondern bedenken, »daß Sie in meinen Fräulein, Personen von »Stande vor sich hat. Sie muß ihnen be»ständig mit Nachsicht begegnen, ihnen nie»mals befehlen, noch weniger gegen sie stren»ge oder unfreundlich seyn, wenn sie auch ein

»wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend »hat keine Tugend. Es ist genug, wenn sie »nur die Decence und ihre Geburt nie ver»gessen. Nächstdem kann Sie ihnen oft gute »französische Bücher geben, daß sich der Geist »aufklärt. Wir lassen deshalb monatlich »den Mercure de France kommen, darin ste»hen die neuesten Enigmes und Logogryphes, »wie sie am Hofe zu Versailles eben gänge »und gäbe sind; auch schöne Poésies fugitives, »darüber müssen die Fräulein urtheilen ler»nen, damit sie, wenn künftig ihr Amant ih»nen ein Madrigal à Silvie mit einem galan»ten Envoy zusenden wird, die Finesse davon »einsehen und mit Esprit antworten können. »Auch sind im Mercure Nachrichten von den »neuesten Opéra comiques und von den neue»sten Almanacs, Modes und Chansons, dadurch »lernen sie loben, was jetzt in Paris du bon »ton ist. Hauptsächlich aber muß Sie gute »Romanen mit ihnen lesen, als Hippolyte »Comte de Douglas, die Mémoires d'une Dame »de qualité qui ne s'est point retirée du monde, »die Lettres d'une réligieuse portugaise, u. s. w. »damit die Fräulein beyzeiten lernen, wie ei»ne Affaire de coeur geführt wird, und damit

»sie die grace plus belle que la beauté sich ei»gen machen, durch die unser Geschlecht über »das männliche einen so sichern Sieg zu er»halten weiß.«

Hier minaudirte sie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermanglung einer andern Mannsperson, auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, sein Wort auch dazu geben wollte, und sagte: »Imgleichen Gel»lerts Fabeln könnten auch wohl mit den »Kindern gelesen werden.«

»Ja,« versetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Nase: »Gellerts Fabeln gehen allenfalls an, aber »andere deutsche Bücher müssen die Fräulein »nicht lesen; denn das deutsche Zeug nützt »ihnen nichts wenn sie nach Hofe kommen. »Picard mein Homme de chambre sagt immer, »es ist kein brin von bon ton darin, und das »ist auch wirklich wahr. Es klingt alles so »deutsch, wahrhaftig ich bekomme Vapeurs »wenn ich nur die gothischen Buchstaben »sehe.«

Marianen war alles was ihr gesagt ward so unerhört, daß sie sich dünkte in einer ganz neuen Welt zu seyn. Sie verstand von die-

ſer Rede nicht den dritten Theil, zumal da ſie von einer etwas ſtämmigen deutſchen Dame in dem nachläßigen Tone einer Petite-Maitresse dahingelallt ward; verſprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als ſie ſich vor der Hand noch ſelbſt zutraute. Eben ſo hörte ſie, ohne ein Wort dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an. Man ſagte ihr nehmlich, daß ſie in Nebenſtunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein Putz machen und der Kammerjungfer helfen müſſe Kleider garnieren. Man gab ihr zu verſtehn daß man erwarte, ſie werde helfen den Tiſch anordnen, wenn große Geſellſchaft da wäre, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach ſehen, daß die Schränke gebohnt und der Staub von den porzellanen Aufſätzen abgewiſcht werde. Zuletzt erfuhr ſie, daß ſie zwar der Fräulein wegen die Gnade haben ſollte, an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden wenn die Herrſchaft allein ſey; wäre aber Geſellſchaft da, ſo würde ſie ſich ſelbſt beſcheiden mit den übrigen Domeſtiken höhern Rangs zu eſſen.

Dies waren ſämtlich Perſonen die nützliche Talente beſaßen, feine Sitten hatten, und die

Welt kannten. Sie bestanden in dem französischen Friseur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, welche in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart gewesen war; in der Ausgeberinn, welche bey einem Hauptmanne die Ökonomie gelernt hatte, dem sie drey Kampagnen durch als Köchinn gefolgt war; in einem ausgedienten Fahnenschmiede, der im Hause ehrenhalber der Stallmeister des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen vater- und mutterlosen Verwandten, welcher als Fahnenjunker von einem Regimente bloß deswegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerst sich umgekehrt hatte, da denn ein Theil des Regiments der Fahne nachgeeilt war.

Dieser Herr Vetter ward auch, wie Mariane, zur Tafel gezogen wenn keine Gesellschaft vorhanden war. Dagegen ließ er sich gefallen, allerhand kleine Dienste zu leisten, z. B. den Stuhl wegzurücken wenn seine gnädige Tante aufstand, den Pfropfenzieher zu holen wenn sein gnädiger Oheim trinken,

oder die Pfeife zu stopfen wenn er nach Tische rauchen wollte, laut zu lachen wenn er einen Schwank erzählte, und augenblicklich still zu schweigen, sobald sie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß sie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, sich nicht verdrießen lassen, daß ihm Stillschweigen geboten oder vom Tische aufzustehen befohlen ward, durfte auch nicht sauer aussehen wenn er wieder erschien. Kurz, er hatte den Posten manches Kammerjunkers an manchen fürstlichen Höfen; einen Posten, der seines äußerlichen Glanzes wegen, von denen die ihn nicht haben können, so oft gewünscht, und von denen die ihn bekleiden, so oft vermaledeyet wird. Einen Posten, für den, ob er gleich in Deutschland allenthalben besetzt ist, doch in der an Konversationsausdrücken armen deutschen Sprache noch keine besondere Benennung zu finden ist, und für den die in der Konversationssprache so reichen Franzosen und Engländer noch keine bessere Benennung haben finden können, als daß sie die Inha-

der deſſelben, Schlangen- und Krötenesſer *) nennen.

Zweyter Abſchnitt.

Es iſt leicht zu erachten, da der Herr Vetter, ein junger Herr von guter Familie, ſich gegen das hochadeliche Paar ſo gefällig zu betragen hatte: wie ſehr man von Marianen eben ſo viel wo nicht mehr Gefälligkeit verlangte, und wie hart dies ihr anfänglich vorkommen mußte, einer Perſon, ſeit ihrer erſten Kindheit ſo glücklich unabhängig, daß ſie von nichts als von ihrer eigenen Vernunft und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Eltern regiert worden war. Das unſchätzbare Glück der Unabhängigkeit iſt durch keine andere Vortheile zu erſetzen. Man mag von dem mächtigſten, von dem reichſten Manne, ja ſelbſt von ſeinem eigenen Freunde abhangen; ſo fühlt man die Feſſeln, ſie mögen noch ſo weit losgelaſſen und noch ſo ſchön geſchmückt ſeyn. Wem das Schickſal die Unabhängigkeit verſagt, der mache ſich

*) Avaleurs de Couleuvres — Toad-eaters.

gefaßt, einigen der Rechte eines freygebornen Menschen zu entsagen. Er lerne vergessen was er am eifrigsten wünscht, nach dem trachten was ihm verächtlich ist, Fröhlichkeit seines Herzens verbeißen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Gesicht annehmen. Ist seine Seele zu stark und sein Herz zu empfindlich, als daß er, so oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Überzeugung vorziehen könne, so kämpfe er den bittern Kampf, über seinen eigenen Verstand zu siegen.

Diesen Kampf hatte Mariane zu bestehen, mit allem was er Herbes und für den menschlichen Geist Erniedrigendes hat. Sie sah sich jetzt in einem Zustande, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte; und nahm sich ernstlich vor, so lange es höhere Pflichten erlaubten, sich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von Hohenauf zu richten, und sogar, wenn es möglich wäre, ihren Wünschen zuvorzukommen. Dies war nun freylich ein schwerauszuführendes Unternehmen; denn die Frau von Hohenauf war sehr auffahrend, sehr eigensinnig, und sehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerst stolz,

schien sie alle Personen bürgerlichen Standes für Geschöpfe von einer andern Gattung zu halten, welche sie beständig den großen Abstand fühlen ließ, der zwischen ihr und ihnen bleiben müsse.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens Säugling, war ein reicher Pachter gewesen, und ihr Bruder war ehemals ein Tuchhändler in einer Handelsstadt und erwarb nachher im Kriege durch Lieferung an die Armeen ein sehr großes Vermögen. Dieses bürgerlichen Ursprungs aber war sie nie eingedenk. Vielmehr ging ihr ganzes Thun und Lassen dahin, das Ansehen einer Dame von Stande zu erlangen, und der Familie ihres Gemahls, die seit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wäre es nur irgend wahrscheinlich gewesen, daß sie an einem deutschen fürstlichen Hofe hätte können zur Cour gelassen werden, aus deren Atmosphäre höchstbilligerweise alle Personen ausgeschlossen sind die keine Ahnen aufzuweisen haben, und wäre ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geschickt gewesen, als

auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen seiner Gemahlinn zu bewundern: so hätte sie nicht eher geruhet, bis er sich mit ihr nach Hofe begeben. Hätte sie einen Sohn gehabt: so würde sie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und sollte es auch nur eine Fähnrichsstelle gewesen seyn. Da sie aber bloß Töchter hatte; so ging sie damit um, ihnen eine so galante Erziehung zu geben, daß sie durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Minister oder Generale fesseln könnten; durch welche vortheilhafte Vermählungen sie noch hoffte am Hofe und vielleicht im ganzen Lande in hohes Ansehen zu kommen: Die größte Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung vorstellen könnte!

Mariane war nun das Werkzeug, wodurch beide junge Fräulein zu so wichtigen Absichten geschickt gemacht werden sollten. Hiezu war nöthig, mit fertigen Lippen von nichts und über nichts französisch zu plappern; alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, so zu gebrauchen, damit er, es sey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der sittsamen Roberonde, oder in der prächtigen Galarobe mit ausgespreitetem Panier und schwimmender Schleppe,

Augen und Herzen der Kavaliere an sich ziehen müßte; den Verstand aber hauptsächlich zu der wichtigen Untersuchung zu bilden, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeitlang wie mit einem Balle gespielet worden, in den Winkel geworfen werden sollten. Sobald sie dies alles verstanden, so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, welche ihre Mutter jeder jungen Dame nöthig hielt, die in grossen Gesellschaften glänzen will.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerinn so wichtiger Dinge nicht eben geschickt zu seyn. Nach ihrem schlichten gesunden Verstande glaubte sie, der Vorzug eines Frauenzimmers bestehe vielmehr darin, daß sie gut, als daß sie schön und galant sey. Obgleich selbst sehr wohlgebildet, hatte sie doch niemals Werth darauf gesetzt, vielleicht weil ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, sie sey schön. Zum Putze hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem ihr alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte, oder für andere wählte, welches den Frisör Picard bewog, sie für eine wirkliche Französinn zu halten; aber sie hatte den Putz

noch niemals gebraucht um Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der großen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen, denn ihre mäßigen Wünsche waren bisher sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Eltern zu verdienen, und jetzt ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerinn war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen; denn sie hatten zum vornehmen Leben gar keine Anlage. Sie waren ein paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser als in dem reichen Anzuge eines stoffenen Schnürkleides mit Pompons besetzt. Wenn Picard seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte, ward ihnen die Zeit lang; sie gähnten oder sprangen auf und liefen ein paarmal in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster

hereingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Assembleen hielt, wo in dem schön erleuchteten großen Saale der wohlgeputzte benachbarte Adel mit dem ernsten Geschäfte, die Zeit zu tödten, an zwanzig Spieltischen beschäftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, Adelheid, oft in den Garten die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jesmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn es glänzender Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgenügnügsamkeit ein Redespiel zu halten; noch lebhaften Witz, wenn es lebhafter Witz heißt, Gründe mit Einfällen beantworten und mit Hohngelächter diejenigen aufziehen, die verständiger sind als wir. Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, Gegenstände im Gespräche anschaulicher darzustellen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung Anderer gründete, besaß sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann,

wenn

sie dadurch Gelegenheit hatten, wohlzuthun, Almosen auszutheilen, oder einem Bedienten der etwas versehen hatte, bey ihren Eltern Vergebung zu erbitten.

Durch so ähnliche Gemüthsart entstand bey der Lehrerinn und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung. Diese Übereinstimmung machte auch das mütterliche Verbot ganz unnöthig, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte; aber überhaupt nahm ihre Erziehung eine Wendung, die den Absichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß schien. In den Lehrstunden war, anstatt vom adelichen Stande, von der Décence, und von artigen Manieren, vielmehr sehr oft die Rede von den Pflichten gegen Gott und die Nebenmenschen. Anstatt zu lehren, wie ein Schminkpflästerchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de coeur am rechten Ende einzufädeln sey, worin die gute Mariane ohnedies sehr unwissend war, suchte sie den Kindern vielmehr einzuprägen, daß sie ihren Geist mit nützlichen Kentnissen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe beständig offen erhalten müßten:

Die Lettres d'une religieuse portugaise wurden daher sehr bald von Basedows Elementarbuch, und Hippolyte Comte de Douglas von Reimarus natürlicher Religion verdränget.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß anstatt der gebotenen französischen, sehr oft die verbotene deutsche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. Mariane besaß viel zu wenig monde, um einzusehen, daß jungen deutschen Damen die deutsche Sprache ganz unnöthig ist. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um standesmäßig zu leben, in seinem eigenen Vaterlande fremde werden müsse. Wie konnte es auch anders seyn? Die große Welt kannte sie so wenig als die jungen Fräulein welche sie unterrichten sollte; sie glaubte treuherzigerweise, man lebe nur, um selbst besser zu werden und um andere Menschen glücklicher zu machen. In solchen spießbürgerlichen Grillen wollte sie auch ihre Fräulein erziehen; daher war der Schaden eben so groß nicht, wenn sie auch deutsch mit denselben las, indem sie doch die französische Lektur nicht avec gout zu wählen wußte. Sie las lieber l'Ami de ceux

qui n'en ont point, als les Egaremens de l'esprit et du coeur, und lieber Memnon histoire orientale, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit diesem Geschmacke stimmte der Geschmack der jungen Fräulein nur allzusehr überein; denn, wenn diese im Mercure de France blätterten, so überschlugen sie meistens alle Pièces fugitives, Chansons, Enigmes, Logogryphes und Présentations, und verweilten sich bey einem Conte moral von Marmontel oder la Dixmerie, die damals einzeln im Mercure zu erscheinen pflegten, oder suchten einen zuweilen eingerückten Trait de bienfaisance auf.

In diesem allen fand sich noch sehr wenig du bon ton, welches doch die Hauptsache war, wozu die Frau von Hohenauf ihre Fräulein wollte angeführt wissen. Es ist also leicht zu erachten, daß sie mit einer so bürgerlichen Erziehung schwerlich zufrieden seyn konnte. Schon in den ersten vier Wochen schien es beynahe, daß sie ihre neue französische Mamsell sehr bald wieder abschaffen würde; denn sie gab derselben bey aller Gelegenheit bittere Verweise, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein schienen ihr

blöder seit sie bey Marianen waren, hatten gar keine bonne grace, hatten gar keinen Esprit, antworteten zu langsam und zu kurz wenn man sie fragte, ungefragt plauderten sie sehr selten, wußten ihre Reverenze nicht abzumessen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'affaires, wo ein Kopfneigen oder ein nachläßiger Knix im Vorbeygehen, hinlänglich gewesen wäre.

Außer andern Erfordernissen die Marianen mangelten, um eine gute französische Mamsell zu seyn, fehlte es ihr freylich auch an der den französischen Hofmeisterinnen so gewöhnlichen Politik, allen Leidenschaften der hochadelichen Mutter zu schmeicheln, alles dreyfach zu loben was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder auswendig lernen zu lassen, und sie zu gewöhnen, denselben mit dreister Naseweisheit in Gesellschaft an Mann zu bringen; wodurch denn jedermann der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erstaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk das sie unter ihrem Herzen getragen, hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamsell im besten zu gedenken.

Hiervon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amts so unerfahren, daß sie ihren Fräulein eine anständige Bescheidenheit anpries; eine gar nicht glänzende Eigenschaft, welche die Frau von Hohenauf höchstens von ihren Bedienten forderte. Sie würde also Marianen sehr bald überdrüßig geworden seyn, ohne einen kleinen Umstand, wovon in keinem der Systeme der Pädagogik*), in welchen noch ein Kapitel von französischen Mamsellen befindlich ist, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine große Sorgfalt für ihre eigne Person getragen, und hielt sich überaus reinlich in Kleidung und Wäsche. Sie besaß die natürliche Gabe, allen weib-

*) Ungelehrten Vätern und Müttern zu gute, sey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit diesem griechischen Worte die Kunst der Erziehung andeuten. Diese feyerliche Benennung wird gebraucht, seitdem die Gelehrten diese Kunst in verschiedene Systeme gebracht haben, deren jedes — gleich den philosophischen Systemen — für sich sehr genau zusammenhängt und dem andern schnurstracks widerspricht.

chen Putz sogleich nach dessen Bestandtheilen zu übersehen, also auch ihn nachzumachen, nach ihrem Geschmacke zu verbessern, und neuen zu erfinden. Dieses Talent kam ihr jetzt sehr wohl zu statten. Wenn ihre Fräulein besonders fleißig und gehorsam waren, so belohnte sie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode gesteckten Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputze, den sie so zu wählen wußte, daß dadurch derselben natürliche gute Leibesgestalt mehr erhoben, und in kurzer Zeit ihr ganzer alter Putz mit neuem nach dem besten Geschmacke verwechselt wurde. Den scharfsinnigen Augen der Frau von Hohenauf entging eine so wichtige Veränderung nicht, sondern gereichte ihr vielmehr zu so großem Wohlgefallen, daß sie Marianen, wegen ihrer Geschicklichkeit im Putzmachen, den Vorwitz die Seelen ihrer Fräulein bilden zu wollen, zu vergeben anfing. Doch die Gunst ward noch größer, als durch so glücklichen Erfolg aufgemuntert, Mariane es wagte, für die Frau von Hohenauf selbst zu arbeiten, die bisher ihren sämmtlichen Putz aus der ersten Quelle, aus P a r i s, verschrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zé-

phyrs *) zu Stande, die in der nächsten Assemblée ein großes Aufsehen unter den Damen machte, weil Frau von Hohenauf wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kann leicht denken, daß dies wichtige Verdienst Mariannens Talente zur Erziehungskunst in ein völlig neues Licht setzte. Man füge hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung etwas nachläßig, ja zuweilen unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmern so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte.

*) Unmodischen Lesern und Leserinnen sey kund, daß dies eine Art eines kleinen Kopfzeuges ist, das, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ allgemein getragen ward. Es ist zu hoffen, außer den Buchgelehrten werde jedermann in Deutschland wissen, daß ein Komete ein kleiner Kopfputz war, unter welchem ganz frisirte Haare getragen wurden. *Aux Zéphyrs* aber ward dieser Komete benannt, weil daran hinterwärts gewisse haarigte Zierrathen (von der Art die in der Putzmachersprache Chenilles oder Raupen heißt) frey herunter hingen, womit die angenehmen Zephyren sehr leicht spielen konnten, wenn sie nur im Winter geweht hätten.

Man füge hinzu, daß sie, die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das was Wohlanständig ist, vorher noch nie gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man füge endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig französisch redeten und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen; und man wird begreifen, daß die Frau von Hohenauf im zweyten Monate mit ihrer französischen Mamsell weit zufriedener war, als im ersten. Wenn sie ja an den Fräulein etwas fand, das sie für bas und bourgeois hielt, so nahm sie sich die Mühe ihnen selbst darüber einen Verweis zu geben. Sie setzte zuweilen die nachsichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamsell nicht alles fordern könnte, weil sie nicht de qualité sey, wodurch sie in gedrungener Kürze zugleich Marianen tadelte und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abschnitt.

Im dritten Monate von Marianens Aufenthalte bey der Frau von Hohenauf, bekam diese einen Besuch von ihrem Neffen, dem Sohne des Tuchhändlers Säugling. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und sie stellte ihn allem benachbarten Adel unter dem Namen des Herrn von Säugling vor. Dieser junge Mensch war mit seinen Universitätsstudien halb fertig, denn er hatte schon zwey Jahre auf einer Universität zugebracht; und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn sein Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeister senden wollte, den er für ihn selbst ausgesucht hatte. Der Sohn hatte den Plan gemacht, sich mit Genehmhaltung seines Vaters, den Winter über auf seiner Tante Gute aufzuhalten. Weil sie von Adel war und mit dem benachbarten Adel viel Umgang hielt, der wie sie den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen zubrachte, sondern nach städtischer Etikette, mit Besuchen, Gastmahlen, Assembleen, Spielpartieen

und Bällen; so glaubte er, hier Kenntniß der großen Welt zu erlangen, und alles was sich vom Schulstaube noch etwa an ihm finden möchte, rein abzuschütteln.

Dieses Schulstaubes konnte nicht so gar viel seyn: denn er hatte, als ein reicher Jüngling, sich nicht auf Brotstudien gelegt, und noch weniger sich mit den alten Sprachen und mit trocknen wissenschaftlichen Lehrgebäuden beschäftigt; sondern seine Studien waren angenehm und bestanden in Kollegien über die belles lettres, und in fleißigem Lesen aller deutschen Poeten, sonderlich derjenigen die Freude Wein und Liebe besungen haben. Überdies hatte er französisch, engländisch und italiänisch gelernt, und war in den Dichtern und besten Kritikern welche in diesen Sprachen schrieben, nicht unbelesen.

Er hatte sehr viel Gedichte an Phyllis und Doris gemacht, und dies blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäftigung. Dabey hielt er sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig geputzt, geschniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch sich selbst

sehr wohl gefiel; nächst diesen aber war sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen: daher er möglichst alle Gesellschaften vermied, die bloß aus Mannspersonen bestanden. In vermischten Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und wenn er wählen konnte, allemal bey der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit die sie eben verfertigte, lobte ihr wohl gesticktes Demi-ajusté *), und sagte ihr

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müssen, wegen der Unwissenheit der erstern, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst jedermann versteht, des qu'il entre dans le monde. Ein *Bonnet en demi-ajusté* ist ein Kopfzeug, unter dem eine Dame halb frisirt seyn muß. Ein *Assassin* ist nichts als ein Schönpflästerchen, das aber seiner Größe wegen, wenn ein gemeines Schönfleckchen verwundet, gar wohl todtschlagen kann. Ein *Postillon d'Amour* ist eine große Brustschleife von Band, welche weder Pferd noch Horn hat. Eine *Respectueuse* ist eine Bedeckung des Busens mit Spitzen, Filet und anderm durchsichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil sie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

über einen Assassin tausend artige Sachen. Von da ging er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und Amoretten auf ihrem Postillon auf und niedersteigen, und sich unter den Falten ihrer Respectueuse verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginationchen. Wenn er nun merkte, daß sie Verstand und Geschmack genug hatte, mit seinen lieblichen Empfindungen zu sympathisiren, so fing er gemeiniglich an zu stammeln, sah etwas schafmäßig aus, und langte sodann aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas, wobey er von Zeit zu Zeit mit seitwärts schielenden Augen die Wirkung seiner Geistesfrucht zu erforschen suchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und durch einen lächelnden Mund und ein sanftes Kopfneigen gütigen Beyfall; so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfing er aber eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß der Busen seiner Zuhörerinn sich zu einem Seufzer empor hob, oder daß sie, aus blauen Augen (denen er, als seinem eigenen schmach-

tenden Charakter am gemäßesten, vor allen andern den Vorzug gab), einen empfindsamen Blick auf ihn schießen ließ; so zerfloß er in sanften Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war von dem Augenblick an, der Sklave der Schönheit, die so gut zu empfinden wußte was er gedacht hatte. Er holte alsdann aus der Begeisterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne die sie veranlaßt hatte und an die sie gemeiniglich gerichtet wurden.

Doch, so zärtlich seine Liebe war, pflegte sie nicht allzulange zu dauren. Nicht als ob er unbeständig gewesen wäre; sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gewöhnlich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte und wohl gar unvermerkt das Vorlesen zu vermeiden suchte. Sobald er dies merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese

Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der eben derselbe Roman von vorn an gespielt ward.

Dieser kleine Mann schien freylich denjenigen, die seine zuckersüßen Empfindungen nicht ganz nachempfinden konnten, etwas ungeschmackt *), aber sonst war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und beleidigt, war er nie geneigt sich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigen-

*) Wir haben im Deutschen für das französische absurde das Wort abgeschmackt; für fade, in sofern es von Speisen gebraucht wird, haben wir unschmackhaft: dies Wort aber wird nicht wohl zu brauchen seyn, wenn der Begriff des französischen auf Geistesbeschaffenheit angewendet wird. Man kann nicht füglich sagen ein unschmackhafter Mensch. Daher möchte es wohl dienlich seyn, das Wort ungeschmackt zu brauchen. Adelung, in seinem Wörterbuche, ist der Meinung, man müsse schreiben und sprechen ungeschmack. So wichtig auch sonst dessen Autorität ist, so wäre doch zu zweifeln daß ihm jemand hierin beyfallen möchte.

schaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erfordert wird. Wenn es wahr ist, daß durch die Poesie das Herz ihrer Liebhaber weich wird, so war sie es vermuthlich, die sein Gemüth so breyweich gemacht hatte, daß es einer herzhaften That, oder einer kraftvollen Entschließung, so wenig im Guten als im Bösen fähig war. Seine lebhafteste Empfindung war immer die Begierde seine Gedichte, und besonders vom Frauenzimmer, gelobt zu sehen. Dieser Absicht wegen war sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten, sein seidner Strumpf milchweiß, und seine Spitzenmanschetten kaffebraun gewaschen; dieser Absicht wegen sagte er zuerst seinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modischen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl so unglücklich, seine Absicht nicht zu erlangen, so war er viel zu bescheiden, um jemand anders, als den stillen Wänden sein Leid zu klagen, und viel zu gutherzig,

um diejenigen denen seine Gedichte nicht gefielen, zu hassen. Sobald er nur wirklich merkte, daß jemand seine Gedichte beschwerlich waren; so drang er sie ihm nie auf. Wenn er daher zur Last fiel, geschah es sicherlich ohne sein Wissen; denn seine Absicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in so großem Maße in sich selbst fand, durch seine Gedichte auch um sich herum zu verbreiten.

Vierter Abschnitt.

Ein Kenner der Verdienste des schönen Geschlechts, so wie Säugling, mußte Marianen unter dem übrigen im Hause vorhandenen Frauenzimmer sehr bald vortheilhaft unterscheiden, zumal da sie, gleich ihrer Mutter Wilhelmine, bey schwarzen Haaren die schönsten hellblauen Augen hatte. Es war keine von den andern weiblichen Personen mit ihr nur in Vergleichung zu stellen: denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen mit langhaarigten Augenbramen; das Kammermädchen besaß ein paar flachgeschlitzte Augen, aus deren Winkeln beständig ein paar matte

matte rothgelbe Augäpfel liebäugelten; die beiden Fräulein waren noch allzu jung, und die übrigen weiblichen Geschöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes wie Säugling. Hierzu kam, daß bey der ersten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geschmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam ihr ein Gedicht vorzulesen, welches Mariane mit so großem Beyfalle anhörte und dessen Schönheiten so fein hervorzusuchen wußte, daß unser Männchen vor Entzücken außer sich war.

Dies veranlaßte eine nähere Bekanntschaft, in der Säugling bald Marianens, vor der Frau von Hohenauf bisher so geheim gehaltene, Bibliothek von guten deutschen Büchern entdeckte. Er erstaunte nicht wenig, eine Französinn so aufmerksam auf die deutsche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles was er sah auf seine kleine Person zurück zu führen, so fiel er schnell darauf, wie möglich es sey, (wenn er, wie er zuverlässig hoffte, unter den besten Dichtern Deutschlands einen Platz verdienen würde), daß sein Ruhm auch außer Deutschland sich ausbreiten, daß seine Gedichte ins Französische

überſetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens geleſen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank, daß ſie zuerſt eine ſo ſchmeichelhafte Hoffnung in ſeiner Seele erreget hatte, und dies zog das Band der angefangenen Bekanntſchaft noch feſter zuſammen.

Mariane, auf ihrer Seite ſah ihn auch gern; denn er war ein feiner und beſcheidener junger Menſch, der ſie mit Poeſie, wozu ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt. Außerdem war er die erſte Mannsperſon, die ihr geſagt hatte daß ſie ſchön ſey und daß ihre blauen Augen mit ſanfter herzrührender Kraft wirkten; und auch ein ſittſames und ganz philoſophiſches Frauenzimmer wird eine ſolche Nachricht aufs höchſte mit einem kleinen Verweiſe beſtrafen.

Die Kenner wollen bemerkt haben, die erſte Vereinigung zwiſchen jungen Perſonen zweyerley Geſchlechts bleibe ſelten lange ſo wie ſie war und trenne ſich entweder bald, oder pflege nicht allein beſtändig unvermerkt fortzurücken, ſondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umſtand, mit einem ſo

ſtarken Sprunge fortzuſchreiten, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menſchliche Herz, nicht genau bekannt iſt, glauben möchten, es geſchehe durch eine Art von Zauberey. Dies war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten und dem Anſcheine nach ganz geringen Veranlaſſung, von einer bloßen Bekanntſchaft und wechſelſeitigen Hochachtung zur Freundſchaft und beynahe zu mehr als Freundſchaft übergingen.

Es fiel in den Wintermonaten der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewiſſe Abſicht durchzuſetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren; dies brachte ſie, zum erſtenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen. Sie ſann deshalb ein kleines Feſt aus, womit dieſer Geburtstag ſollte gefeyert werden, und theilte ihre Gedanken Säuglingen als einem Poeten mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben ſeine Talente im Drama zu zeigen, da er bisher nichts als kleine Liederchen gedichtet hatte. Er machte einen Plan zu einem mythologiſch-

historischen Schäferspiele von drey Personen, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim sehr geschäftig: Säugling, sein Spiel in Verse zu bringen; die Kinder, sie zu lernen; und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer Nymphe, und für die jüngste Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe, Schäferkleider zu verfertigen.

Am Tage des Geburtsfestes war die Gesellschaft sehr glänzend, denn es waren die Standespersonen aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengebeten. Nach der Mittagstafel wurden sie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet, und durch eine Symphonie überrascht, indem sich der Schauplatz öffnete. Er stellte entweder die elysischen Felder oder die hesperischen Gärten vor, und bestand aus acht großen blühenden und Früchtetragenden Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner mit Wintergrün und Blumenkränzen zusammengesetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze Mariane ihren ganzen Geschmack, und an deren Köpfen Picard seine ganze Kunst erschöpft hatte. Dies machte, daß das

Spiel den Beyfall der Frau von Hohenauf erhielt, wozu auch nicht wenig beytragen mochte, daß sie darin als eine Göttinn und ihr Geburtstag als ein Götterfest vorgestellt war.

Die ganze Gesellschaft ertheilte einen lauten Beyfall; und da die Kinder nach Endigung des Spiels in ihrem Anzuge vom Theater herabstiegen, wurden sie von jedermann, und auch von der Frau von Hohenauf, mit Liebkosungen überhäuft. So wie sie alle Dinge aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtete, so konnte sie nicht genug bewundern, wie natürlich der Schäferhabit dem kleinen Predigersohne stände; aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüngstes Fräulein verstelle, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen Marianen, bemerkte, die Arbeit daran wäre sehr artig. Fräulein Adelheid hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzessinnenmäßig vorkamen.

»Dieser majestätische Anzug schickt sich

»beſſer für ein Fräulein deines Standes, ſagte »ſie, als das Schäferkleid deiner Schweſter.«

Die kleine Adelheid, die ihrer Schweſter den leichten fliegenden Anzug und die natürlich herabfallenden Locken beneidet hatte, ſchlug die Augen nieder, und durfte nicht widerſprechen.

»Nicht wahr, mein Kind?« fuhr die Mutter fort: »Nicht wahr? ein Schmuck von Juwelen würde dir beſſer ſtehen, als dieſer »ſchlechte Blumenkranz?«

»Ach nein, gnädige Mama, er würde »doch nicht ſo ſchön riechen als die Blumen.«

»Einfältiges Kind! was iſt Geruch gegen »Glanz? Du haſt geſpielt wie ein Engel, »ich muß dich dafür belohnen; — eine Zitternadel. —«

Hier erinnerte ſich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeſchriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des Herrn von Hohenauf Wildbahn geſchoſſen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit ſechs Wochen lag er im Gefängniſſe, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre ſchmieden zu

lassen. Indeß der Wirth und Versorger des Hauses fehlte, schmachteten seine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Marianne hätte ihnen so gut sie konnte beygestanden. Sie hätte auch längst gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber sie empfand daß sie es ohne Hoffnung des Erfolgs wagen würde. Sie hatte daher zuerst darauf gedacht, dieses Fest anzustellen, um dabey durch Fräulein Adelheid, den Liebling ihrer Mutter, die Loslassung des Gefangenen zu bewirken, wenn ihre Ältern, durch das Vergnügen des Festes in gute Laune gebracht, geneigter seyn möchten ihr Herz dem Mitleide zu öffnen.

Fräulein Adelheid hatte also kaum gehört, daß sie für ihr Spielen belohnt werden sollte; so ergriff sie diese Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füßen und rief aus:

»Ach gnädige Mama! wenn Sie mich be»lohnen wollen, so lassen Sie mich selbst die »Belohnung wählen. Geruhen Sie, mir eine »einzige Bitte zu gewähren; schlagen Sie »mir nicht ab, was ich Sie bitten will.«

»Was verlangst du, mein Kind? Ich »kann dir nichts abschlagen.«

»O meine gnädige Mama! so erbarmen »Sie Sich einer armen Frau und fünf Kinder, »alle noch viel kleiner, viel unerzogener als ich, »und die ihren Vater so nöthig haben. Bit»ten Sie den gnädigen Papa, daß er den »armen Jakob loslasse, der im Gefängnisse »liegt; geben Sie das Geld für die Zitter»nadel die Sie mir zugedacht haben, seiner »armen Frau und Kindern.«

»Fräulein,« sagte die Frau von Ho»henauf, mit einem Angesichte voll kalten Ern»stes *), — »was geht mich und dich das »Diebsgesindel an?«

»Ach gnädige Mama! wenn Sie sehen »sollten, wie elend die Leute sind; wie sie an »allem Mangel leiden was wir im Überflusse »haben, wie sie frieren, wie sie hungern, wie »drey von den Kindern auf elendem Strohe »krank liegen.«

---

*) Die deutsche Sprache, an Konversationsausdrücken sehr arm, hat kein eigentliches Wort für Sostenutezza; und doch ist an vielen gnädigen und nicht gnädigen deutschen Herren und Damen die Sostenutezza eine der gewöhnlichsten Eigenschaften.

»Mädchen, woher kannst du dies wissen?«

»Ach, ich habe es gesehen, liebste beste »Mama, ich habe es selbst gesehen.«

»Gesehen? Ich erstaune ganz; wie kommst »du mit dem Lumpenpacke zusammen? Gleich »gestehe es mir, ich will es wissen!«

Fräulein Adelheid stammelnd blickte Marianen an; die ihre Augen niederschlug. Die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl und das Fräulein beichtete:

»Ach meine Mamsell hat mich hingeführt. »Sie glauben nicht, gnädige Mama, wie »gut sie ist; sie hat die armen Leute schon »seit sechs Wochen erhalten, daß sie nicht vor »Hunger und Frost umgekommen sind. Ach »ich habe auch gern mein ganzes Spargeld »hingegeben, mehr konnte ich nicht, aber Sie, »gnädige Mama, können mehr; Sie können »die Kinder glücklich machen, wenn Sie den »Vater loslassen.«

»So, Mademoiselle!« sagte Frau von Hohenauf, indem sie Marianen mit selbstgefälliger Würde über die linke Achsel ansah: »Sie führt meine Fräulein in schöne »Gesellschaft, um Lebensart und Monde zu «lernen.«

»Ach gnädige Mama —«

»Schweig still, das verstehst du nicht. »Es sind Diebe, die deines Vaters Forsten »bestohlen haben, sie müssen hart gestraft »werden, damit sich das andere Gesindel »daran spiegele.«

»Ach der arme Jakob verspricht Besse»rung, er will künftig lieber hungern, als »Wild schießen. Aber gnädige Mama, die »Kinder, die armen kleinen Kinder hatten »nichts zu essen.«

»Schweig! um solch Lumpengesindel mußt »du dich nicht bekümmern.«

»Ach liebste Mama!« rief Fräulein Adelheid schluchzend: »es sind Gottes Geschöpfe, »Menschen wie wir, — und unglücklich! —«

»Fi Fräulein! Ist das auch eine von »den schönen Lehren, die dir deine Mamsell »giebt? Menschen wie du? Du bist von »Stande, die Bauern nicht; sage mir kein »Wort mehr hievon.«

»Ach gnädige Mama! Sie bauen ja das »Getreide, das wir essen. — Mein Großpapa »ist ja auch ein Pachter gewesen, erbarmen »Sie Sich — Großpapa ist ja auch wohl arm »gewesen, ehe er reich ward.« — —

Eine derbe Ohrfeige von der Hand der in äußerste Wuth gesetzten Mutter unterbrach das gute Kind. Bisher war dies wichtige genealogische Geheimniß jedermann so viel wie immer möglich verborgen worden; und hier ward es öffentlich, in einer großen Gesellschaft von turnier- und stiftsfähigem Adel beiderley Geschlechts ausgeplaudert! Dies war freylich ein niederschlagender Vorfall, zumal da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewußtseyn von sechszehn reinen Quartieren ein gut Gewissen gab, einige Mienen ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mesalliirten Familie erkennen zu geben schienen.

Die Frau von Hohenauf wollte noch einige Minuten Kontenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, »wer ihr solch dummes Zeug in den Kopf gesetzt hätte?« Das Kind konnte auf wiederholtes Befragen nicht läugnen, es von ihrer Mamsell gehört zu haben. Dies brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wuth. Sie befahl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, stieß ihre Tochter von sich, und würde ihr vielleicht nochmals

übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehenden Damen in Schutz genommen und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtsames Wort zu vergeben und einem so vergnügten Tage zu gefallen vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Vorstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich sich zwingen und mit verbissenen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete sich die Gräfinn von *** die unter den Vorbitterinnen sich am geschäftigsten erwiesen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene sich noch nicht getrauet hatte ein Wort zu äußern. Sie bat ihn, dem Geburtsfeste seiner Gemahlinn zu Ehren, den Gefangenen loszulassen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiße vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein gestammeltes »In der That — — »meine gnädige Gräfinn« — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer so vornehmen Dame eine so kleine Bitte abzuschlagen, als wider den ausdrücklich

erklärten Willen seiner Gemahlinn etwas zu thun.

Die Gräfinn, die ihren Mann sogleich übersah, wendete sich abermal an die Frau von Hohenauf, nahm sie bey der Hand, und sagte mit liebreizender Miene: »Die Göt»tinnen können nicht Rache halten, sondern »lieben die Vergebung. Kein Götterfest kann »ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich for»dere den Gefangenen von Ihnen als ein »Dessert bey der Abendtafel; wollen Sie uns »ohne Dessert lassen nach Hause fahren?«

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Reden Zeit gehabt, sich zu besinnen was der Anstand erfordere; sagte also mit gezwungen verbindlicher Miene: »Sie ver»langen von mir eine Sache, wider die ich »gar nichts einzuwenden habe, sondern die »bloß von dem Herrn von Hohenauf ab»hängt. Der ist Erb- Lehns- und Gerichts»Herr. —«

»Nun mein gnädiger Herr von Hohenauf« — sagte die Gräfinn, indem sie sich zu ihm wendete, »habe ich eine Fehlbitte gethan?«

Dieser, mit einemmale seit einer halben Viertelstunde wieder tief frische Luft schöpfend,

machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die obgleich unverständlich, doch nichts anders als seine Einwilligung bedeuten konnten.

Sobald die Gräfinn davon gewiß war, so riß sie Säuglingen, der über den großen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Karolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieser, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und ging mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäftigung für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammlen, schämte sich auch nicht, aus Freuden über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfange an das Herz geklopft hatte, manche Thräne fließen zu lassen, worin ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Adelheid zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für Marianen die Erlaubniß, wieder zu erscheinen und durch Küssung des Rocks der Frau von Hohenauf um Vergebung zu bitten, daß sie menschlich gedacht hatte.

Die Gesellschaft ging darauf in den großen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. Säugling aber, der sich ein viel süßeres Vergnügen vorbehielt, schlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anspannen, erlöste den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammlet hatte, in den Schooß der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke, das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freuden verstummte. Er genaß die Wollust, das Haus des Elends und des Klagens in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Hausvaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der Kinder, die vor Freude weinend an seine beiden Seiten hingen und neigte sich liebreich zu den lallenden kleinen Kranken, die von ihren Eltern ermuntert, aus dem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschenfreundlichen Anlage, mitgenießen

zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante allzu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß dieser Endzweck durch sein Drama erreichet worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er jetzt erst in seinem völligen Umfange erfahren hatte, äußerst gerührt. Er stieg bey seiner Zurückkunft sogleich in ihrem Zimmer ab, und nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, ließ er seiner warmen Empfindung freyen Lauf; er pries sie als die Ehre ihres Geschlechtes, als die schönste Seele, welche ihrer Tugend wegen das glücklichste Schicksal verdiente.

Mariane, voll von dem heitern Vergnügen des edelmüthigen Wohlthuns, aber von allem Dünkel entfernt, sagte: »Loben Sie »mich einer Kleinigkeit wegen nicht allzusehr! »Ich habe nur eine sehr gemeine Pflicht beob»achtet; denn Sie werden doch nicht glauben, »daß eine weibliche Seele solcher Empfindun-

»gen

»gen weniger fähig sey, die billig ein jeder »Mensch haben sollte.«

Indem sie dieses sagte, warf sie, ohne es selbst zu wissen, auf Säuglingen einen Blick der seine ganze Seele traf, einen Blick, wovon diejenigen die er jemals traf, versichern daß er tief empfunden werde, aber daß sich seine Wirkung nicht beschreiben lasse. Professor Stiebritz, der Wolfische Philosoph, würde ihn vielleicht folgendermaßen definirt haben: »Es sey ein Blick gewesen, wodurch auf ein»mal Säuglings symbolische Kenntniß von »Mariannens Vollkommenheiten anschauend »geworden sey.« So viel ist gewiß, daß von diesem Augenblicke an, mit seiner Hochachtung für Marianen eine wahre Freundschaft verknüpft ward. Wenn nun, wie man sagt, die Freundschaft zwischen Personen zweyerley Geschlechts sehr bald einen viel zärtlichern Namen zu verdienen pflegt; so ging in diesem Augenblicke in Säuglings Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge spürte.

Fünfter Abschnitt.

Wenig Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an Marianen gerichtet und worin ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden war. Mariane las dieses Gedicht mit Wohlgefallen; denn es wehte darin eine in Säuglings Liedern sonst ungewohnte Wärme der Empfindung, womit ihr Herz innig sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit geheimem Vergnügen. Wenn es es einem jungen Frauenzimmer überhaupt leicht zu vergeben ist, daß sie sich von einem ganz artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben läßt; wie viel eher war ihr hier zu verzeihen, da sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung fließende That gelobt wurde?

Dies war der Anfang einer nähern Bekanntschaft zwischen beiden. Sie gingen oft, bey den ersten heitern Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten spazieren. Säugling las ihr seine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und ließ sich auch

ihre Verbesserungen sehr wohl gefallen, welche sie ihm mit so großer Bescheidenheit als feiner Empfindung zuweilen an die Hand gab. Kurz er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwunge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn als einen angenehmen Gesellschafter, der sie ihrer Neigung nach, mit Lektur und Gesprächen angenehm zu unterhalten wußte.

Anfänglich hatten beide bei ihrem vertrauten Umgange keine andere Absicht als diese. Da Säugling aber Marianen täglich sah, und täglich an ihrer Person und an ihrem Geiste neue Schönheiten entdeckte; so verlor er sich endlich in Bewunderung. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie; daher er in seinem Wesen trübsinnig und ängstlich ward. Als nun Mariane, der wahren Ursach unwissend, ihn darüber zuweilen, in einem Anfalle von lustiger Laune, ein wenig aufzuziehen pflegte; so gerieth er in noch größere Verlegenheit, und traurete sich nicht nur ein Wörtchen von seinen innigen Gefühlen zu sagen. Er nahm seine Zuflucht zur Dichtkunst, und ließ in die Gedichte, die er Marianen vorlas oder sie

selbst lesen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge seiner Empfindung einfließen, aber mit vieler Zurückhaltung, wie ein furchtsamer Mensch, schüchterner Poet, und bescheidener Liebhaber. Mariane fühlte keine von allen diesen feinen Anspielungen. Säugling wußte nicht was er beginnen sollte, ward noch ängstlicher in seinem Betragen, verehrte Marianen stillschweigend, kam allem ihrem Begehren aufs dienstwilligste zuvor, hielt sich sehr belohnt wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt, und in Ermangelung dessen, war es schon Seligkeit, wenn er sie nur sehen und mit schweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung seines Daseyns ziehen konnte.

Es ist leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten in Marianens Gesellschaft zu seyn, werde mit Sorgfalt aufgesucht haben; aber auch dabey mußte er sehr behutsam zu Werke gehen. Die Gesinnungen der Frau von Hohenauf waren ihm so genau bekannt, daß er schon bey dem Gedanken zitterte, sie möchte von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken.

Mariane war ohnedies seit dem unglücklichen Geburtsfeste noch in Ungnade, ob ihr

gleich die Frau von Hohenauf dem Anscheine nach vergeben hatte. Es halfen keine reichen Garnituren, womit sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreyfache Manschetten von den feinsten Netzchen, die ihre kunstreiche Hand mit Blumen von Kammertuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, wodurch der Zorn der Frau von Hohenauf sollte versöhnt werden: so schienen doch Marianens Sünden fast in die Klasse der unvergeblichen zu gehören; denn sie hatte den Fräulein nicht nur die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt, sondern sie sogar mehr zu guten Menschen als zu Putzdamen erziehen wollen.

Daher war die Frau von Hohenauf seit der Zeit gegen Marianen mehr als gewöhnlich zurückhaltend, und wiederholte öfter noch die weisen Lehren, gute Romane zu lesen und den Fräulein das Ait allemand abzugewöhnen. Daß Mariane sich unterstehen könnte, den Fräulein deutsche Bücher in die Hände zu geben, wäre der Frau von Hohenauf gar nicht in den Sinn gekommen. Unglücklicherweise

aber traf sie einst Fräulein Adelheid, welche aus der Bestimmung des Menschen ihrer Hofmeisterin die menschlichen Erwartungen *) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht wollte daß ihre Töchter andere Erwartungen haben sollten, als geputzt, bewundert, angebetet, reiche und galante Frauen, und wo möglich Hofdamen zu werden, konfiscirte augenblicklich das Buch, schon als deutsch. Nachdem sie aber eine halbe Viertelstunde lang den Inhalt untersucht hatte, warf sie es mit großem Ungestüme in den Kamin, als höchstverderblich für alle Fräulein, die in der großen Welt ihr Glück machen wollen.

Von diesem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen so sehr vermindert, daß es jedermann wahrnahm. Nun glich dieses vornehme Haus vollkommen einem Hofe, wo dem der in Ungnade fällt, von allen Hofleuten der Rücken zugekehret wird; daher vermieden alle Hausgenossen Marianen, und auch Säugling mußte aus Furcht Aufsehen zu erwecken, oft die

*) Nach der Ausgabe Leipzig 1768. S. 119.

besten Gelegenheiten vorbeygehen lassen, sich mit ihr zu unterhalten. Dieser Zwang ward ihm in Kurzem sehr peinlich, und wenn er sich nicht noch durch Versmachen hätte Luft schaffen können, würde seine ohnedies eben nicht starke Seele von der Beklemmung zusammengedrückt worden seyn. Seine Liebe zu Marianen fing an durch die Hindernisse noch inniger zu werden, und sie zu verschweigen ward ihm nach und nach unerträglich: daher nahm er sich vor, sobald als möglich das Stillschweigen zu brechen.

An einem heitern Maytage ging Mariane nach dem Mittagsessen in den Garten. Säugling folgte ihr von weitem, und als er so weit vom Hause entfernt war daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach um sie einzuholen. Sein Herz klopfte ihm über dem muthigen Vorhaben, ihr seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren; je näher er ihr kam, desto mehr goß sich ein zärtliches Schaudern durch alle seine Glieder, und da er sie endlich erreichte, und sie stehen blieb um ihn zu bewillkommen, sah er starr in ihre hellblauen Augen, die Zunge stammelte, der Athem fehlte ihm, und nach einem

Stillschweigen von anderthalb Minuten sagte er endlich:

»Es ist heute wirklich recht sehr schönes »Wetter.«

»Die Bemerkung ist eines so witzigen Kopfes recht sehr würdig!« sagte Mariane lächelnd, »Sie hatten in der That das Ansehen, als ob Sie mir etwas Wichtigeres sagen wollten.«

Säugling durch diese Antwort niedergeschlagen, sah sie abermal starr an, und schwieg einige Minuten lang stille.

»Aber wie kommt es,« fuhr Mariane fort, »daß Sie heute eine so tragische Physiognomie »annehmen? Sehen Sie, wie alles um Sie »herum erfreut ist; diese blaue Veilchen, wie »sie hervorsprossen und angenehmen Duft verbreiten.« Hier pflückte sie einige Veilchen und überreichte sie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn, und seufzte.

»Wie sind doch die schönen Geister so nachsinnend! Mich dünkt ich sehe es an Ihren »Augen, daß Sie denken:

»Ich sah den jungen May,
»Seine Silberglocken

»Hingen um den Schlaf.
»Als er vom Himmel fuhr,
»Blühten alle Wipfel;
»Als er den Boden trat,
»Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt
»zurück« *).

Säugling schlug die Augen auf und antwortete: »Ach nein! meine Seele ist zu voll, »um die Schönheiten der Natur zu empfin»den.«

»Ausgenommen die Schönheit des Wet»ters? —«

»Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich »meine innigste Gedanken mich nicht zu sagen »getrauete, sagte ich etwas ganz Gemeines.— »Ach, Mariane! Sie haben recht, ich hätte »Ihnen etwas viel Wichtigeres zu sagen.— «

»Nun so sagen Sie doch an! —«

»Sehen Sie diese Veilchen, sie sind klein, »aber verbreiten süßen Duft. Die allgewal»tige Kraft der Sonne lockt sie aus der Erde »hervor, ohne sie würden sie weder blühen »noch duften. Ach, meine Mariane! Ich bin »dieses Veilchen, Sie sind meine Sonne.— «

Mariane erröthete, und nachdem sie eine

*) Ramlers lyrische Gedichte. Berlin 1772. S. 268.

halbe Minute lang Luft geschöpft hatte, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: »Sie ha»ben mich für meinen kleinen Scherz doppelt »bezahlt; ich werde mich hüten müssen, wie»der zu scherzen.«

»O schönste Mariane, suchen Sie nicht »Scherz aus einer Sache zu machen, die mir »so ernsthaft ist. Schon lange hat Sie mein »Herz stillschweigend angebetet, aber nun »kann ich nicht mehr schweigen. Ich muß »Ihnen sagen was ich für sie empfinde, daß »ich Ihre Schönheit, Ihre Tugend verehre,— »darf ich es sagen, — daß ich Sie liebe, daß »ich nie aufhören werde Sie zu lieben, daß »ich —«

»Nein! Wahrlich! Sie machen daß ich »mich wegbegeben muß. —« Sie trat einen Schritt zurück.

»Grausame! So können Sie mich verlas»sen? Nein! zu Ihren Füßen wiederhole ich »Ihnen, daß Sie meine ganze Seele liebt, »daß ich ewig —«

»Ich bitte Sie, stehen Sie auf — — —«

»Nein! Ich stehe nicht auf, bis Sie mein »Schicksal bestimmen, bis Sie mir sagen, ob »ich hoffen darf von Ihnen wieder geliebt zu »werden. —«

»Ich bitte Sie nochmal, stehen Sie auf. »Was soll man von uns denken, wenn je»mand dieses Weges kommt. Sie wissen, »daß ich Sie beständig geschätzt habe, so wie »Sie es auch verdienen — aber Sie wissen »auch selbst, unsere beiderseitige Lage ist so »beschaffen, daß zwischen uns keine nähere »Verbindung statt finden kann.«

»Warum nicht? Warum nicht? Lassen Sie »mich nur in Ihr Herz sehen, lassen Sie mich »erfahren, ob es mich wieder liebt, und alle »Schwierigkeiten verschwinden. — Sagen Sie, »schönste Mariane, ich beschwöre Sie, ob Sie »mich hassen können? —«

»Stehen Sie doch nur auf — Ich habe »Sie nie gehasset. —«

»Wie könnten Sie auch mich hassen, da »ich Sie aufs innigste liebe! Aber darf ich »für die reinste, für die zärtlichste Liebe, von »Ihnen Gegenliebe hoffen?« — Hier küßte er ihr voll Inbrunst die Hand —

Mariane erröthete abermals — »Ich bitte »Sie, dringen Sie nicht ferner in mich —«

»Lassen Sie mich mein Schicksal erfahren. »Darf ich hoffen, so bin ich der glücklichste »Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz, lassen

»Sie mich deſſen Empfindungen wiſſen. Sie »ſeufzen? Wie glücklich wäre ich —«

»Dringen Sie nicht ferner in mich. — »Mein Herz hat Sie beſtändig geſchätzt, »aber —«

»O wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, »Schönſte!« — Hier küßte er abermal ihre Hand. Mariane zog die Hand zurück und richtete ihn auf:

»Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf, und ge»ben Sie nicht einer wilden Leidenſchaft Ge»hör. In der Hitze, derſelben denken Sie, »was Sie vielleicht bey kälterer Überle»gung —«

»Wie! Ich ſollte untreu, ich ſollte unbe»ſtändig werden? Nein, meine Schönſte! be»ſtätigen Sie mir nur, daß ich Ihre Liebe »hoffen darf, und meine Liebe wird nicht »wanken, es mag auch geſchehen was da »wolle. Die Liebe wird mich lehren, den »äußerſten Gefahren zu trotzen.«

»Warum wollen Sie aber Sich und mich »den äußerſten Gefahren bloß geben? Unter»drücken Sie lieber eine Leidenſchaft, die Sie »und mich nicht glücklich machen kann. Ich »will aufrichtig mit Ihnen reden. Mein Herz

»hat Sie nie gehasset. Sie haben viel lie»benswürdige Eigenschaften, die ich hochschä»zen muß; aber ich wiederhole es nochmals, »geben Sie der Vernunft Gehör, und be»denken Sie, daß unüberwindliche Schwierig»keiten — —«

»O, meine Schönste, der Liebe sind keine »Schwierigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie »mich nur — —«

»Wir wollen lieber die Schwierigkeiten »vermeiden, als Sie zu überwinden suchen. »Ich schätze Sie aufrichtig hoch; damit seyn »Sie zufrieden. Ich werde beständig Ihre »wahre Freundinn seyn, aber —«

Indem sie dieses sagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geschnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die seit der letzten Entdeckung von Marianens deutscher Lektur mißtrauisch, beständig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie schalt ihren Neffen heftig aus, wegen seiner niederträchtigen Neigung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte sie die bittersten Vorwürfe, daß sie einen jungen Menschen von Stande verführen wollte, welchen Ausdruck sie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs

nachdrücklichste, ihren Neffen je wieder allein zu sehen, und ließ sie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indeß würde ihr freylich diese genaue Aufsicht auf zwey Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zwey Tage darauf Herr Rambold, der Hofmeister den der alte Säugling seinem Sohne sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beide nach ein paar Tagen auf die Universität wohin sie bestimmt wären, und empfahl dem Hofmeister, auf Säuglings Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte Säugling war trostlos. Seine Seele zerschmolz in Zärtlichkeit, aber war auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanke, wie es möglich seyn sollte Marianen vor seiner Abreise zu sehen, darin Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, welche die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; sich einen doppelten

Schlüssel zu verschaffen, um ihre Thüre zu öffnen; ja nicht einmal die einfältigen auch außer Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder unter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erschiene. Da ihm also gar kein Anschlag in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne von seiner Geliebten Abschied zu nehmen.

Als er an den Ort seiner Bestimmung anlangte, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen des Leander an die Hero, worin er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er ging mit dem Papiere in der Hand in seinem Zimmer so tiefsinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte als bis derselbe vor ihm stand, ihm das

Papier aus der Hand nahm und es lächelnd durchlas.

Säugling sank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdeckung die schlimmsten Folgen fürchtete. Glücklicherweise für ihn gehörte Rambold nicht zu den mürrischen Hofmeistern die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen. Vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patricier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhange, hingegen hernach viel länger — weil Väter sterblich sind, u. s. w. — seines Vermögens genießen, und seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anstatt also Säuglingen zu schelten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens, die Seele aller Lotterieen Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich um Säuglingen, der noch immer in großer Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, er wolle es selbst seine Sorge seyn lassen, die zärtliche Epistel

in

in Marianens Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, daß er dies durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf bewerkstelligen werde; denn er hatte mit derselben, während seines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Hrn von Hohenauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht, daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl glaubte auftragen zu können.

Unterdeß befand sich Mariane in großer Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, nur als an der bloßen Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen, ohne zu denken daß diese sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß diese Liebe Eindruck auf sie machen könne. Als er nach seiner Liebeserklärung zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dies von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nur nach Säuglings Abreise, da sie in der Heftigkeit

ihrer Leidenschaft sich vorstellte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie erstlich, vor sich selbst erröthend, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte, bald entschuldigte sie ihn mit dem Gedanken, wie untröstlich er selber seyn müsse, und dieses Bild ihrer Einbildungskraft selbst machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort wo sie ihn gesehen hatte, besuchte sie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts stand sein geliebtes Bild beständig vor ihren Augen.

Einst ergriff sie von ungefähr die Lettres d'une Religieuse portugaise, die sie, auf Befehl, so oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgelesen hatte. Sie erstaunte darüber, daß ihr jetzt die Bilder so belebt, die Klagen so herzrührend, die Empfindnisse so tief aus der Seele herausgezogen schienen, welches alles sie vorher gar nicht bemerkt hatte. So sehr wahr ist es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weisen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den ersten Eindrücken dieser gefährlichen Leidenschaft offen steht, den süßen Gift weit tiefer hineinflößen als selbst

die Reden des Geliebten. Die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geschöpfen nach Belieben spielend, stellt die Empfindnisse viel reiner und inniger vor, als sie in der wirklichen Welt seyn können, in der sie mit hundert ganz gemeinen gleichgültigen Umständen vermischt, und dadurch gemildert werden.

Nun wurden die Briefe der portugiesischen Nonne Marianens tägliche Lektur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe voll Liebe und Beständigkeit schreiben möchte als der Ritter v. C., und sie gelobte sich selbst, ihm mit eben so viel Inbrunst und Sehnsucht zu antworten als dessen Geliebte. In einem Briefwechsel dieser Art sah sie eine so anmuthige Beschäftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte bis er seinen Anfang nehmen würde. Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtliche Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen; als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worin er alles ausgedrückt hatte, was er bey ihrer beiderseitigen

Trennung empfand, und sie beschwor ihn wenigstens schriftlich wissen zu lassen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey: wozu er ihr das Kammermädchen als ein sicheres Werkzeug empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechsmal mit noch innigerm Vergnügen. Als sie sich aber niedersetzen wollte um sie zu beantworten, durchdrang sie die unaussprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewissenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat den sie hätte verhehlen dürfen. Erröthend erschrak sie vor sich selbst. Ob ihr gleich in den süßen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft oft der Wunsch entfahren war, die Feder ansetzen zu können, um ihre innerste Neigungen auszudrücken; so sank sie ihr doch nun aus der Hand, und je öfter sie es versuchte desto mehr verlor sie den Muth es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen mehrmal erinnerte, ihr auf den Brief eine Antwort zu geben. Im Gegentheile da das dienstwillige Mädchen, welcher die seine Ekru-

pel die Marianens Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache sehr auf die leichte Achsel nahm; so mußte dies noch widrigere Wirkung thun, indem Marianens Zartgefühl dadurch die Sache von einer Seite zu betrachten anfing von der sie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzusehr darüber nachzudenken.

Sechster Abschnitt.

Säugling war von allem Troste verlassen, als er erfuhr, daß Mariane weder seine Poesie noch seine Prose einer Antwort würdigen wolle. Er hielt sich für den unglücklichsten unter allen Menschen, und wußte, da seine Dichtkunst die erwartete Hülfe nicht leistete, jetzt bloß zu bittern Thränen seine Zuflucht zu nehmen. Rambold hingegen, der bey weniger Zärtlichkeit, etwas mehr Erfahrung besaß, und dem das Kammermädchen auch in ihrem Antwortschreiben einen gewissen Wink gegeben hatte, that keck den Vorschlag, daß Säugling, in seiner Gesellschaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauf

reiten, und Marianen besuchen sollte. Säugling erschrak vor diesem Gedanken, sowohl wegen dessen Folgen, als wegen der Beschwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Allein Rambold wußte diese Bedenklichkeiten mit seinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, so daß Säugling anfing, diesen Vorschlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darin willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus; und Säugling, über seinen eigenen Muth erstaunt, kam sich, nachdem er eine Meile zurückgelegt hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfing, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner geliebten Hero eilte. Sie langten des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwa zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens sehr früh ermannte sich Säugling, seiner Müdigkeit ungeachtet, und wanderte mit Rambold nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen

grünen Laube, wo Mariane, in der Meinung ganz allein zu seyn, mit süßer Schwermuth Säuglings Heroide las.

Mariane that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte forteilen. Ihre Füße versagten ihr aber glücklicherweise diesen Dienst; denn der zitternde Säugling war selbst in so großer Verlegenheit, daß er schwerlich Besonnenheit genug gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen, wie ein stummes Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stammelnder Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianens Augen keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles was sie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrücken, und beide schworen sich unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergingen, ehe sie von einander schieden. Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reiz in dem Versprechen fanden, alles Widerstandes ungeachtet sich ewig zu lieben.

Indeß hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich sehr früh aufstände, in den Garten ginge, und sich daselbst einige Stunden aufhielte. Sie schlich ihr eines Tages nach, ohne die wahre Ursache nur im geringsten zu vermuthen, und behorchte das verliebte Paar, als sie eben in der zärtlichsten Unterredung waren. Sie kam außer sich vor heftiger Wuth, fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte sie mit den schimpflichsten Namen, stieß sie aus der Laube weg; und indem sie dem ganz erschrockenen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildsäule da stand, zuschrie, ihr nimmermehr wieder vor die Augen zu kommen, schleppte sie die halbtodte Mariane nach dem Hause zu.

Säugling ſtand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er ſich endlich beſann, es werde am beſten ſeyn, wegzugehen. Er fand aber zu ſeinem großen Erſchrecken die Hinterthür des Gartens verſchloſſen. Rambold, der ſich mit dem Kammermädchen, in einem etwa funfzig Schritte von der Laube entfernten ziemlich dichten Gebüſche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande der Inſel Felſenburg zu erklären, war bey dem erſten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter ſich zugeſchlagen. So ſah ſich der arme Säugling allein und eingeſchloſſen, und wußte nicht, was vor Angſt zu beginnen. Er konnte keinen Ausgang finden; denn über die Mauer zu ſteigen, ob ſie gleich nicht ſehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache, er fing alſo an zu zittern, als wäre er in der Gewalt ſeines ärgſten Feindes. Nachdem er aber eine Viertelſtunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen ſeyn möchte. Sie war es wirklich, und er ging, ohne von jemand bemerkt zu werden, mit Zittern und Zagen durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Straße des Dorfs.

Nun eilte er mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde schon gesattelt und Rambolden seiner erwartend antraf. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die durch Rambolds Lustigkeit und Schrauberey nicht zu mildern war. Sie brachten auf der Zurückreise zwey Tage zu; demungeachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber heilen zu lassen, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten auszuruhen, welche ein Ritt von fünf Meilen seinem zarten Körper zugezogen hatte.

Der unglücklichen Mariane ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gesparet. Ohne die Furcht, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte, wäre sie sogleich auf die Straße geworfen worden. Sie ward also eingesperrt, bis sich eine Gelegenheit fände sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Frau von Hohenauf besann sich, daß

die Gräfinn von *** bey ihrer Anwesenheit, im Diskurse beyläufig geäußert hatte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich zu haben, die ihr Gesellschaft leisten und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechte und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen, schätzte Verdienst mehr als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als glänzenden Pomp. Dies war den Neigungen der Frau von Hohenauf so schnurgerade zuwider, daß zuweilen zwischen ihnen einiger Wortwechsel darüber entstanden war; daher die letztere die erstere — wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu hassen anfing, ob sie gleich freylich, dem Wohlstande gemäß, eine Dame von diesem Range äußerlich mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäufte.

»Ha! sagte die Frau von Hohenauf, für »diesen Zieraffen wird die schöne Mariane »eine würdige Gesellschaft seyn.« Hierzu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entfernt lagen, indem sie zur

Zeit des Geburtsfestes, nur um eine Verwandtinn zu besuchen, in diese Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf schrieb also an die Gräfinn, und trug ihr Marianen zur Gesellschafterinn an, doch ohne die wahre Ursache dieses Vorschlags im geringsten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche sich Marianens Betragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsche.

Nun trat die Frau von Hohenauf in Marianens Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen ging, stellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu strafen, einen so guten Platz verschafft habe. Sie versicherte zugleich, sie wolle alles Vergangene vergessen, verlangte aber auch von Marianen das Versprechen, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben, ja ihm nie ihren Aufenthalt zu melden.

Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr jetziges und künftiges Schicksal zugebracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortreflichen Gesinnungen der

Gräfinn, bey derſelben Anweſenheit, kennen lernen, und ſah alſo ſehr wohl ein, daß der Vorfall mit Säuglingen derſelben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie verſprach daher mehr als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch ſey, das geringſte von der Sache zu entdecken; ja ſie verſprach ſich ſelbſt, wenn ſie von Säugling nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergeſſen, und hoffte dadurch wieder ſo ruhig zu werden als vormals, ehe ſie die Wirkungen dieſer unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ward ſie des Nachts, mit Poſtpferden, nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt gebracht, wo ein Wagen der Gräfinn auf ſie wartete, um ſie abzuholen.

Ende des dritten Buchs.

Leben und Meinungen

des Herrn Magiſters

Sebaldus Nothanker.

Nebſt zuverläſſiger Nachricht von einigen nahen Verwandten deſſelben.

Zweyter Band.

Vierte verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Kurfürſtl. Brandenb. allergnädigſter Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai

1799.

Leben und Meinungen

des

Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Zweyter Band.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ungefähr gefundenen Landstraße, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und sah nun einen Mann, gekleidet in einen grauen Rock von feinem Tuche, eine runde ungepuderte Perucke auf dem Kopfe, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter tragend, der mit heller Stimme das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, sang. Sebaldus, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, zumal gewisser enthusiastischer Melodieen, gesellte sich zu dem Manne, und sum-

mete halblaut eine extemporirte Baßpartie zu dem Liede.

Nach deſſen Endigung, grüßten ſich die beiden Wanderer, und Sebaldus fragte den Fremden: »Wohin der Weg führe auf dem »ſie gingen?«

»Nach Wuſtermark,« ſagte der Fremde, »wo ich Nachtlager zu halten, und den an»dern Morgen nach Berlin zu gehen geſon»nen bin.«

Sebaldus freute ſich, daß er auf dem rechten Wege war; denn ob er gleich, nach dem Verluſte ſeiner Empfehlungsbriefe, nicht wußte was er in Berlin machen ſollte, ſo wußte er doch eben ſo wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen ſollen.

Er bat alſo den Fremden um Erlaubniß in ſeiner Geſellſchaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf dem Poſtwagen gehabt hatte.

Jener kreuzte und ſegnete ſich über dieſe Begebenheit, und lobte ſeine eigene Vorſicht, daß er lieber zu Fuße gegangen ſey, da die Wege, nach dem Frieden, ſo unſicher wären. »Nicht eben,« ſetzte er hinzu, »als ob ich

»viel Geld bey mir hätte. Ich bin zufrieden, »wenn ich reich bin im Heilande. Aber der »Herr hat doch meine Überlegung gesegnet.«

Sebaldus versetzte: »Ich habe an dergleichen Vorsicht nicht gedacht; denn ich hatte »noch keinen Begriff davon, daß ein Mensch »seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute anfallen und berauben könnte.«

»Ach mein lieber Bruder! die arme menschliche Natur ist ganz verderbt. Wenn wir »nicht durch die Gnade ergriffen werden, so »sind wir in grundlosem unerforschlichem tiefem Verderbnisse!«

»Ey, mein Freund! von den Lastern einiger Bösewichter kann man nicht auf die Natur der Menschen überhaupt schließen. Wir »sind von Natur nicht geneigt, wie die wilden Thiere, uns anzufallen, sondern in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen.«

»Ach wir armen Menschen! wie könnten »wir uns unterstützen, wenn uns die Gnade »nicht unterstützte? Wie könnten wir etwas »Gutes wirken, wenn es die alleinwirkende »Gnade nicht wirkte?«

»Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade; sie wirkt aber nicht wie der

»Keil auf den Klotz. Gott hat die Kräfte »zum Guten in uns selbst gelegt, hat uns »Verstand und Willen, Neigungen und Lei»denschaften gegeben, hat Würde und Güte »in die menschliche Natur gelegt; damit wir »zum Guten thätig seyn sollen und können.«

»O welch ein Selbstbetrug, mein lieber »Bruder!« rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: »Wenn wir Gott wohlgefällig »werden wollen, so müssen wir nichts als »lauter Elend und Unwürdigkeit an uns sehen:

»Wollt Ihr zu Jesu Heerden,
»So müßt ihr gottlos werden!
»Das heißt, Ihr müßt die Sünden
»Erkennen und empfinden,

»wie ein theurer Knecht Gottes singet *). Wir »müssen an der Gnade hangen, die Gnade »alles wirken lassen, der Gnade alles zuschrei»ben; dann wird die Gnade in uns erst recht »groß, wenn wir recht klein, recht unwürdig »werden.

»Wenn wir uns mit den Siechen
»Ins Lazareth verkriechen!«

---

*) Woltersdorfs sämmtliche neue Lieder. Berlin 1768. S. 37.

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: »Dies sind gesalbte Schälle ohne Sinn, die »nur einer verderbten Einbildungskraft heilig »scheinen. Wir besitzen Kräfte zum Guten. »Wer dies läugnen wollte, würde Gottes »Schöpfung schänden, der uns so viel Voll»kommenheiten gegeben hat. Ohne den Ein»fluß einer übernatürlich wirkenden Gnade »können wir Tugenden und edle Thaten aus»üben. Oder sind etwa Wohlwollen, Men»schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mit»leiden, Dankbarkeit, nicht Tugenden?«

»Scheintugenden, mein lieber Bruder, »weltliche ehrbare Scheintugenden. Mit sol»chem Bettlermantel will der unwiedergeborne »Mensch den Aussatz seiner von Grund aus »verderbten Natur bedecken! Mit diesen soge»nannten Tugenden aber kann man auf ewig »in den Schwefelpfuhl geworfen werden, aus »welchem keine Erlösung ist! Wenn Tugen»den nicht aus der Gnade entspringen; so »sind sie geschminkte Laster zu nennen.«

»Wozu soll man so seltsame Benennungen »erdenken? Ich vergebe z. B. den Räubern »die mich beraubt haben, ich wünsche ihre »Besserung. Dies ist so wenig die Wirkung

»ejner übernatürlichen Gnade, daß es viel»leicht bloß nur die Wirkung meines Alters »oder Temperaments ist. Ist dies aber des»wegen Gott nicht gefällig? Ist es ein La»ster?«

»Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem »blutigen Versöhner geschieht, so ist es nichts »als ein weltliches Tugendbild, eine nachge»machte Frömmigkeit, wobey man ewig ver»loren gehen kann!«

»Sprechen Sie doch nicht so! Hiermit »kann man alten Mütterchen allenfalls eine »Furcht einjagen, aber man beweiset nichts. »Ich habe über diese Sachen reiflich nachge»dacht, und finde, daß weder eine blutige »Versöhnung, noch eine ewige Verdammniß, »mit den erhabenen Begriffen zusammenstim»men, die wir von Gott haben müssen, so»bald wir den Begriff Gott denken wol»len.«

»Ja! ja! so geht es! Je mehr die Men»schen alles durch ihre bloße Vernunft einse»hen wollen, destoweniger erkennen sie die »ihnen angeborne Blindheit und Finsterniß. »Mir fällt hierbey ein, was ein lieber Sohn

»des Heilandes sagt*): »»Es ist unvermeidlich,
»daß Seelen, die sich nicht so ganz in das evan-
»gelische Wesen verloren haben, daß sie ihren
»Bissen Brot, den sie in den Mund stecken,
»gleichsam in dem Heilande verzehren, und
»denen das im Namen Jesu auf den
»Abtritt gehen noch ein Geheimniß ist,
»in allerhand Bedenklichkeiten verfallen; aber
»die Gnaden- und Bundesleute verstehen sich
»auf halbe Worte, und wissen die Theilung
»des Tempels des heiligen Geistes in allen
»Ein- und Ausgängen ohne Kopfbrechen zu
»machen.««

Gebaldus starrete den Fremden an, ohne ein Wort zu sagen. Dieser glaubte vielleicht, er verstumme aus Bewunderung oder Entzückung; er fuhr also fort:

»Ach Lieber! laß dich von der alleinwir-
»kenden Gnade ergreifen! Laß dich von der
»Kraft des Bundesblutes anfassen. Bete herz-
»lich um die Wiedergeburt. Bete daß du bald

*) Der Pietist hatte diese Worte buchstäblich aus den Büdingischen Sammlungen, 8ten St. S. 257 genommen.

»zum Durchbruche kommen mögest. Bete, bete,
»ich will mit dir beten, lieber Bruder!«

Sebaldus sagte sehr kalt: »Ich pflege das
»Vater unser zu beten; darin steht nichts vom
»Durchbruche, nichts vom Bundesblute, nichts
»von der Wiedergeburt oder von der allein-
»wirkenden Gnade.«

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und rief aus: »Welcher
»Unglauben! welche fleischliche Sicherheit! O
»betrüge dich nicht Mensch! Die Ewigkeit
»wird kommen! Quaal ohne Ende für den
»Sünder! —«

Sebaldus gerieth in Eifer, und fing an die Ewigkeit der Höllenstrafen mit den besten ihm beywohnenden Gründen zu widerlegen; aber der Pietist, der sich von jeher auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fing an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

*) »Zu spät ists zu erfahren, was Höll'

*) Der Leser glaube nicht etwa, daß ein solches Lied zum Behufe dieses Gesprächs erdichtet wor-

»und Ewigkeit. Ach! willst du's darauf
»sparen, thu's nicht, heut ists noch Zeit.
»Bekehre dich von Herzen, daß du der
»Quaal entgehst; denk, dann giebt es nicht
»Scherzen, wenn du vorm Richter stehst.«
»Der dir das Urtheil fället, das Leben
»rund abspricht, zum Teufel dich geselle,

---

den. Er darf auch nicht glauben, daß es etwa ein unbedeutender Schwärmer für den Winkel eines fanatischen Konventikels verfertigt habe. Nein! dies Lied steht S. 792 eines in vielen evangelisch-lutherischen Kirchen der Kurmark eingeführten Gesangbuchs, betitelt: Geistliche und liebliche Lieder, welche der Geist des Glaubens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard, und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und itzigen Zeiten gedichtet, und die bisher in den Kirchen und Schulen der Königl. Preuß. und Kurf. Brandenb. Lande bekannt, u. s. w. Herausgegeben von Johann Porst, Königl. Preuß. Konsistorialrath, Probst und Inspektor zu Berlin. Gedruckt zu Berlin, in lang 12. — Unter mehrern Gemeinden entstanden im J. 1781 die größten Bewegungen, als man anstatt dieses schlechten Gesangbuchs ein vernünftigeres und folglich besseres einführen wollte.

»des ewgen Tods Gericht! O Zeter! Ach!
»Weh! Jammer! Welch Heulen wird da
»seyn, wenn in die Marterkammer der Hen-
»ker schleppt hinein.«

»Dahin, wo keine Reue, kein Klagen hel-
»fen kann, die Marter geht aufs neue nach
»tausend Jahren an! Da ist kein Glied so
»kleine, das nicht sein Leiden hat; der Leib
»der fühlt das seine, die Seel' auch früh
»und spat.«

»In großer Furcht und Schrecken, in finst-
»rer Dunkelheit, wird die Verdammten
»decken, Angst, Grauen, Traurigkeit; die
»Zähne werden klappen für Frost und gro-
»ßer Hitz, und werden blindlings tappen
»nach einem frischen Sitz.«

»Sie werden ewig fallen ins Loch, das
»keinen Grund, und auf einander prallen
»zusammen in den Schlund, sich beißen,
»fressen, nagen, sich fluchen, lästern stets,
»der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende:
»Seht, so gehts!«

»So geht es den Verfluchten in ihrem
»Höllenloch, den Schlemmern und Verruch-
»ten, ach gläubets, gläubets doch. Wollt
»Ihr daran noch zweifeln? so wahr ists, so

»wahr Gott, Ihr fahret zu den Teufeln,
»wo Ihr das halt't für Spott!«

Dies Lied sang Sebaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Kennzeichen der Ungeduld. Nach dessen Endigung gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwanderer:

»Sind Sie denn also ein Wiedergebor»ner?«

»Ja,« antwortete er mit sehr sanfter Stimme: »das bin ich durch Gottes Gnade. »Vor drey Jahren den 11ten September, »Nachmittags um 5 Uhr, hatte ich zuerst das »selige innere Gefühl der Gnade, die bey mir »zum Durchbruche kam; seitdem habe ich an »der Gnade beständig gehangen, bin nie der »Gnade satt geworden.«

»Also glauben Sie doch gewiß ewig selig »zu werden?«

»Ach ja! dessen bin ich gewiß:

»Denn ich will stets ein Bienelein
»Auf des Lammes Wunden seyn,
»Und fahren so in'n Himmel 'nein.«

»So! Und werden ewige Freude haben,

»und werden ganz geruhig zusehen *), wie »Millionen ihrer Nebenmenschen sich bei-

*) Manchem eifrigen Gottesgelehrten mag es wohl nicht so anstößig seyn, als dem ehrlichen Sebaldus, daß die Seligen im Himmel die ewige Quaal der Verdammten, ganz geruhig, ohne Mitleid, ansehen sollen. Z. B. in M. Cyriacus Höfers kurzem und richtigem Himmelsweg, wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es soll der Höllen entgehen und ewig selig werden, in 735 Fragen und Antworten, einem Katechismus, der im Kurfürstenthume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen, in vielen Schulen zur Unterweisung der Jugend gebraucht wird, und der noch im J. 1797 zu Leipzig mit gnädigstem Privilegium gedruckt worden, findet man S. 97 folgende Fragen und Antworten:

»Wenn du welche der Deinen würdest in »der Hölle sehen, würde dir die Marter zu »Herzen gehen, oder würde sie dir nicht zu »Herzen gehen?«

»Antw. Sie würde mir nicht zu Her»zen gehen.«

»Warum wird sie dir nicht zu Herzen ge»hen?«

»Antw. Weil alsdann mein Willen »mit dem Willen Gottes übereinstim»men wird.«

»ßen, freſſen, nagen, ſich fluchen »und läſtern, wie der Tod ſie recht »plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! »Können Menſchen ihre Nebenmenſchen ſo »verdammen, und können mit Wohlgefallen »von ihrer Verdammung ein feierliches Lied »ſingen!«

Der Pietiſt lächelte und ſagte mit ſanfter Stimme: »Da ſieht man den natürlichen »Menſchen! Ich verdamme ſie ja nicht, ſon»dern (er lächelte nochmals) die Bibel ver»dammet ſie. Da ſteht es deutlich.«

Sebaldus fuhr ſehr heftig heraus: »Nein, »das ſteht nicht in der Bibel; und wenn es »darin ſtände, ſo wäre ſie nicht Gottes Wort. »Ich möchte lieber ein Atheiſt ſeyn, als ſolche »abſcheuliche Begriffe von Gott haben, daß »er uns das Leben rund abſpricht,

---

So lange wir noch ſolche Ungereimtheiten durch unſere Katechismen in den Schulen lehren, dürfen wir Voltairen nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt:

»Et moi predestiné,
»Je rirai bien quand vous serez damné.«

»daß er uns dem Teufel zugesellet,
»daß er uns durch Henker in Marter-
»kammern schleppen läßt, wo keine
»Reue, keine Klage helfen kann. —
»Entsetzlich! Von Ihm so zu denken, dem Va-
»ter des Lebens, dem Geber alles Guten! —«

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, wie der gute Mann gemeiniglich that, sobald er an sich ungewöhnliche Heftigkeit bemerkte: denn er pflegte alsdann zu überlegen, ob er sich auch vergangen oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

»Lieber Bruder, ich beweine deinen er-
»schrecklichen Unglauben! Und kannst noch in
»ungöttlichen Eifer gerathen! Hier läßt sich
»der Unterschied des Standes der Natur und
»der Gnade sichtbar spüren. Wer in der
»Gnade steht, der ist so ruhig, der erträgt
»alles, der erduldet alles, stellet alles Gott
»anheim. —«

Indem er dies sagte, sprangen Räuber, von welchen damals die ganze Gegend wimmelte, aus einem dicken Gebüsche, und fielen mit blanken

blanken Säbeln die Reisenden an. Sebaldus gab, mit dem ruhigen Bewußtseyn daß er sich nicht wehren könnte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hingegen war unter den Händen der Räuber todtenblaß, bezeigte sich sehr ungeberdig, wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen; empfing aber darüber verschiedene Stöße und Schläge; alle seine Taschen wurden demungeachtet ausgeleert. Man nahm ihm auch sein feines Kleid, und dem einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen um sie auszuziehen. Unterdeß entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an; hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: »Halt Diebe! halt Diebe!« Als aber niemand erschien, setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Straßenräuber zu fluchen *). Zugleich sagte er, indem er dem Sebaldus im

*) Er soll, wie verschiedene Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hinzugethan haben, daß

Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worin er sein Gold verwahret hatte: »Sehen Sie »nun, wie der Herr die Gottlosen mit Blind»heit schlägt. Ist nicht dies Gold durch ein »Wunder gerettet worden?« Hier zog er seinen Stiefel an und stand auf.

Sebaldus versetzte: »Ich finde wirklich, der »Stand der Natur und der Gnade ist unter»schieden; so wie Sie bemerkten. Ich natürlicher Mensch kann den Verlust meines Geldes »ruhig ertragen. Es waren freylich nur wenige »Groschen, aber auch mein letzter Heller ist weg. »Ihnen ist noch weit mehr übrig geblieben, als

---

ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütte, weder bittre Essenz noch Kirchengebet helfen möchten; welchen Wunsch der Verfasser des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichter, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt (S. Wilhelmine S. 97). Es ist aber um so unwahrscheinlicher, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gethan haben, da aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengebet überhaupt keine Krankheiten lindere.

»ich vorher hatte. Ey! Ey! ein Wiedergebornet
»sollte wenigstens nicht fluchen!«

Der Pietist ward feuerroth und stotterte:
»Die Bösewichter verdienen den Fluch, weil
»sie Menschen wie wilde Thiere anfallen, da
»wir uns einander unterstützen sollten; wie
»Sie vorhin ganz richtig sagten. Ach! und
»das wenige Gold hat der Herr nicht meinet-
»wegen mir so wunderlich erhalten, sondern
»um nothleidender Brüder und Schwestern
»willen, für die ich es von christlichen Seelen
»gesammelt habe. Wiewohl ich jetzt selbst
»nothleidend bin. —«

Er hatte nicht ganz unrecht; denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlich starker Regen zu fallen anfing. Sebaldus zog ungebeten seinen alten Überrock aus und überreichte ihm denselben.

»Nehmen Sie, sagte er; es ist freylich ein
»geschminktes Laster, Ihnen diesen alten Kit-
»tel anzubieten. Aber der Regen fällt allzu
»stark, als daß wir jetzt feine Distinktionen
»machen könnten.«

Der Pietist nahm den Überrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut

fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Wustermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Männern des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich zehn bis zwölf Meilen in die Runde ausbreitet, die daher auf ihren Reisen im Hause jedes Bruders und jeder Schwester eben so zuversichtlich einsprechen, als ein wandernder Mönch in ein am Ende seiner Tagereise liegendes Kloster. Unser Mann hatte Wustermark deswegen zum Nachtlager erwählt, weil daselbst eine fromme wohlhabende Bauerwittwe wohnte, in deren Haus er auch sogleich ging, und den Sebaldus in der Dorfschenke unter allerhand Gesindel seinem Schicksale überließ.

Bey den Frömmlingen männlichen Geschlechts ist mit heißem Eifer für fromme Übungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft; seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefähr-

ten habe, welcher gleich ihm von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, um den Sebaldus zu sich einzuladen. Sie trug auf was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fing der Pietist die Betstunde an, womit die reisenden Heiligen gemeiniglich ihre Zeche zu bezahlen pflegen. Sebaldus, ob er gleich eine dürre Dogmatik und eine störrische Polemik haßte, war doch ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der stillen Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Sogar auch der Vortrag seines Reisegefährten war ihm weniger zuwider als er erwartet hatte; denn dieser besaß vollkommen die Biegsamkeit, womit Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen die sie nicht bekehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied daher sehr weislich alle Punkte, worüber etwa Sebaldus anderer Meinung seyn konnte, und hielt sich bey ascetischen Betrachtungen auf, welche der Bauerfamilie begreiflich und seinem Reisegefährten nicht zuwider waren; so daß sich jedermann sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Morgens sehr früh, nach eingenommenem

reichlichen Frühstücke dankten sie ihrer Wohlthäterinn und setzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den schönen Sonnenaufgang, sang ein fröhliches Morgenlied, und war so innig vergnügt, daß er weder an seinen mißlichen Zustand noch an den Zweck seiner Reise dachte, bis sein Gefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie gingen. Denn er beseufzte mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, und versicherte, daß daselbst die Religion ein Gespötte sey, niemand in die Kirche gehe, Rotten und Ketzereyen regierten, und ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde. Er beklagte recht geflissentlich seinen Reisegefährten, als einen Fremdling der sich nicht in den besten Umständen befinde und in dieser Stadt voll Unglaubens und Irrgläubigkeit ganz gewiß werde umkommen müssen.

»Ich habe,« sagte Sebaldus, »bessere Hoffnung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß »die Liebe des Nächsten sehr wohl mit den »Gesinnungen bestehen kann, welche von »vielen Leuten als Unglauben gebrandmarkt »werden.«

»Nein! Nein!« rief der Pietist mit erhabener Stimme, »wo Glauben ist, da ist auch »Liebe! Die findet man aber in dieser Stadt, »ja in diesem ganzen Lande, gar nicht. Da »herrscht lauter Eigennutz und Betrug, da »gehen alle Laster im Schwange, da ist die »Ruchlosigkeit aufs höchste gestiegen, da ist »alle christliche Liebe erloschen.«

Er sagte dieses so dreist und versicherte so fest daß es eine weltbekannte Sache sey, und daß er Berlin genau kenne, weil er sich oft da aufgehalten habe; daß endlich Sebaldus anfing darüber nachdenkend zu werden.

»Ich gestehe,« sagte er nach einiger Überlegung, »wenn die Einwohner dieser Stadt, »ja dieses ganzen Landes Ihrer Beschreibung »gleichen, so muß es ein wahres Unglück seyn »unter ihnen zu wohnen. Aber,« fuhr er nach einigem Staunen *) fort, »sollten Men»schen die so gesinnet sind, wohl in Gesell»schaft leben können? Sollte ein Staat wohl

*) Haller hat schon das Wort Staunen für das französische rêver gebraucht. Wir haben kein anderes Wort dafür; denn nachsinnen sagt zu viel, und in Gedanken stehen, ist weitschweifig.

»in kurzer Zeit blühend werden können, der »lauter solche Bürger enthielte? Und doch soll, »nach allgemeiner Versicherung, der preußi»sche Staat nur seit Menschengedenken sehr »blühend geworden seyn; besonders soll ja »Berlin am Wohlstande seit dreyßig Jahren »sichtlich zugenommen haben.«

Der Pietist, welcher den Sinn dieser Rede nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: »Was hat das Zeitliche mit dem »Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser »Welt sind immer klüger, als die Kinder des »Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt in »dieser großen Stadt, wenige fromme Seelen »ausgenommen die noch ihren Heiland lieb »haben, nichts als böse Atheisten, die kei»nen Gott, keinen Teufel, und keine Hölle »glauben.«

»Ey nun!« sagte Sebaldus, »wenn diese »Leute keinen Gott glauben, so glaube ich »einen; und weiß, daß er keinem seiner Ge»schöpfe mehr Elend auflegen wird, als es »tragen kann.

Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und kamen unvermerkt bey Charlottenburg an. Sebaldus erblickte mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allée dichtbelaubter Kastanienbäume, worunter einige einzelne Spaziergänger auf- und abwandelten. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Das Schloß hingegen ließ er liegen, ohne daß ihm auch nur eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dies sey? So sehr ward er von den Schönheiten der Natur gerührt, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Je weiter sie in den berlinischen Thiergarten kamen, desto mehr ward Sebaldus entzückt. Es war in der Nacht ein starker Regen gefallen, welcher den Sand, womit die Natur in diesen Gegenden so freygebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern

und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und der Bäume mannichfaltiges Grün ward durch den heitern Sonnenschein und durch die völlig reine Luft noch mehr erhoben.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weißrindigen Birken, und freundlichen Akacien, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eiben, führen auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie traten in Gänge, beschattet von Linden und breitbelaubten Platanusbäumen, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen; neben ihnen der dichtere Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Masholder, wo die weit sich ausbreitende Buche ihre gestreckten Äste wiegt, und der Tannenfichten schlanke und gerade Stämme ihre erhabene Krone einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadel-

holzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe erquickten die Wanderer; die Aussicht begränzte der benachbarte Spreestrom, und die aufgespannten Segel der auf ihm hinabgleitenden Schiffe.

So kamen sie endlich gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zelten, den gewöhnlich Sonntags Nachmittags eine Menge Spaziergänger anfüllt. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche in dem Zirkel des Thiergartens die schöne Welt zusammen bringt, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich eben zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Fricassees, schmeckten die zusammenkonzentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa Fötida gerieben, und zogen im voraus das Fümet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und begannen den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes und Capwein beym Desserte aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen

Damen bürgerliches Standes schickten sich an, zu Kaffeevisiten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie zu erzählen wäre, in ihrem Kopfe zusammen; und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war drey Uhr, und also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, welche alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange, und bey einem geringen Labetrunke, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelte an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weissagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen vornehmen Standes seyn sollte, war jetzt im Besitze des gemeinen Mannes, im besten Anputze und voll fröhlichen Muthes. Da war mancher gesun-

der Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke über einander gezogen, und die neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß die Mutter ihres Mannes Stock in der rechten Hand führte, zur Linken ihre funfzehnjährige Tochter in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickend. Die große Allée von der Stadt her, war bedeckt von Spaziergängern zu Fuße und zu Pferde, und einige Wagen brachten, bis ans Thor, wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe und Aufsätze nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebaldus Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des

Pietisten Stirn aber runzelte sich vor geistlichem Verdrusse. »Siehe da, rief er aus: »Siehe da! die Kinder Belials, wie sie den »Lüsten des Fleisches nachziehen! Wie sie den »Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! »Immer gerade in den höllischen Schwefel»pfuhl hinein!«

»Behüte Gott!« sagte Sebaldus: »Ich »finde nichts Sündliches darin, daß diese »Leute den herrlichen Tag genießen, den uns »Gott giebt; so weit ich sehen kann, ist ihr »Vergnügen sehr unschuldig.«

»O, wie sündlich! sagte der Pietist mit »entflammten Augen: das ist eben des Teu»fels Lockspeise, wenn er uns mit dem welt»lichen Vergnügen ankörnen kann. Ein recht »ächtes Gnadenkind soll kein anderes Ver»gnügen haben, als sein eignes Elend zu »kennen, und zu fühlen was es heißt ein ar»mer Sünder zu seyn.«

Sebaldus, dem diese gesalbten Weidsprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, begann die Vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abscheulich-

keit des Spaziergehens an einem schönen Sonntage vorzustellen, und dafür das Seitenhöhlchen anzupreisen, worin sie recht selige Spaziergänge halten könnten.

Einige gingen vorbey, beynahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammlete sich doch allerhand Pöbel, welcher schrie und lärmte, und vom Tollhause zu reden anfing; ja einige hoben Erdklöße auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fürchtete jetzt, der Auftritt möchte ernsthafter werden, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden den Kopf angeflammt; er erhob seine Stimme noch mehr, um den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Menschen, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. »Mein Freund, redete er ihn »an, Er gehet um sich die Zeit zu vertreiben,

»o! wenn Er wüßte, wie wohl dem ist

»Der da seine Stunden
»In den Wunden
»Des geschlacht'ten Lamms verbringt.«

»Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: »was kann mir das helfen? ich bin vorigen »Sonntag im Lamme gewesen, aber das »Bier war sauer.«

Und damit ging er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die Enthusiasten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Kothregen, und allenfalls auch einige Faustschläge nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen. Werden sie aber trockner Weise ausgelacht, und niemand bleibt bey ihnen stehen; so kühlet sich der Eifer ab, und sie begnügen sich allenfalls, zwischen den Zähnen murmelnd, die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So war es auch hier. Der Pietist schwieg mürrisch still; und Sebaldus, da sie indeß ins Thor traten und unter den Linden fortgingen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Blüthenduft ein, und freute sich über

die

die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie gingen einige Straßen stillschweigend fort und bey einer Kirche vorbey, worin sie noch predigen hörten. »Siehe da! rief der »Pietist aus, wie leer der Weg zum Gottes»hause ist, und wie angefüllt war der Weg »zu den Häusern des Teufels! O! wie ist »doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Hei»lande in dieser großen Stadt ganz ausge»tilget! Wie wandelt doch jedermann im »Pfade der Ruchlosigkeit, läuft dem Teufel »gerade in den Rachen und stürzt sich in das »ewige Verderben!«

Sebaldus schaute ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

»O Stadt!« fuhr der Pietist fort, »die du »bist wie Sodom und Gomorrha, wie bald »wird Gott seinen feurigen Schwefelregen »über dich ergießen! Und dies wäre schon »lange geschehen, wenn nicht wenige Gerechte »noch in dir wären, um derentwillen dich der »Herr schonet! Ja, mein Freund!« (hier fing er an zu weinen) »es giebt hier einige er»wählte Seelen, die bis über den Kopf in »den Wunden des Lammes sitzen, die zu

»einem Pünktlein, zu einem Stäublein, zu »einem Nichts geworden ſind, und ſich nur »in das blutige Lamm verliebt haben; dieſe »halten noch die verworfene Stadt, daß ſie »nicht fällt.«

Indem er dieſes ſagte, blieb er plötzlich an einer Ecke ſtehen, zog des Sebaldus alten Überrock aus, und gab ihn zurück. Sebaldus bat ihn, denſelben ſo lange zu behalten, als er ihn brauchte. »Nein, ſagte er, ich »trete nunmehr bey einem lieben Bruder ab. »Wie wird dem ſeyn, wenn er an meiner »Nacktheit ſiehet, was ich um des Heilandes »willen gelitten habe! Er wird dann thun, »ſo viel ihn der Heiland heißt.« Hier drückte er dem Sebaldus die Hand, wünſchte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und ging, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebaldus ſtand noch an der Ecke, mit dem Überrocke auf dem Arme, und nachdem er denſelben angezogen hatte, befand er ſich an einem ſehr heißen Nachmittage nichts beſſer. Er ging voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und

da er an die Kirche kam, so trat er hinein, weil er nichts bessers zu thun wußte.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich bis dahin durchzudrängen, wo er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dies war ein junger Kandidat voll zierlichen Anstandes, der eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe beynahe zu Ende gebracht hatte, und jetzt eben bey der Nutzanwendung war. Das Herz des guten Sebaldus erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fing an in seinem Geiste sich etwas aufzuheitern.

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte wohin er gehen sollte, indem er keinen Pfennig in seiner Tasche

hatte, und in dieser weitläuftigen Stadt ganz unbekannt war.

Er begann darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen, als eben der Kandidat vorüber ging welcher gepredigt hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken herabwallende Perucke gehüllet. Er dankte mit süßer selbstgefälliger Miene, und mit langsamem Kopfneigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen steifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zuweilen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er, mit dem Hute in der rechten Hand, den Laien, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er trat in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiste stieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Exegese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so fein von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thüre an.

Diese öffnete ein ältlicher Mann, wie sich nachher auswies, der Vater des Kandidaten, ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Ömler, in des mystischen Tresho, in des wortreichen Tiede Schriften sehr belesen, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz hüpfte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schöne Predigt von der Liebe gehört habe. »Es ist mein Sohn,« rief er freudig aus: »treten Sie doch näher, »mein lieber Herr!« und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen seiner über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten Schlafrock angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäftigt war, ihm den gelehrten Schweiß von der Stirne zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: »Seine Predigt »mache ihm Muth, sich bey seiner jetzigen

»Verlegenheit an ihn zu wenden. Er sey »selbst ein Prediger, obgleich seines Amts »entsetzt. Er habe zweymal durch Räuber »seinen letzten Heller, nebst seinen Empfeh»lungsbriefen verloren. Er bitte ihn nur um »Obdach, und um guten Rath, wie er noth»dürftig sein Brot verdienen könne.«

Der Kandidat fragte ihn mit sehr weiser Miene: »Warum er sey entsetzet worden?«

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zufolge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen angebe. Er gestand also ohne Umstände: »daß er wegen Abweichun»gen von den symbolischen Büchern sein Amt »verloren habe.«

»Abweichungen!« rief der alte Krämer: »o! wenn Sie doch das schöne Büchlein ge»lesen hätten, das wir neulich hier hatten; »Fritz! wo wars doch gedruckt? in Nürnberg? »oder in Jena? Da würden Sie haben le»sen können, wie der liebe Mann die Ab»weicher abführt; 's ist 'n gelehrter Mann, »warlich 'n gelehrter Mann, er würde Sie »verachten, wenn er Sie kennte. Der Mann »hält was auf Orthodoxie.«

Er hätte noch weit mehr geplaudert; aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte als er, rief mit pathetischer Stimme: »Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser »auf die symbolischen Bücher gehalten haben. »Hier zu Lande schwören wir leider! zwar »nicht darauf, sie sind aber doch ein Pactum, »und Pacta sunt servanda. — Und worin« fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinne fort, »worin fanden Sie denn für so nöthig von »den symbolischen Büchern abzugehen?«

Sebaldus, etwas kleinlaut, antwortete: »In der Lehre von der Ewigkeit der Höllen»strafen.«

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Mütze zusammen, und rief aus: »Wie ist es möglich, daß jemand an einer »so göttlichen Lehre zweifeln kann? Haben »Sie denn den ersten Theil meiner Predigt »nicht gehört?«

»Nein!« sagte Sebaldus, »weil ich erst »gegen das Ende derselben kam.«

»Das thut mir leid,« sagte der Kandidat: »denn ich habe darin bewiesen, die wahre »christliche Liebe erfordere, daß man alle

»diejenigen welche nicht den wahren evange»lischen seligmachenden Glauben haben, durch »alle nur mögliche Mittel zu demselben zu»rück zu bringen suche, eben deshalb, damit »man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig »verdammet würden.«

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: »Wie? keine ewige Höl»lenstrafen? Das wäre schön, wenn mein »Nachbar an der Ecke gegenüber nicht sollte »ewig verdammt werden! Er, der das Pre»digtamt verachtet, der in gar keine Kirche »gehet, der mir einen Prozeß an den Hals »geworfen, der ihn gewonnen hat! der gott»lose Mann! der Atheist! der Separatist!«

Sebaldus wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arme, und schob ihn höflich zur Thüre hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sah, wie äußerst nothwendig es sey sich an irgend jemand zu wenden, so ging er zum Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanf-

müthigen Ansehen, in einem simpeln grauen Rocke und einer baumwollenen Perucke, an seinem Pulte sitzend, der einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war; und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: »Ich wundere mich nicht »über meines Nachbars unchristliche Rede, »denn er hat den Geist nicht, der das Leben »giebt. Freylich sind die symbolischen Bücher »eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze »geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ »ist ein Hoherpriester. Die Geistlichen haben »die Welt von jeher verführt; und da Er, »mein Freund, von dem Stande ist, so gehe »Er in Gottes Namen wohin Er will, ich »habe nichts mit Ihm zu schaffen.«

Sebaldus klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn als einen gemeinen Bettler abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämmtlich vom Weine glüheten. Sie hatten schon dreymal ihren gewöhnlichen Zirkel

von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen durchgegangen, hatten schon dreymal sich gekützelt, über das zu lachen was nicht lächerlich ist, und waren eben im Begriffe, trotz der Dünste des Weins, womit sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuerten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich ansahen daß er sehr leicht aufzuzäumen seyn würde. Der Witzigste unter ihnen, nachdem er den andern einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der eben wieder aus der Thüre zurücktreten wollte, mit freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn niedersitzen, und fragte dem guten Manne, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zunge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und erfuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse, der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indeß seine Gefährten im innern Munde lachten. Er bedauerte nun mit scheinheiliger Miene den Sebaldus wegen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können?

»Unvermeidliches Unglück zu ertragen,
»wird dem leicht der die Hoffnung jenes Le»bens —«

Hier konnte sich einer der Gäste, der dem Sebaldus gegenüber saß, und ihn schon lange, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegafft hatte, nicht länger halten, sondern schlug über jenes Leben eine laute Lache auf. »Du alter Narr, rief er, du wirst eben »sowohl in nichts verwandelt werden, als »ich und wir alle; drum laß uns noch eins »trinken. Denn, (er sang)

»Unser Leben währet kurz,
»Es vergeht geschwinde.« —

Hiermit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem Sebaldus: »Da trink mit, »auf der Babylonischen Hure Gesundheit!« Alle vier brachen in ein Pferdegelächter aus; und Sebaldus, der jetzt erst merkte in was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zureden aufhalten, sondern eilte zur Thüre hinaus, und schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen eines verständigen Mannes, wenn er merkt daß er einer Gesellschaft von Narren zum Schauspiele dienen soll. Hiezu kam die Bekümmerniß über seine nun mehrmals fehlgeschlagene Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als ihm sein gewesener Reisegefährte begegnete. Dieser war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, ging mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in Gesellschaft eines braunen von der Sonne verbrannten Menschen von widriger Miene, der in Reisekleidern, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebaldus nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

»Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt alle christliche Liebe erloschen ist. »Aus den Häusern weiset man mich weg, »und auf der Straße bin ich unter hundert »Menschen, die bey mir vorbey ihren Vergnügungen oder Geschäften nacheilen, eben »so einsam, als in einer Wüste. Der Tag »fängt an sich zu neigen, und ich weiß noch »nicht, wo ich ein Obdach finden soll. Großer »Gott! was soll aus mir werden?«

»Ja freylich, sagte der Pietist, wo die »seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine »Liebe, aber ein Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie was? wenn es dunkler

»wird, so gesellen Sie Sich zu den Nacht»wächtern, und gehen mit ihnen auf eine »Hauptwache„ da können Sie schlafen. Mor»gen früh wird sich wohl etwas finden. Le»ben Sie wohl, ich muß eilen.«

Sebaldus wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebaldus, von aller Hülfe verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, war äußerst ermüdet von der Reise, sein Herz vom Gram zerrissen; seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es jetzt dunkler ward, beynahe ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stauzius und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gegönnet hatten; bald ging ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmen-

schen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gastereyen oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagten: »Da liegt ein Mensch!« andere: »Was muß das für ein Mensch seyn?« andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gesinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

Endlich, da es schon ganz dunkel war, ging ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß und in unzusammenhängende Klagen ausbrach. Jener leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre? Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: »Ich möchte wohl einen »mitleidigen Menschen sehen; denn in dieser »Stadt kann eine menschliche Kreatur auf »der Straße verschmachten, indeß in allen »Häusern Wohlleben und Freude herrschet.«

Der Vorübergehende fragte weiter, und

erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

»Sie haben Sich, mein Freund,« sagte der Mann mit der Laterne, lächelnd: »nur »an allzureiche Leute gewendet. Ein wohl»habender Mann kennt das wahre Bedürf»niß eines Unglücklichen nicht recht, wirft »ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig »zu, und geht weg. Königen können am »besten Könige, und Armen am besten Arme »helfen. Stehen Sie auf!« Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich.

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne Patriotinn *), aus Liebe zu guten Handlungen, zuerst angelegt hat, und die bisher durch die Mildthätigkeit von Men-

*) Die sel. Feldmarschallinn von Spaen setzte zuerst ein Kapital zu Einer Freyschule aus, die im Jahre 1699 eröffnet ward. Auch die folgenden Freyschulen sind bloß durch Vermächtnisse, und freywillige Beyträge edelmüthiger Wohlthäter bestanden. Im Jahre 1797 wurden in denselben 1567 Kinder umsonst unterrichtet.

schenfreunden unterhalten wurden. Er hatte bey einer sauern Arbeit ungefähr das nothwendigste Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um sich zu erhalten. Er stellte ihnen bey seiner Zuhausekunft den Sebaldus vor, der mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abschlage auf dem Boden, ein Lager von frischem Strohe angewiesen, zu dessen Verbesserung sowohl der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette hergab.

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus wachte erst gegen acht Uhr auf, sehr gestärkt durch die Ruhe, und fand schon seinen Wohlthäter bey seinen Schülern, dessen Frau beym Seidewickeln, und die Tochter bey einem Nähtahmen beschäftigt. Er fing sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagsessen dankte er ihm von ganzem Herzen für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung

tung geben möchte, selbst sein Brot zu verdienen.

»Was meinen Sie zu verstehen,« antwortete der Schulmeister, »das hier in Berlin »brauchbar wäre, und das Sie lehren oder »ausüben könnten?«

»Ich habe gedacht,« sagte Sebaldus: »da »doch in dieser großen Residenz die wichtigsten »Landes- und Regierungsangelegenheiten, »Kriegsanschläge, Handlungs- und Nahrungsgeschäfte, u. s. w. vorkommen müssen, »und da keine von diesen Sachen ohne Philosophie geführet werden kann; so würde ich »am besten mein Auskommen finden, wenn ich »Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn »ich auch nicht an die Großen käme, so muß »doch ein jeder Bürger vernünftig zu leben suchen, und dies kann ich nach den »neuesten und gründlichsten Grundsätzen des »Herrn D. Crusius lehren. Ich kann aus der »Thelematologie, aufs unwiderleglichste, »die Ethik, die natürliche Moral»theologie, das Recht der Natur und »die allgemeine Klugheitslehre herleiten. Denen die nicht so tief eindringen »wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus

»über Wüstemanns Einleitung in die »Philosophie des Herrn D. Crusius »halten.«

»Wer ist der Crusius? und wer ist der »Wüstemann?«

»Wie! Herr Doktor Crusius ist ein »weltberühmter Mann, den alle Gelehrte »aus Einem Munde preisen, der die Thele»matologie erfunden hat, der sich dem »Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat; »dessen Schriften müssen ja wohl alle Ge»lehrte in Berlin sich zum täglichen Studium »machen.«

»Vielleicht! Ich bin kein Gelehrter, doch »bin ich in vielen Häusern in Berlin bekannt; »ich war drey Jahre Schreiber bey einem »Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, »zwey Jahre Bedienter bey einem Minister, »und anderthalb Jahre Küster bey einem sehr »gelehrten Prediger, der mir alle seine Ma»nuskripte vorlas; und doch habe ich den Na»men Crusius in meinem Leben nicht nen»nen hören. Und wie hieß der andere? —«

»Magister Wüstemann. Dieser hat die »freylich etwas weitläuftigen Schriften des »Herrn Doktors in einen kurzen Begriff ge-

»bracht. Ich dächte, er müßte auswärts eben »so berühmt seyn, als Wichmann, Rein»hard, Schmid, Pezold, die des Herrn »Doktors lateinische Schriften, den Ungelehr»ten zum Besten, ins Deutsche übersetzten. »Zudem wird, wie ich höre, in Leipzig und »in Wittenberg über seine Einleitung ge»lesen.«

»Ich habe schon mehrmal bemerkt, daß »Leute die auf Universitäten für sehr berühmt »gehalten werden, in Berlin keinem Menschen »bekannt sind. Ich glaube überhaupt nicht, »daß Sie in Berlin durch Philosophie Ihr »Glück machen können. Da hilft Gunst und »Protektion, tiefes Beugen und langes War»ten oft mehr, als das beste System. Was »haben Sie sonst studirt? Womit haben Sie »Sich außer der Philosophie am meisten be»schäftigt?«

»Ich habe meine Nebenstunden hauptsäch»lich zur Verfertigung eines Kommentars über »die Apokalypse angewendet. Ich habe ihn »bey einem Freunde niedergelegt. Mir fällt »eben ein, ich könnte ihn kommen lassen; »denn unter uns gesagt, ich beweise darin, »daß der König von Preußen in Kurzem an»

»sehnliche Provinzen erhalten wird, nebst vie»len andern wichtigen und nützlichen Dingen.«

»Mein lieber Freund, die Apokalypse ist »in Berlin noch weniger in gutem Geruche, »als die Philosophie. Wollten Sie weißagen, »so mußten Sie vor drey oder vier Jahren »kommen, als wir noch Krieg hatten; denn »da galten noch die Weißagungen etwas. »Und doch ist die Frage, ob nicht Pfan»nenstiel der Leinweber weit über Sie »gewesen seyn würde, welcher nicht allein die »Schlacht bey Zorndorf auf den Tag vorher »sagte da sie wirklich geschah, sondern auch, »was noch mehr war, den Gesang der den »darauf folgenden Sonntag in der Kirche ge»sungen werden sollte. Nein! mit Weißagun»gen kommen wir nun in Berlin nicht mehr »fort. Verstehen Sie nichts anders? Können »Sie Französisch, können Sie rechnen, kön»nen Sie tanzen, können Sie den Hunden »den Tollwurm schneiden? Dies sind Künste »die ihren Mann ernähren.«

»Von alle dem verstehe ich nichts,« sagte Sebaldus ganz kleinmüthig. »Ich verstehe »zwar noch etwas; aber das wird mich auch »zu nichts führen, da man in Berlin sogar

»mit der Philosophie nicht fortkommt. Ich »kann ein wenig auf dem Klaviere spielen; »aber was kann mir das nützen?«

»Halt, mein Freund, damit kommen wir »weiter, als mit allem andern. Diese Ge»schicklichkeit wird Ihnen nicht reichliches, »aber doch nothdürftiges Brot geben. Sie »werden auch Noten schreiben können. Mit »diesen beiden Künsten habe ich mich selbst »über zwey Jahre erhalten.«

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hierdurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter und vertrauten Freunde nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein paar Monate, in Zufriedenheit und ohne merkwürdige Vorfälle, verflossen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Herrn F*** einige Musikalien zum Abschreiben zugeschickt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, weil er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben.

Nach näherer Erkundigung erfuhr er, daß dieser Mann bey einem Grafen Hofmeister gewesen, von dem er noch eine ansehnliche Pension erhalte. Nun besann er sich, daß das Rekommendationsschreiben des Majors in Leipzig an einen Mann dieses Namens gerichtet gewesen wäre, an welches er, seitdem es verlohren war, nie gedacht hatte. Um diesen Mann näher kennen zu lernen, überbrachte er seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen, und ward von Herrn F*** mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major durch Wunden zum Dienste untüchtig, in Berlin von einem Gnadengehalte lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Herrn F***, und ward von ihm mit herzlichem Händedrucke empfangen. Der Major biß die Zähne zusammen, als er hörte wie treulos Stanzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe, und erbot sich auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorsprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, bis dahin aber sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebaldus, obgleich über diese großmüthigen An-

träge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fing an ihm zu gefallen; und gewohnt wenig zu bedürfen, erwarb er mit seiner Arbeit mehr als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Herrn F*** eine bequemere Wohnung einzunehmen und desselben Tischgenosse zu werden, weil derselbe, seitdem er Wittwer war und seine Kinder verloren hatte, in der Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünschte.

Sechster Abschnitt.

Einsmal, nach dem Mittagsessen, verlangte Herr F*** vom Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale. Als sie geendigt war, gingen sie, weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die unter diesem Himmelsstriche oft den Sommertagen weit vorzuziehen sind, nach dem Weidendamme. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Mitten in einer bewohnten weitläuftigen Stadt erblickte er eine große grünende Wiese, umkränzt mit Weiden, hoch und belaubt wie sonst nur Ulmen und Linden

zu seyn pflegen *); dieser ländlichen Scene, gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig; und zwischen beiden Aussichten den Spreestrom von Schwänen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen des reizenden Anblicks; er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe in tiefen Gedanken einherging, und anstatt auf seine Ausrufungen zu antworten, einigemal tief seufzte.

»Was fehlt Ihnen?« fragte ihn Sebaldus, »Sie scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.«

»Ihre Geschichte,« antwortete Herr F***, »bringt mir das ganze finstere Gemälde der »Intoleranz und der Priestergewalt lebhaft »wieder zu Gemüthe. Ich bin selbst ein »Opfer derselben gewesen. Ich habe erfah-

*) Im Jahre 1772 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber wenigstens ein kleiner Theil der schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

»rem, was es heiße, seine gesunde Vernunft »unter den Gehorsam vorgeschriebener symbo»lischer Bücher gefangen zu nehmen; ich »habe erfahren, welchen bequemen Vorwand »solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigen»nützigen Geistlichen darbieten, um ihre Ab»sichten in der Stille auszuführen; ich habe »erfahren wie bitter der Haß ist, den sie au»genblicklich gegen jeden erregen, den sie ei»ner Abweichung zeihen können. Und das »wird ihnen leicht, so lange sie das Volk in »der Meinung zu erhalten wissen, daß solche »Vorschriften unwiderruflich fest stehen bleiben »müssen.«

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Herr F*** erzählte sie folgendermaßen:

»Ich war in meinen jüngern Jahren drit»ter Diakon an der Kirche einer Stadt eines »kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, »ich hatte Freunde. Der Superintendent war »ein ganz feiner Mann, auch nicht fremd in »verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit. Wir »unterredeten uns oft von Verbesserung der »Mängel der Religion; denn ob er gleich »nichts dazu beyzutragen Lust hatte, so mochte

»et doch gern, unter vier Augen, davon spre»chen. Er freute sich, daß ich selbst dächte. »Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen; »und da ich oft mit seinen Beantwortungen »zufrieden war, gewann er mich lieb. Die »Haupteigung dieses alten Mannes war die »Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die »Nomenklatur und Klassifikation derselben, »welches nun freylich eben nicht meine Nei»gung war. Er wollte mich belohnen, indem »er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft »aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürger»meister, dem Kontektor und dem Apotheker »errichtet hatte. Diese sammelten Insekten, »Vögel, Steine, Versteinerungen, Minera»lien, tauschten mit benachbarten Liebhabern, »brachten Kabinette zusammen, ordneten sie »bald nach diesem bald nach jenem Systeme, »lasen sich lange Abhandlungen darüber vor, »wozu der Superintendent die Theologie lieh, »und keinen Insektenflügel, keine Vogelklaue, »oder Quarzdruse, ohne erbauliche Nutzan»wendung ließ. Dies war alles ganz gut, »nur für mich ein wenig langweilig. Ich »fing also nach einiger Zeit an, seltener in »die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so

»viel ich konnte, auf die Insektenjagd zu ge-
»hen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom
»Superintendenten; denn, so freundschaftlich
»er war, hatte er doch den kleinen Fehler,
»daß er sich derer ganz bemächtigte, die er
»in Affektion genommen hatte. Er ordnete
»ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen,
»er erdachte Vergnügungen für sie, und hatte
»für Alles weise Gründe anzuführen, denen
»man nicht widersprechen durfte. Ich konnte
»mir also nicht merken lassen, daß Sammle-
»reyen und Klassifikationstabellen, wie er sie
»liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, son-
»derlich, wenn dabey bloß die Augen und
»das Gedächtniß, keineswegs aber der Ver-
»stand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich
»geduldig zuhören, wenn er mir als eine wä-
»terliche Weisung einprägte: »Daß Spekula-
»tion den Geist nicht bessere, daß man, bey
»tiefsinnigen Untersuchungen über Raum und
»Zeit, ein Deist bleiben könne, daß hingegen
»durch Walpurgers kosmotheologische
»Betrachtungen *) schon mancher Freygeist
»bekehret worden sey.« Er stichelte mit sol-

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

»chen Worten zugleich auf den Umgang, den »ich mit einem jungen Officier angefangen »hatte, einem Jünglinge von guten Gaben »und guten Gesinnungen, der, obgleich ein »wackerer Soldat, gleichwohl die Wissenschaf»ten liebte, und sich, gleich mir, gern mit »philosophischen und moralischen Untersuchun»gen beschäftigte. Dieser Umgang hatte auf »keine Weise den Beyfall des Superintenden»ten; denn weil ihm ein sehr hoher Begriff »von der Würde des geistlichen Standes »beywohnte, so wollte er, daß ein Geistlicher »nur mit seinen Amtsbrüdern, oder mit an»dern alten ernsthaften angesehenen Männern »umgehen sollte. Er verlangte, jeder Schritt »eines Geistlichen solle verrathen, daß er zu »den Lehrern des menschlichen Geschlechts ge»höre; er verlangte, daß er vor allem ver»meiden solle, sich auf irgend eine Art zu »kompromittiren; daß er sich beständig be»dächtig anstellen, und sogar auf der Straße »langsamer gehen solle als die Laien. Ich »war freylich anderer Meinung. Ich bildete »mir ein, es wäre sehr nützlich, wenn ein »Geistlicher sich im Umgange nicht auf Per»sonen seines Standes einschränke, sondern

»auch öfters mit Weltleuten umginge; ich »glaubte, er würde dadurch ein gewisses stei»fes Wesen ablegen, das man von der Uni»versität und aus dem Kandidatenstande mit»bringt; er würde, wenn er die mannichfal»tigen Einsichten und Verdienste von Perso»nen anderer Stände oft vor Augen hätte, »sich den Lehrerton abgewöhnen, der bey ver»ständigen Leuten den Prediger nie ehrwür»diger macht, oft aber wohl zur Zurückhal»tung und zum Kaltsinne Anlaß giebt; er »würde, wenn er sich der Sitten, der Be»schäftigungen, der Vergnügungen anderer »Menschen nicht schämte, weit eher ihr Zu»trauen erhalten, würde sie genauer kennen »und folglich auch ihren Gemüthszustand bes»ser beurtheilen lernen, als wenn er bloß mit »Leuten umginge, die mit ihm aus eben dem »steifen Kompendium der theologischen Moral »räsonniren, worin nicht selten Dinge als »ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, »die oft ein einziger Blick in die Natur des »Menschen und in den Lauf der Welt wider»legt.«

»Dies waren die Vortheile, die ich mir »von der Freundschaft mit dem jungen Offi-

»riere versprach, und von den ausgesuchten »Gesellschaften in die er mich zuweilen führte. »Indessen brachte dieser mein sogenannter »weltlicher Umgang mir bey dem Super»intendenten großen Nachtheil. So wie ich »den Zirkel überschritt, den er mir angewie»sen hatte, ward er gegen mich kälter und »feyerlicher, und so wenig er sich gegen mich »deutlich erklärte, konnte ich doch merken, »daß seine Zuneigung abgenommen hatte.«

»Mein Unstern trieb mich endlich, ein »Buch zu schreiben, worin ich mich über ge»wisse dogmatische und moralische Materien »freymüthig erklärte, worüber ich lange und »reiflich nachgedacht hatte. Dies machte im »Städtchen Aufsehen. Weder der Superin»tendent noch meine übrigen Kollegen, nebst »ihren Vorfahren seit drey Generationen hat»ten jemal ein Buch geschrieben. Man hielt »mich also für naseweis, daß ich, der jüngste »Diakon, hierin eine Neuerung machte. Selbst »der Superintendent billigte diesen Schritt »nicht; besonders war ihm die dreiste Art »sehr mißfällig, womit ich verjährte Vorur»theile angegriffen hatte. Vergebens erinnerte »ich ihn, daß dieses zum Theile eben die Sätze

»wären, die ich aus seinem eigenen Munde »gehört hatte, und über deren Richtigkeit wir »in unsern Unterredungen übereingekommen »wären.«

»Das war ganz etwas anders,« versetzte er etwas erhitzt: »Dergleichen Sachen kann »man wohl unter vier Augen untersuchen, »aber man muß sie nicht öffentlich sagen. »Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, »hätten Sich hierüber so positiv erklären sollen. »Wir müssen uns dem Urtheile des gemeinen »Haufens nicht bloß stellen; er erschrickt über »ungewohnte Wahrheiten, und wir verlieren »das Zutrauen das wir zu seiner Besserung »anwenden könnten. Wenn ein Prediger Zwei»fel über dogmatische Sätze hat, so ists am »besten daß er sie ganz verschweige; aufs »höchste kann er lateinisch darüber schreiben, »für gelehrte Theologen, die davon so viel »in die Welt können kommen lassen als sie »nöthig finden.«

»Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig »es sey, den großen Haufen über gewisse »Wahrheiten zu belehren; vergebens bemerkte »ich, daß viele Zweifel deshalb nicht unbe»kannt blieben, wenn auch die Gottesgelehr-

»ten davon schwiegen, indem sie den soge»nannten Weltleuten aus andern Büchern, »und durch Unterhaltungen mit denkenden »Köpfen schon längst bekannt und eben dar»um näher beleuchtet und erörtert werden »müßten, damit ihre Wirkung nicht noch »nachtheiliger werden möge. Ich ging noch »weiter; ich wollte ihm zeigen, daß ich aus »nöthiger Klugheit noch verschiedene Gedan»ken verschwiegen hätte, die ich öffentlich be»kannt zu machen noch nicht für rathsam »hielte. Ich entdeckte ihm einige; sie gefielen »ihm nicht; er wollte mich widerlegen; ich »suchte mich zu vertheidigen, und was das »schlimmste war, ich hatte Recht. Er ward »hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an, »that einen Machtspruch, und brach das Ge»spräch ab.«

»Der gute alte Mann sah es zwar ganz »gern, wenn andere in so weit frey dachten, »als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber »denjenigen der nur Einen Schritt weiter ge»hen wollte, verachtete und haßte er noch »mehr, als den der alles beym Alten ließ. »Er hat es mir nachher nie vergeben daß ich »hatte weiter sehen wollen als er. Nun war

»ferner

»ferner auf keine Freundschaft mit ihm zu rech-
»nen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch,
»um sich zugleich selbst desto kräftiger vor
»dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern,
»und machte dadurch meinen Kollegen mehr
»Muth, die schon längst den jungen gelehr-
»ten Diakon mit scheelen Augen angesehen
»hatten. Man vermied mich, man lud mich
»ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammen-
»künften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit
»meinem Freunde dem Officiere.«

»Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Aus-
»kommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt
»die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist.
»Ihr hauptsächlicher Unterhalt beruht auf zu-
»fälligen Einkünften, besonders auf dem Beicht-
»gelde. Zu der Zeit, da die Laien glaubten
»daß sie bloß von dem Priester, durch Beichte
»und Absolution, die Vergebung der Sünden
»erhalten könnten, wendeten sie auf eine so
»nöthige Waare freylich schon ein Erkleckliches.
»Nachdem man ihnen aber in Schriften und
»von den Kanzeln so nachdrücklich eingeprägt
»hat, ohne wahre Besserung des Herzens habe
»die Absolution gar keine Kraft; so merkt die
»große Menge, welche nie Willens gewesen

»ist sich zu bessern, daß sie ihr Geld für eine »leere Ceremonie ausgebe, und verlangt also »die Absolution viel seltner und bezahlt sie »viel kärglicher. Da nun folglich hierauf we»nig mehr zu rechnen war, so konnten wohl»gesinnte gelehrte Prediger, die nur ihre »Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig dar»ben; aber ökonomische Prediger, die ihr Amt »als eine Art von Pachtung betrachteten welche »aufs beste zu benutzen wäre, sahen sich zu »einer ganz andern Art von Industrie genö»thigt. Sie gingen in die Häuser, machten »sich ihren Pfarrkindern nothwendig, erkun»digten sich nach ihrem Hauswesen, erforsch»ten ihre Zwistigkeiten um sie zu schlichten, »und gewannen durch fromme Unterredungen »das Zutrauen der reichen Bürgerweiber. Da »nun die Kirchkinder merkten, daß der Pfar»rer etwas fürs Geld that, so bezahlten sie »ihn auch reichlicher; der gelegentlichen Braten, »Kuchen, Zuckerhüte, Magenmorsellen und »anderer Geschenke nicht zu gedenken. Ohne »dergleichen Priesterkünste wird ein ehrenfester »Bürgerssohn, der im geistlichen Stande nur »ein gemächliches Leben sucht, und sonst als ein »Pächter oder als ein Krämer auch sein gutes

»Auskommen hätte haben können, es schwer»lich der Mühe werth finden ein Prediger zu »seyn. Meine Kollegen übten diese Künste in »ihrem ganzen Umfange aus, und hatten »auch vollkommen Muße dazu, weil sie we»der durch Studiren noch durch Nachdenken »davon abgehalten wurden; Dinge, womit ich »die meiste Zeit zubrachte, die mir von mei»nen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb.«

»Ich würde den drückenden Mangel noch »gern ertragen haben; weil ich mich, von Ju»gend auf, gewöhnt hatte wenig zu bedürfen. »Aber ich hatte mich in ein junges, schönes »und verständiges Frauenzimmer verliebt, die »nicht das geringste Vermögen besaß. Die »größte Glückseligkeit meines Lebens hing von »dieser Verbindung ab, welche bey meinem ge»ringen Einkommen unmöglich schien. Bloß »um dies Hinderniß zu heben wünschte ich eine »Verbesserung meiner Umstände; aber mit dem »Verluste der Freundschaft des Superintenden»ten war alle Hoffnung dazu, in meiner jetzi»gen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht »zu rathen gewußt, wenn mir nicht mein »Freund, der junge Officier, eine einträgliche

»Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume »verschafft hätte.«

»Ich nahm sie ohne Bedenken an. Wäh»rend des Gnadenjahrs heurathete ich meine »Braut, und träumte von weiter nichts als »von Glück und Vergnügen, indeß an dem »Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein »Wetter wider mich zusammen zog. Ein an»derer Prediger hatte sich große Hoffnung zu »meiner Stelle gemacht, und konnte mir nicht »verzeihen daß alle seine Bewerbungen frucht»los gewesen waren. Er breitete gräßliche Ge»rüchte von meiner Heterodoxie aus, und be»rief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie »schwarz auf weiß zu lesen stände. Die Schnei»der und die Schornsteinfeger in meiner Diö»ces lasen eine philosophische Abhandlung, die »nicht für sie geschrieben war, und fanden »Ketzerey über Ketzerey darin.«

»Als ich also mein Amt antreten wollte, »fand ich meine ganze Gemeinde wider mich »eingenommen; die Leute auf der Gasse gaff»ten mich als ein Wunderthier an, und dräng»ten sich vor mein Haus, um den neuange»kommenen Ketzer zu sehen. Zugleich erfuhr »ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume

»ein paar symbolische Bücher mehr als in je»nem andern müßten beschworen werden, und »daß die Prediger in dieser Stadt sich auf »eine besondere Formulam committendi voll »abgeschmackter Schuldistinktionen müßten ver»pflichten lassen, in welche noch, (weil mein »Gegner bey Leuten von Ansehen eben so we»nig müßig gewesen war als bey dem Pöbel) »wider meine besondere Ketzereyen, drey spitz»fündige und verfängliche Klauseln wären ein»verleibt worden, die ich zu unterschreiben hätte, »ehe ich mein Amt anträte.«

»Ich war wie vom Blitze gerührt. Es war »sehr hart, etwas zu beschwören und zu un»terschreiben das ich nicht glaubte; und gleich»wohl, wenn ich es nicht that, brächte ich »mich selbst an den Bettelstab, und stürzte »meine Frau ins äußerste Elend, die seit ei»nigen Monaten schwanger war und die ich »wie meine Seele liebte.«

»Mein Entschluß mußte kurz gefaßt wer»den; denn man hielt auf mich, ob ich mich »weigern würde. Ich war in der ängstlich»sten Verlegenheit, welche ich, aus Zärtlichkeit, »meiner geliebten Gattinn zu verbergen suchte. »Ich ging den folgenden Morgen mit Auf-

»gange, der Sonne zum Thore hinaus, um »meinen Gedanken nachzuhängen, und folgte »der Landstraße, die mich an einen Wald »führte. In demselben hatte ich eine Zeitlang »herum geirret, als mir unvermuthet ein ha»gerer blasser Mensch entgegen lief, dem die »Verzweiflung an der Stirn geschrieben war. »Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ge»sicht, und forderte, mit einem schrecklichen »Fluche, mein Geld oder mein Leben. Ich »war erschrocken und wehrlos, gab ihm also »meinen Beutel, der, von einigen Thalern »kleiner Münze schwer, mehr werth schien als »er es war. Der Räuber sah ihn starr an, »und rief: »Nein! das ist zu viel!« Er »band den Beutel auf, wollte etwas heraus»nehmen, aber die Hand zitterte ihm. Er »warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die »Knie, hielt mir den Beutel vor, und schrie »laut:«

»»Ich kann nicht! Ich kann nicht! Nein! »lieber Herr! ich bin kein Straßenräuber! Ich »bin ein unglücklicher Vater. Geben Sie mir »Selbst nur so viel, daß meine Frau und »meine armen Kinder nicht noch heute Hun»gers sterben!««

»Ich rief voll Entsetzen: »Nimm, Freund!
»Ich bin arm, aber nicht so arm als du!«
»Indem hörte ich in der Nähe einen weibli-
»chen Schrey. Eine Frau, mit einem viertel-
»jährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu
»uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten
»ihr. »Mann! was willst du machen!«
»schrie sie, und sank halb todt zu meinen
»Füßen.«

»»Dich und deine Kinder nicht vor meinen
»Augen verschmachten sehen!« rief er mit wil-
»dem Tone.«

»Ich suchte diese Leute zu besänftigen. Ich
»setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie
»hieher kämen, und was dies alles bedeuten
»solle?«

»»Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem
»er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin
»ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem
»Flecken in Böhmen, und hatte sonst mein
»gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war
»ein harter Mann; er wollte uns nicht Gott
»nach unserm Glauben dienen lassen; wir soll-
»ten in die Messe gehen, und wir hielten dies
»wider unser Gewissen. Ich will mich aufma-
»chen, sagte ich, und in ein protestantisches

»Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe.
»Ich flüchtete; ich kam bis in eine Stadt ei-
»nige Meilen von hier, ich ward wohl auf-
»genommen, und konnte frey in die Kirche
»gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche
»zu gehen, man muß auch Frau und Kinder
»ernähren. Ich fing also an mit Mühe einen
»Stuhl zurecht zu bringen, und webte Kotto-
»nade. Dieses Zeug war dort bisher noch
»unbekannt gewesen; es fand viele Käufer,
»sobald es bekannt wurde. Plötzlich ward ich
»auf das Rathhaus gerufen, und bekam Be-
»fehl, meine Arbeit einzustellen. Ich fragte er-
»staunt: Weswegen? — Weil Ihr ein Pfuscher
»seyd, rief der Altmeister der Raschmacher,
»welches die stärkste Zunft in der Stadt ist,
»weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt,
»und weil Ihr kein Meisterstück gemacht
»habt. — In Böhmen, erwiederte ich, giebt
»man keine Lehrbriefe, sondern es kann we-
»ben wer will, und was er will; und was
»das Meisterstück anbetrifft, so seht meine
»Waare an, ob sie nicht so gut ist als irgend
»Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug
»sollt Ihr gar nicht machen; es ist verboten,
»sagte ein Rathsherr sehr ernsthaft. — Wes-

»wegen? sagte ich noch mehr erstaunt. —
»Weil es nicht der Vorschrift gemäß ist; weil
»es der Grundverfassung der Stadt zuwider
»seyn würde. Schon vor langen Jahren ha-
»ben die Gewerke Streit miteinander gehabt,
»und da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden,
»was für Zeuge, und wer sie machen soll;
»die Leinweber Leinwand, die Tuchmacher
»Tuch, und die Raschmacher Rasch. — Aber,
»lieber Gott! rief ich, was kann ich dafür,
»daß derjenige der das Gesetz machte, alle
»möglichen Zeuge in Leinwand, Tuch und
»Rasch abtheilte, und nicht daran dachte, es
»könne auch Zeug in der Welt geben das aus
»Leinen und Baumwolle gewebt wird. — Kurz
»um, hieß es, Euer Gesuch ist wider alle
»gute Polizey, laßt ab das neue Zeug zu
»machen das wir nicht dulden wollen, oder
»man wird Euch Ernst weisen.««

»»Ich mußte aber fortarbeiten, wenn ich
»leben wollte; und so kamen des andern Ta-
»ges die Altmeister, schlugen meinen Stuhl
»auseinander, und brachten ihn mit allem
»meinem Werkzeuge aufs Rathhaus. — Ich
»schrie über Gewalt. — Hat man Euch nicht
»genug gewarnt? sagte der Rathsherr frostig. —

»Aber, lieber Gott! ich muß ja Hungers ſter»ben, wenn ich nicht arbeiten ſoll. — Wer »ſagt denn, ſprach der Rathsherr mit weiſer »Miene, daß Ihr nicht arbeiten ſollt? Ihr »ſollt nur nicht ſolches Zeug machen, das wir »hier bey uns nicht leiden wollen; es ſind ja »ſonſt Handwerke genug. — Aber, lieber »Herr! ſagte ich, die werden auch zünftig »ſeyn, und werden mich nicht aufnehmen, »und denn habe ich einmal nichts anders ge»lernt als Kottonade weben. — Ich merke »wohl, Ihr ſeyd widerſpenſtig; ſeht zu, ob »man Euch ſonſt wo dulden will, bey uns »werden wir Euretwegen die Geſetze nicht »ändern: — dies war mein Abſchied.««

»»Ich mußte alſo mit meiner Familie fort. »Geſtern Abend kamen wir bey der benach»barten Stadt an, wo man uns nicht ein»laſſen wollte weil wir keinen Paß hatten. »Ich beſaß keinen Heller mehr; wir alle hat»ten den ganzen Tag nichts gegeſſen. Wir »mußten in dieſem Walde unter einem Bau»me bleiben, die Kinder ſchrieen bis nach »Mitternacht um Brot. Ich war außer mir, »daß ich ihnen nichts geben konnte. Nach »ein paar Stunden unruhigen Schlummers,

»erwachte ich vor Sonnenaufgange; ich be»trachtete meine unglückliche Frau und Kin»der, und sah sie voll Entsetzen alle in die»sem Walde verschmachten. Ich erblickte von »fern einen einzelnen wohlgekleideten Men»schen. Die Verzweiflung gab mir einen hö»sen Rath. — Ich stutzte einen Augenblick »beym ersten Schritte; aber der Anblick meiner »schmachtenden Kinder brachte mich aufs neue »in Wuth. — Und wenn er sich wehrt, und »deiner mächtig wird? dacht' ich. — Ey nun, »so mag man mich gefangen nehmen; aber »dann wird man doch meine Frau und Kin»der im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte »wie ein Unsinniger auf Sie zu. Aber Sie »wehrten Sich nicht, Sie gaben mir ruhig, »und mehr als ich für die jetzige Noth »brauchte. Wars nicht abscheulich, den Mann »zu berauben, der mir gutwillig würde gege»ben haben! — — Ich bin in Ihren Händen, »machen Sie mit mir was Sie wollen, aber »retten Sie nur meine unglückliche Frau und »Kinder. —«

»Ich war äußerst gerührt. Ich ließ den »unglücklichen Leuten was im Beutel war, »und eilte fort, um mich ihrem Danke zu »entziehen.«

»Mein Gott! dachte ich, dieſer arme
»Mann leidet auch, weil die Vorfahren ein
»Symbolum für die Weber erdacht, und
»alle Zeuge, die man weben ſoll, auf Tuch,
»Raſch und Leinwand eingeſchränkt haben!
»Und dieſer übelverſtandnen Formalie wegen
»ſollen ſeine vier armen Kinder Hungers ſter-
»ben? Er iſt in Verzweiflung gerathen. Na-
»türlich! Das zahmſte Thier wird wüthend,
»wenn es ſeine Jungen darben ſieht! — Und
»ich, der ich auch Vater bin, ſoll ich mich in
»Gefahr ſetzen die Meinigen darben zu ſehen?
»Oder ſoll ich — Ja ich will unterſchreiben
»was man fordert. Die Erhaltung meiner
»ſelbſt und der Meinigen iſt die erſte Pflicht,
»der alle andern weichen müſſen, die damit
»in Kolliſion kommen. Kann ich den Lauf
»der Welt ändern? Die Könige und die Prie-
»ſter haben den Erdkreis unter ſich getheilt,
»ſo daß nichts mehr übrig iſt. Auf dem Flek-
»ke auf dem ich athme, regiert jemand; wo-
»hin ich mich wenden könnte, wird ein ande-
»rer regieren. So wenig ich für mich unab-
»hängig beſtehen, ohne Regenten ſeyn, oder
»mir Regenten und Regierungsform nach mei-
»nem Gefallen einrichten kann; eben ſo wenig

»kann ich für mich allein, mit meiner beson»dern Religion, leben. Jede Religionspar»tey die Gewalt hatte, zog einen Zayn um »sich; habe ich nicht ihr Schibboleth, so heißt »es noch Menschenliebe, wenn sie mich bloß »ausstößt. Ich kann ihretwegen in die ganze »weite Welt laufen; aber wohin ich trete, bin »ich im Zaune einer andern, die mich wieder »ausstößt. Wohl denn! ich will bleiben »wo ich bin, und dulden was ich nicht än»dern kann.«

»Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, »unterschrieb ohne die Augen aufzuthun, und »trat mein Amt an. Meine Pfarrkinder, die »mich predigen und Beichte sitzen und Kran»ken trösten sahen, so wie meine Vorfahren, »wurden bald mit mir versöhnt, und wun»derten sich selbst, wie sie mich für einen so »garstigen Ketzer hätten halten können. Aber »nicht so meine Gegner! welche, ob sie gleich »vor der Hand still schwiegen, nur auf eine »Gelegenheit lauerten, mir den empfindlich»sten Stoß zu versetzen. Ich gab sie ihnen »selbst an die Hand, durch einige Abhand»lungen ohne meinen Namen, die ich in ein »Wochenblatt einrücken ließ. Mein Super-

»intendent entdeckte bald, daß weder die »Rechtfertigung, noch die Wiedergeburt, noch »die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, »noch die Homoousie, an der Stelle standen »wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde »vor eine meinetwegen niedergesetzte Kom»mission citirt. Man begegnete mir im vor»aus als einem teuflischen Ketzer; man ver»langte Erklärung mit Ja oder Nein, ob ich »den symbolischen Büchern, *quia*, beyfiele, »oder nicht? Ich vertheidigte mich, und »brachte die Kommissarien noch mehr in Har»nisch; denn sie hatten einen bloßen Wider»ruf und Abbitte von mir erwartet. Kurz, »meine Absetzung war vorher schon unwider»ruflich beschlossen, und ich hätte vielleicht »mein Leben, als ein Übelthäter, in einem »Kerker endigen, oder mein Brot erbetteln »müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, »der junge Officier, sich abermal meiner an»genommen, und mir eine Hofmeisterstelle »bey einem jungen Reichsgrafen verschafft »hätte. Ich bin mit meinem Grafen durch »ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, »daß allenthalben, sogar in dem aufgeklär»ten Großbritannien, Aberglauben und Prie-

»stergestalt sich der Erleuchtung des mensch»lichen Geschlechts mit unüberwindlicher Macht »entgegensetzen; daß allenthalben Dumm»köpfe, die eingeführten Lehren und Gebräu»chen folgen, laut sprechen und herrschen; »und daß weise Leute, welche Mißbräuche »einsehen und ihnen abhelfen könnten, nicht »laut sprechen wollen oder dürfen. Nachdem »mein Graf volljährig geworden, bin ich nun »ganz unabhängig; und danke Gott, mich »in einer Lage zu finden, in der ich meine »Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine »Ausdrücke auf Schrauben setzen darf.«

»Ja wohl, sagte Sebaldus; das ist die »große Glückseligkeit, die man in Berlin ge»nießet. Hier ist das wahre Land der Frey»heit, wo jedermann seine Gedanken sagen »darf, wo man niemand verketzert, wo christ»liche Liebe und Erleuchtung in gleichem »Maße herrschen.«

»Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr »gute Meinung, sagte Hr F*** lächelnd. Freylich! wer, so wie Sie und ich, kein Amt »sucht, und nicht von der Meinung des »Publikums abhangen darf, kann in Berlin »denken und sagen was er will; mit demje-

»nigen aber, dem es nicht so ganz gleichgül»tig ist wie man seine Religionsmeinungen »beurtheilt, ist es eine ganz andere Sache. »Die Regierung begünstigt die Freyheit zu »denken, besonders in Religionssachen; wir »haben auch einige sehr würdige Geistliche, »welche nicht Untersuchungen wichtiger Wahr»heiten zu Ketzerey machen; aber das Publi»kum ist nicht völlig so tolerant. Die Ein»wohner von Berlin sind so wenig, als die »Einwohner irgend einer andern Stadt, ge»neigt, Neuerungen in der Lehre zu be»günstigen.«

»Das sollte ich kaum denken; wenigstens »stehen sie auswärts in einem ganz andern »Rufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey »voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten, »und wer weiß von was für isten mehr. »Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Re»ligionssachen erlauben was er wolle. Ich »selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin »bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden »gehört, die man an vielen andern Orten »nicht so frey hätte führen dürfen ohne öf»fentliche Ahndung zu befürchten.«

»Nein! öffentliche Ahndung hier freylich »nicht.

»nicht. Unsere Regierung hat schon seit lan»gen Jahren klüglich eingesehen, daß man »die Meinungen der Menschen von Reli»gionssachen deshalb nicht bessert, wenn man »sie einschränkt und ahndet, sondern daß man »vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eife»rers oder Schwärmers zu einer wichtigen »Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen »Meinungen, weshalb auch gute und schlechte »Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel »Aufsehen machen, als an andern Orten. Da»her kömmt es, daß in dieser Hinsicht, die Men»schen sich hier mehr so zeigen wie sie sind, »und daß es der Heuchler weniger giebt. Sie »können in Berlin vielleicht unter spekulati»ven Gelehrten einige gefunden haben, welche »die Offenbarung für unnöthig halten; und »unter lockern Weltleuten auch wohl viele »die alle Religion verachten. Aber Leute »von solchen Grundsätzen werden Sie unter »Gelehrten und unter Weltleuten allenthal»ben, obgleich nur verborgen, finden. Allein »auch in Berlin machen sie gewiß verhältniß»mäßig eine geringe Anzahl aus; wenigstens, »wer solche Meinungen an sich merken läßt, »wird deswegen weder hochgeschätzt noch ge»

»liebt. Der Berliniſche Pöbel iſt noch eben »ſo beſchaffen, als der welcher im Jahre 1747, »nachdem er Süßmilchs erbauliche Predigt »wider die Freygeiſter gehört hatte, dem be»kannten Edelmann die Fenſter einwarf. »Und den Pöbel angerechnet, ſind auch un»ſere gute Berliniſche Bürger überhaupt zu »nichts weniger als zu ſo freyen Meinungen »geneigt. Ich wollte wohl Bürge für ſie »ſeyn, daß ſie auch nicht die geringſte »Heterodoxie verſchlucken würden, ſie müßten »ſie denn etwa, mit gutem Herzen, für Or»thodoxie halten.«

»Das dächte ich doch nicht. Sie müſſen »neuen Meinungen nicht ganz abgeneigt ſeyn; »wenigſtens haben die Verſuche, durch Ge»brauch der Vernunft die Vorurtheile in der »Religion wegzuräumen, bisher noch in Ber»lin den größten Beyfall erhalten.«

»Ja! vergleichungsweiſe; weil ſie an vie»len andern Orten ganz und gar nicht gedul»det werden. Aber wenige Schriftſteller und »ihre wenigen Freunde verlieren ſich unter »den vielen tauſend Einwohnern. Wenn »dieſe je von der Dogmatik abgehen, oder ir»gend worin über die Schnur hauen ſollten,

»so möchte es gewiß minder von der Seite »der Vernunft, als von der Seite der er»hitzten Einbildungskraft *) geschehen. Seit »dem Anfange dieses Jahrhunderts hatten »wir Inspirite, welche weißagten und »Wunder thaten, und haben noch einige »dergleichen. Keine große Stadt in Deutsch»land hat so viel Schwärmer gehabt als »Berlin; und jetzt, wenn ich doch den allge»meinen Charakter der Bürger von Berlin »mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde »ich eher sagen, sie wären pietistisch als »heterodox.«

»Pietistisch?« rief Sebaldus voll Erstaunen: »Die Bürger von Berlin pie»tistisch!«

»Ja! ja!« versetzte Hr F***: »Pieti»

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums das Predigen in Versen verboten ward.

»stisch, oder orthodox von der pietis»stischen Seite; denn Sie wissen, es sind »noch nicht funfzig Jahre, daß große Strei»tigkeiten zwischen der orthodoxen Or»thodoxie und zwischen der pietistischen »Orthodoxie geführet wurden, und zu der »letztern hat sich ein großer Theil der Ein»wohner von Berlin schon damals und in »der Folge geneigt. Woher wäre sonst der »große Beyfall entstanden, den nebst Leuten »wie Spener und Schade, auch Fuhr»mann, Schulz, Woltersdorf und an»dere nach einander gehabt haben?«

»Sie reden von vergangenen Zeiten; seit»dem aber hat sich wohl in Berlin vieles »gar sehr abgeändert. —«

»In gedruckten Schriften ist die Verän»derung geschwinder und allgemeiner gewe»sen, als in den Gemüthern der Einwohner. »Diese sind, in Absicht auf Religionsgesin»nungen, noch beynahe eben das was sie vor »vierzig Jahren waren. Ich habe sogar be»merkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnun»gen nach den Gegenden der Stadt, wo sie »wohnen, modificiren. In der alten guten »Stadt Berlin findet man noch alte Ge-

»wohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die »Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. »Nikolai, am Molkenmarkte, und in der »Stralauer Straße bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf reine »Orthodoxie. Ich versichere Sie, daß daselbst noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde »und Wiedergebirt disputiren: desgleichen »haben die Gärtner und Viehmäster in den »Berlinischen Vorstädten noch alle löbliche Anlage auf einen Ketzer mit Fäusten »loszuschlagen. In Köln, in der Gegend »des Schlosses, möchten noch am ersten »die Freygeister anzutreffen seyn. In dieser »Gegend schrieb der Propst Reinbeck, im »Haudenschen Buchladen auf der Schloßfreyheit, seine Betrachtungen über die »Augspurgische Konfession, welche zuerst in den Damm, welchen Eifer und verjährtes Vorurtheil gegen die menschliche »Vernunft für die Orthodoxie aufgeworfen »hatten, ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erweitert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt auch wohl etwas »bey, daß die Leute hier freyer denken. Man »komme aber nur in die bürgerlichern Gegen-

»den der Fischerstraße und Lappstraße,
»und man wird die Neigung für die Ortho-
»doxie viel stärker finden; ja ich vermuthe,
»daß sie bey den Gerbern, Pergamentma-
»chern und Seifensiedern in Neukölln bis
»zum Eifer steigt. In den dumpfigen Gassen
»des Werders wohnen die Separatisten,
»welche Gott einsam dienen; in den höher
»gelegenen, die stillen Gichtelianer *) die
»ruhige Beschaulichkeit lieben, und unerkannt
»wohlthun. Schon um die Gegend der
»Hospitalkirche zu St. Gertraud zeigen
»sich die Herrnhuter; und weiterhin, in
»den folgenden breiten und hellen Straßen
»der Friedrichsstadt, fangen auch die Re-
»ligionsgesinnungen der Einwohner immer
»mehr an, luftiger und geistiger zu werden.
»Pietisten, die in Gefühlen und innigen Em-
»pfindungen ihre Religion suchen, und

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen (zuweilen von einigen tausend Thalern), die sie giebt, und zwar mehrentheils so unbekannter weise daß man die Geber nur muthmaßen kann.

»Schwärmer von allen Gattungen, finden »sich hier; so, daß der innere Trieb der »Raschmacher und Wollkämmer oft in Er»bauungsstunden und Weißagungen ausbricht. »Die Dorotheenstadt wird zum Theile »von Reformirten und Franzosen bewohnt. »Jedoch in allen Gegenden der Stadt ist eine »andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft »in Gesellschaften angetroffen habe, denen »man es anmerkt daß sie niemals weder Or»thodoxie noch Heterodoxie untersucht haben, »bey denen es hingegen fest steht, daß Alles »darin bleiben soll wie es war. Es giebt un»ter ihnen sogar dekkirte Weltleute, »welche scherzen, Karten spielen, mit Frauen»zimmern tändeln, und doch die Nase rüm»pfen können wenn sich die geringste Ketzerey »spüren läßt.«

»Dies sollte mir herzlich leid thun, sagte »Gebaldus; denn wenn solcher Leute in Ber»lin viele sind, so kömmt mir Ihre Nachricht »nur allzu glaubwürdig vor, daß hier die »Erleuchtung und die Freyheit zu denken »noch nicht so groß ist, als ich mir vorge»stellt habe. Ich fand immer, daß diejenigen »die aus Trägheit und Nachläßigkeit die

»Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbst-
»denker am meisten hassen, weil sie sich sonst
»ihrer Trägheit und Nachläßigkeit schämen
»müßten. Immer ist mir aber selbst derje-
»nige viel ehrwürdiger gewesen, der durch
»Liebe zur Untersuchung der Wahrheit auf
»Irrthümer verfällt, als derjenige der sie gar
»nicht untersuchen mag.«

»In diesen Gesinnungen,« antwortete Hr F***, »werden viele Einwohner Berlins nicht
»mit Ihnen übereinstimmen, und vielleicht
»nicht einmal alle Berlinische Geistliche.«

Siebenter Abschnitt.

Während solcher Unterredungen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand geschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Gespräche saß.

»Es müssen doch noch einige andere Ur-
»sachen seyn,« sagte der Kandidat, »warum die
»Freydenkerey so sehr in Berlin überhand ge-
»nommen hat. Üppigkeit und Wollust gehen

»in andern großen Städten auch im Schwan»ge, aber man sieht da nicht so viel öffens»liche Freydenker.«

»Freylich,« versetzte der Prediger, »un»sere schöne heterodoxe Herren, welche die »Religion so menschlich machen wollen, und »dabey die Würde unseres Standes ganz »aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld »daran. Sie wollen den Freydenkern nach»geben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es »sich für uns schickte, mit Leuten solches Ge»lichters Wortwechsel zu führen! Man muß »ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, »man muß ihnen das Maul stopfen, man »muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu er»halten wissen, die sie uns schuldig sind.«

»Das ist wahr. Nur ist es zu beklagen, »daß diese Leute für alle ehrwürdige Sachen, »und besonders für den Predigerstand, nicht »die gehörige Ehrfurcht hegen.«

»Daran sind wieder die neumodischen »Theologen schuld! Sie benehmen sich selbst »die Mittel, womit man die Laien im Zaume »halten sollte. Sie schwatzen viel vom »Nutzen des Predigtamts, und vergeß»sen darüber das Wesen des Predigt-

»amts. Sie selbst geben sich als die nütz»lichen Leute an« (hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute) »die der Staat verordnet »hat, Weisheit und Tugend zu lehren. »Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend »dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder »Romanschreiber zu lehren! Damit werden »wir eine feine Ehrfurcht von Laien fordern »können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, »darauf bestehen, daß unser Beruf ein gött»licher Beruf ist, daß die Ordination die wir »empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie »ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der »Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern »seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das »Amt der Schlüssel überträgt; so wird »unser Orden bald wieder zu seiner vorigen »Würde gelangen, und dann wird auch, na»türlicher Weise, die Religion mehr geschätzt »werden. Unsre feinen Lehrer der Rechtschaf»fenheit hingegen haben eine so große Be»gierde nützlich zu seyn, daß sie darüber »sich und ihren Orden und damit die Reli»gion selbst vergessen.«

»Es ist wahr,« sagte der Kandidat, in-

dem er den Kopf schüttelte, »es scheint mir »auch fast, daß die Protestanten, aus un»überlegter Furcht vor einer päpstischen Hie»rarchie den geistlichen Stand andern Stän»den allzu gleich machen.«

»O! ein wenig Papstthum wäre uns sehr »nöthig, oder wir werden nie wieder Glau»benseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlan»gen. Ich kann es Luthern und Me»lanchthon nicht vergeben, daß sie die »Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die »Vorzüge des geistlichen Standes so wenig »geachtet haben. Daraus ist dann endlich »der ganze Verfall des Christenthums ent»standen. Wer giebt wohl darauf Achtung, »was ein elender Prediger sagt? Hingegen, »wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die »Freygeister schweigen. Man sieht es ja: an »den protestantischen Orten, wo den Geist»lichen ein Schatten von Autorität übrig ist, »wird auch die Religion geachtet. Ich wollte »unsern Freydenkern rathen, einem Senior »in Hamburg, oder einem Präpositus in »Meklenburg, oder einem Superintendenten »in Sachsen, oder einer theologischen Fakul»tät in Greifswald oder in Gießen in die

»Hände zu fällen; da würde ihnen ein kurzer
»Prozeß gemacht werden. Aber mit uns ar-
»men Berliniſchen Predigern können ſie bald
»fertig werden: wir haben keine Würde mehr,
»wir verdienen keine Ehrfurcht mehr, wir
»haben ſie uns ſelbſt vergeben, da wir ver-
»nünfteln und beweiſen wollen; anſtatt daß
»wir ſolchen Leuten imponiren, daß wir
»ihnen den Daumen aufs Auge drücken
»ſollten.«

»Ach!« rief der Kandidat mit einem Seuf-
zer aus, »ſeitdem ich mich dem geiſtlichen
»Stande gewidmet habe, habe ich ſchon oft
»beklagt daß dies nicht mehr ſo recht angehen
»will. Nun muß man ſchon aus der Noth
»eine Tugend machen, muß die Zweifel der
»Gegner kennen lernen, muß ſich auf Wider-
»legungen und Beweiſe gefaßt machen. —«

»Damit,« fiel ihm der Prediger ins Wort,
»werden Sie nicht weit kommen. Die Laien
»müſſen glauben, was ihnen an Gottes ſtatt
»geſagt wird, und ihre Zweifel unterdrücken.
»Darauf muß man dringen! Die Dogmatik
»iſt ein ſtatutariſches Recht, dem gehorſamet
»werden muß, wenn man es auch gar nicht
»bis aufs Recht der Natur zurückführen

»kann. Zuletzt würde bey dem Vernünfteln »doch nichts herauskommen! Ich wiederhole »nochmals, dem Laien muß und soll man »nicht erklären und beweisen, sondern »er muß glauben. Es kommt hier gar »nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bi»bel, auf eine übernatürliche Offenba»rung an. Hier muß man nur nicht schmei»cheln, sondern die menschliche Vernunft in »ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keineswe»ges, wie unsere treffliche Tugendprediger »thun, ein Recht in Glaubenssachen zuge»stehen.«

Hr F*** hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber ward dabey unruhig und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: »Und unsere neumodi»sche Theologen, unsere Erleuchter der Welt, »die so viel untersuchen, vernünfteln, philo»phiren, wie wenig haben sie ausgerichtet! »Wie müssen sie sich krümmen und winden! »Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik »weg, und lassen doch die Folgen dieser

»Sätze stehen; sie brauchen Wörter in man»cherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre »eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste in»konsequent. —«

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: »Und wenn sie denn nun inkonsequent wä»ren? Wer den Muth hat wenigstens ein»zelne Vorurtheile zu bestreiten, aber viele »andere damit verbundene nicht bestreiten mag »oder darf, kann wohl zuweilen seiner Ehr»lichkeit und Einsicht unbeschadet, inkonse»quent seyn oder scheinen. Die Verbesserer »der Religion mögen immerhin ein zerrissenes »Buch seyn, das weder Titel noch Register »hat, und in welchem hin und wieder Blät»ter fehlen; aber auf den vorhandenen Blät»tern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche »Sachen. Ich will diese Blätter ohne Zu»sammenhang lieber haben, als Meenens »Beweis der Ewigkeit der Höllen»strafen, und wenn dies Buch noch so kom»plet wäre!«

Der Prediger, mit stierem Blicke und verlängertem Angesichte, schaute dem Sebaldus gerade ins Gesicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte sich gegen ihn neigend mit dem Tone steifer Würde:

»Sie sind also, wie ich merke, ein Gön»ner der neuern heterodoxen Theologen. Sie »werden vermuthlich Alles was dahin gehört »wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer »Art handeln ja niemals unüberlegt. Sagen »Sie mir also doch, was für ein Christen»thum wir bekommen möchten, wenn diese »Herren so fortfahren wie sie angefangen »haben?«

»Ey nun!« versetzte Sebaldus, »es könnte »wohl ein sehr christliches Christenthum wer»den. —«

»Christlich? Ein heidnisches Chri»stenthum wird es werden. Hören Sie »wohl? Heidnisch ist der wahre Namen!«

»Mag es doch heißen, wie es will; das »menschliche Geschlecht wird durch eine Be»nennung weder glücklich noch unglücklich.«

»So? wenn Sie denn also meinen, so »mögen die Herren immer auf den Natura»lismus fort arbeiten; Indifferentisten sind »sie ohnehin schon. Auf die Art könnten sie »ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber,« setzte er mit weiser Miene hinzu, »sind sie »seichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich »selbst scheuen, und so wie in ihrer Philoso-

»phie, auch in ihrer Theologie, auf dem »halben Wege stehen bleiben.«

»Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, »so besteht, meines Erachtens, schon kein ge»ringes Verdienst darin bis auf den halben »Weg zu kommen. Dieser Weg ist so steil »und ungebahnt, daß der Eine früh und der »Andere spät ermüden kann. Ein jeder gehe, »so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch »derjenige der nur einen einzigen Schritt fort»geht, auch derjenige der nur eine ganz kleine »Strecke durch seinen Fleiß zu bahnen sucht, »ist mir ehrwürdig. Aber der nicht, welcher »aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, »welcher aus Trägheit, um nicht einen Schritt »weiter zu gehen, die Falschheit die vor den »Füßen liegt, für Wahrheit ausgiebt.«

»Also,« rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, »wollen Sie erst neue »Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen »zu spät, lieber Herr! der Weg ist schon »ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und »dabey haben uns unsere Vorfahren einen »ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der »heißt die symbolischen Bücher. Die »haben Sie freylich vermuthlicher Weise nicht

»ge-

»gelesen, denn die Herren Selbstdenker pfle»gen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie »mich zuweilen besuchen wollen, so können »Sie Sich näher belehren. Ich will Ihnen »unsere ältere Theologen zu lesen geben; »denn die werden Ihnen wohl gänzlich un»bekannt seyn. Sie werden darin, zu Ihrer »Verwunderung, alle Streitfragen längst er»örtert, alle Zweifel längst bestimmt, und »alle die neuen Meinungen, worauf sich die »neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, »längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, »mein lieber Herr! — Ich wohne in der ..... »Straße.«

Hiermit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder ging seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebaldus: »Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß »man auf diese Art in Berlin von den »symbolischen Büchern reden würde. Ein un»trüglicher Wegweiser! Ich dächte, kein

»vernünftiger Menſch würde blindlings einem »Wegweiſer folgen, den man vor mehr als »zweyhundert Jahren geſetzt hat. Er würde »bedenken, durch wie viele Vorfälle entweder »der Wegweiſer ſeit zweyhundert Jahren kön»ne verrückt, oder der Weg könne geändert »worden ſeyn. Wenn man die offenbare »Trüglichkeit überlegt; ſo muß man ſich ſehr »wundern, daß die Menſchen ſo großes Ver»langen bezeigen, ſich nach Lehrformeln, Sy»nodalſchlüſſen und ſymboliſchen Büchern zu »richten.«

»Die Menſchen ein Verlangen?« rief Herr F*** aus. — »Dies glaube ich eben ſo wenig, »als daß die Menſchen ein Verlangen haben »ſich an der Naſe herumführen zu laſſen. »Aber diejenigen welche die Menſchen unver»merkt beherrſchen wollen, drehen ihnen gern »wächſerne Naſen an, weil dadurch ihr End»zweck am beſten erreicht wird. Glauben Sie »denn, daß der Mann der jetzt ſo viel von »ſymboliſchen Büchern redete, ihnen eben ſo »ſtrenge anhängt, als er verlangt daß ihnen »andere anhangen ſollen?«

»Dies muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, »weil ich den Mann nicht genug kenne.«

»Ich lasse es auch dahin gestellt seyn: Ich »kenne aber nicht wenig Geistliche von hohem »Sinne, die vielleicht auch Heterodoxen wür»den, wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche »Ämter zu erlangen stünden. Wenn sie aber »sehen daß andere schon durch Heterodoxieen »großen Ruhm erworben haben, wenn sie da»gegen bey sich nicht Geschicklichkeit und Muth »genug spüren, noch wichtigere Neuerungen »zu wagen, so ekelt ihnen davor, Heterodo»xen vom zweyten oder dritten Range zu seyn. »Sie ergreifen daher die viel bequemere und »sichrere Parthey, stellen sich an die Spitze der »Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Provinz, »und brauchen die Lebhaftigkeit des Geistes, »wodurch sie Ketzereyen hätten anstiften kön»nen, um sich Ketzereyen zu widersetzen. Sich »auf die ältern Theologen und auf die sym»bolischen Bücher, als auf unwidersprechliche »Grundgesetze, zu berufen, ist schon eine so ab»genutzte politische Maxime dieser Leute, daß »die Klügern unter ihnen bereits auf ganz an»dere Mittel denken, um den Ruhm der durch »neue Heterodoxieen nicht zu erhalten stand, »durch eine neue Orthodoxie von ihrer eig»nen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn

»dieſe Herren ſie für noch ſo alt-orthodox »ausgeben, ſo iſt doch gemeiniglich die Art »wie ſie orthodox ſeyn wollen, ſehr neu.«

»Dies kann wohl nicht anders ſeyn,« erwiederte Sebaldus: »denn je mehr ich den Gang »bedenke, welchen der menſchliche Verſtand »in ſeiner Entwicklung von jeher genommen »hat, deſto unmöglicher ſcheint es mir, daß »Alles ſo bleiben ſollte wie es vor zweyhun»dert Jahren geweſen iſt, und für deſto unge»reimter muß es halten, daß man durch Vor»ſchriften von irgend einer Art die Verände»rungen der Meinungen und ihren Fortgang »hindern will. Die ſymboliſchen Bücher waren »ſehr gut für die Beſchaffenheit der Zeit und »der Umſtände, da ſie gemacht wurden. Re»gierungsart, Wiſſenſchaften und Sitten ha»ben ſich ſeitdem merklich geändert. Wenn »nun die ſymboliſchen Bücher unveränderliche »Geſetze ſeyn ſollten, ſo würden wir endlich »eine Theologie bekommen, die ſich für die »Zeit worin wir leben, auf keine Weiſe »ſchickte.«

»Sie haben ganz recht. Wenn unſere Theo»logen die ſymboliſchen Bücher des ſechszehn»ten Jahrhunderts zur beſtändigen Norm des

»Glaubens annehmen; so handeln sie gerade,
»als wenn unsere Schneider die steifen Kra-
»gen, kurzen Mäntel, und weiten mit Pelz
»bebrämten Röcke eben dieses Jahrhunderts
»zur beständigen Norm der Kleidertracht fest-
»setzen wollten. Die Erfahrung lehret uns,
»daß die Meinungen sich nicht minder ver-
»ändern als die Kleidertrachten. Es geht da-
»her auch den symbolischen Büchern eben so,
»wie der Kleidung der Geistlichen. Als jene ge-
»schrieben wurden, enthielten sie bloß die all-
»gemein angenommenen Meinungen der da-
»maligen Glieder der lutherischen Kirche; so
»wie die damalige Kleidung der Geistlichen,
»dem Schnitte nach, die Kleidung aller ge-
»lehrten Leute, und der schwarzen Farbe
»nach, die Farbe war, worin jeder angesehene
»Mann feierlich erschien. Da aber die Klei-
»dermoden sich änderten, blieben die Geistli-
»chen immer vierzig oder funfzig Jahre darin
»zurück, so wie noch oft in der Litteratur und
»Philosophie. Endlich änderte sich die Welt
»so sehr, daß der Schnitt des Glaubens und
»der Kleidung; der zu Luthers Zeiten allen
»guten Leuten gemein war, das Symbo-
»lum eines besondern Standes blieb. Und

»druckte Handschrift, betitelt: Historische »Versuche über Berlin, die mir ein »Freund mitgetheilt hat. Ich will Ihnen »daraus etwas weniges von der Geschich»te der Hüte und Mäntel der Berli»nischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht »merken Sie daraus, daß die Eingeweihten »aller Orden Zeichen haben, die den Augen »der Profanen entgehen.«

Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr F*** las, wie folget:

»»Philipp Jakob Spener, ein gut»müthiger redlicher Mann, bescheiden und »friedliebend in einem Zeitalter voll theologi»schen Stolzes und theologischer Zänkerey, »der gern alle dogmatische Spitzfindigkeiten »vermieden hätte, der sie zwar nach dem Ge»nius seines Zeitalters nicht vermeiden konnte, »aber vorzüglich auf die Rechtschaffenheit und »die Lauterkeit des Herzens drang, befliß sich »nicht in seiner Kleidung etwas Sonderliches »zu haben. Sein ehrwürdiges Haupt*), von »welchem sein silberweißes Haar in natürli»chen Locken hinabfiel, wärmte ein kleines

*) Fig. 1.

»Kalottchen; und sein weitgefalteter Mantel »(die damals gewöhnliche Tracht der Gelehr»ten, welche noch bis in das erste Viertheil »dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin »trugen) hing, als eine brauchbare Bede»ckung, ungekünstelt über Schultern und Ar»me herab. Bald nach seiner Zeit gelüstete »einen Theil der berlinischen Geistlichkeit nach »dem modischen Putze der spanischen Perru»cken *), welche sie auf den Häuptern der »Edelknaben und der Geheimensäthe an dem »prunkvollen Hofe unsers guten Königs »Friedrich I gesehen hatten. Obgleich »beym Regierungsantritte König Friedrich »Wilhelms meist alle Leute die großen »Perrucken ablegten; so mochten doch selbst »die pietistischen Prediger diese so oft abge»kanzelte, und nebst den Fontangen der Frauen»zimmer vom Einhlasen des leidigen Teufels »hergeleitete, Kopfzierde ferner nicht verschmä»hen. Vermuthlich der Gravität wegen; denn »nunmehr begannen sie, gleich den Leuten ihre »ihre Denkzettel breit und die Säu»me an ihren Kleidern groß mach-

*) Fig. 2.

»ten *); in ihrer Kleidung sich geflissentlich »von andern Menschen zu unterscheiden **). »Sie setzten an ihre Kragen einen breiten »Saum. Ein großer nur zweymal aufgestutz»ter Schiffhut beschattete vorn und hinten ihr »Haupt; und in den Mantel wickelten sie »den Unterleib dermaßen ein, daß die Füße »gar wenig Raum übrig behielten; daher auch »derjenige unter ihnen, der von Natur nicht »bedächtig war, einen bedächtigen Gang an»nehmen mußte. Da um diese Zeit unsere »ganze lutherische Geistlichkeit sich von der »hamburgischen Orthodoxie der polternden »Mayer und Neumeister zum sanftern »Pietismus neigte; so ward dieser eben be»schriebene Anzug sehr bald das Merkzeichen »eines jeden lutherischen Pfarrers. Denn die »Reformirten, dem Hofe näher, wollten »sich nicht so sehr wie jene von der gewöhn»lichen Kleidung abwenden. Sie behielten »den dreymal aufgestutzten Hut bey; und den »Mantel ***), dessen viele pedantische Falten sie »unvermerklich verminderten, schlugen sie von »den Schultern zurück und hoben ihn im Ge-

*) Matth. XXIII, 5. **) Fig. 2. ***) Fig. 3.

»hen mit der linken Hand zierlich auf, so daß »sie mit mehrerm Anstande fortschreiten konn»ten. Nach einiger Zeit fingen sie an, den »Mantel *), den sie mit der linken Hand »empor gehalten hatten, zu mehrerer Be»quemlichkeit ganz auf den linken Arm zu »legen. Unter den Lutheranern, welche schon »längst den schmalern Mantel, und die freyern »Füße der Reformirten mit heimlichem »Neide mochten angesehen haben, wagte es »zuerst ein Mann, in großen Dingen klein »und in kleinen Dingen groß, den Mantel**) »um den Leib zu schlagen, und mit freyen »Füßen einher zu treten, worin er bald viele »Nachahmer bekam. Es wäre zu weitläuftig »zu erzählen, welche Widersprüche jede von »diesen Veränderungen leiden mußte, wie oft »man aus der veränderten Art den Mantel »zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre »geschlossen hat, und wie oft eine Neuerung »in der Lehre unbemerkt durchgegangen ist, »weil der Neuerling den Mantel noch nach »der alten Art trug. Genug, die alte sym»bolische Reinigkeit des Manteltragens

*) Fig. 4. **) Fig. 5.

»bekam einen noch größern Fleck, da einige »Kryptokalviniſten ſich unterſtanden, »den Mantel, nach Art der Reformirten, »auf den Arm zu legen, ob ſie ihn ſchon, um »ſich Jenen nicht ganz gleich zu ſtellen, auf »dem rechten Arme trugen *). In Kurzem »ward dieſer kleine Unterſchied der Konfeſſio»nen auch nicht mehr beobachtet. Die Män»tel wurden, ohne irgend eine Regel, rechts »oder links getragen, wie es jedem einfiel. »Und nun konnte man einen Lutheriſchen »Prediger von einem Reformirten deſto»weniger auf der Straße unterſcheiden, da »eben zu der Zeit einige unſrer Geiſtlichen »ſich unterfingen, den ehrbaren Schiffhut, »das bisherige Schiboleth eines Berlini»ſchen Lutheriſchen Geiſtlichen, mit »dem dreyeckigen Hute zu vertauſchen, den »nebſt allen Einwohnern Berlins, auch die »Reformirten Geiſtlichen trugen. So vie»lem Widerſpruche auch dies Unternehmen »anfangs ausgeſetzt war **), ſo ging es doch

*) Fig. 6.

**) Unter andern fanden in einer gewiſſen Kirche, in welcher wechſelsweiſe Lutheriſch und Refor

»ohne weitere Ahndung durch. Denn nun»mehr war die Zeit gekommen, da die Unord»nung und Lauigkeit in der Lehre, die sich »schon lange in die Herzen eingeschlichen »hatte, auch an den Kleidern sichtbar werden »sollte. Vor Zeiten hatten sich die Lutheri»schen und Reformirten, so viel wie »möglich, von einander abgesondert; auch »wohl — eine Folge des Eifers für eines je»den Symbolum — weidlich mit einander »gehadert; nicht weniger — eine Folge des »Haders — einander herzlich gehasset: »nunmehr aber, da sich ihre Geistlichen auch »nicht einmal mehr der Kleidung nach von

---

mirt gepredigt ward, beide Gemeinden Ursache sich über diese Neuerung zu beklagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der Prediger, ehe er in die Sakristey trat, außen neben der Thür derselben, seinen Hut anhängte, woraus die Zuhörer gleich abnehmen konnten zu welcher Confession die Reihe wäre. Nachdem aber der Hut seine symbolische Kraft verloren hatte, so konnten die irregemachten Kirchkinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen unterscheiden, ob die Predigt, die sie hörten, Lutherisch oder Reformirt sey?

»einander unterschieden, war fast gar nicht
»mehr die Frage, ob jemand Lutherisch
»oder Reformirt sey? Diese Indifferenti-
»sterey hatte aber auch andere schädliche Fol-
»gen. Denn die geistliche Kleidung ver-
»lor einen großen Theil ihrer symboli-
»schen Deutung, und zugleich einen gro-
»ßen Theil ihrer Gravität. In der allge-
»meinen Sorglosigkeit gegen alle bestimmte
»äußerliche Zeichen, wurden die Mäntel im-
»mer schmäler, leichter und kürzer *), und
»hingen als eine zwecklose Verzierung den
»Rücken herunter; die Perrucken, die sonst in
»feierlicher Zierde über den Nacken herab
»wallten, oder in sanften Seitenlocken auf
»den Schultern ruhten, gewannen täglich ein
»weltlicheres Ansehen, hoben sich in Tau-
»benflügeln und gesteckten Locken in
»die Höhe; und endlich trugen Prediger kein
»Bedenken, ohne Perrucken, ja sogar ohne
»alle Amtskleidung **), in blauen, grauen und
»braunen Röcken auf der Straße und in Ge-
»sellschaften zu erscheinen, und sich keiner
»gleichgültigen Handlung zu entziehen, die

*) Fig. 7. **) Fig. 8.

»ein jeder anderer unbescholtener Bürger auch
»verrichten darf. —«

Und nun fragte Herr F*** lächelnd: »Was
»sagen Sie zu diesen Veränderungen der
»Kleidertracht, die doch offenbar mit gewissen
»Veränderungen in den Glaubensgesinnungen
»Schritt gehalten haben?«

»Ich sage,« antwortete Sebaldus sehr
ernsthaft, »daß sie nur merkwürdig werden,
»wenn sie merkwürdige Folgen haben; und
»die haben sie nur, wenn man sie für etwas
»hält. Macht man ein unwichtiges Ding
»wichtig, sey es nun ein Rockärmel oder ein
»symbolisches Buch, so kann über dessen Ver-
»änderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar
»Aufruhr und bürgerlicher Krieg entstehen.
»Eben deshalb sollte man, meines Erachtens,
»in Dingen, die von der Meinung der Men-
»schen abhangen, nicht allzuviel bestimmen
»und durch Zeichen festsetzen wollen, weil da-
»durch Nebendingen mehr Werth beygelegt
»wird als sie eigenthümlich haben. Das Ver-
»zeichnete ist wesentlich; das Zeichen willkür-
»lich. Hat ein jetziger Geistlicher SpenerS-
»edelmüthige Gesinnungen, so wird er gleich
»verehrungswerth seyn, er mag sich schwarz,

Gründe wieder zur Fassung zu bringen; der Major bot ihm seinen Arm, Herr F*** seine Börse und alle sonst nur mögliche Hülfe an.

Vergebens! Er wiederholte seine trostlosen Ausrufungen mit den Geberden eines Verzweifelten, bedeckte einmal über das andere sein Angesicht mit beiden Händen, und weinte bitterlich. Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, Folgendes erzählen konnte:

»Sie wissen es,« sagte er, indem er sich zum Sebaldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand drückte, »wie ruhig und wie glück»lich ich war. Obgleich arm, hatte ich doch »mein Auskommen. Ich arbeitete, nebst mei»ner Frau, fleißig; und meine Tochter — o »mein einziges Kind! Sie war nie ihren El»tern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie »den geringsten Verdruß gemacht, sie über»traf uns an Fleiß, sie machte uns mit ihrer »künstlichen Arbeit Vergnügen; wenn wir El»tern nur gerade die Nothdurft erwerben »konnten, so verschaffte uns ihre Ämsigkeit »zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein »Augapfel, ich war mehr als glücklich; als »der heuchlerische Bösewicht, den Sie ha-ben

»aus der Thüre rennen sehen, meine ganze »Glückseligkeit zerstörte. Er setzte sich in der »St. Gertraudskirche oft neben mir, wo er »auch wohl zuerst meine Tochter mag gesehen »haben. Er suchte meine Bekanntschaft, in»dem er zwey arme Knaben in meine Schule »brachte, für die, wie er sagte, gottselige »Leute das Schulgeld bezahlen wollten. Er »sah und lobte meiner Tochter Arbeit; er »brachte in kurzem einen Menschen mit, der »seine ausgenähte Arbeit bestellte, und reich»lich bezahlte. Dies war, wie ich hernach er»fahren habe, der Kammerdiener des wollü»stigen Müßiggängers, der in diesem Hause »wohnt; ein undeutscher Kerl, ohne Redlich»keit, ohne Menschengefühl, den das Wim»mern der zu Grunde gerichteten Unschuld so »wenig rührt, als den Schlächter das Blöken »des Lammes, dem er die Kehle abstechen »will. Mit diesem hatte der schändliche Un»terhändler vermüthlich den abscheulichen Ent»wurf ins Reine gebracht, mich und mein »Kind ins Unglück zu stürzen. Er führte »meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mutter, »zu seiner angeblichen Muhme, die ausge»nähte Arbeit verfertigte und verfertigen ließ.

»Sie schien zufrieden mit meiner Tochter Ar»beit, zeigte ihr aber noch feinere, und gab »ihr zu verstehen, sie wolle dergleichen von »ihr verfertigen lassen, und ihr mehrere Vor»theile dabey zeigen; nur müsse sie unter ih»ren Augen arbeiten. Mein Kind freute sich »mehr lernen zu können; und wir fanden »kein Bedenken, sie in das Haus einer Ma»trone zu schicken, bey der alles ein frommes »und verständiges Ansehen hatte. Sie ging »einige Monate lang täglich in dies Haus. »Sie nahm zu an Geschicklichkeit, und wir »glaubten, diese Bekanntschaft wäre ein Glück »für unser Kind. Ach, leider! wir wußten »nicht, daß sie schon unwiederbringlich un»glücklich war. In den ersten Tagen ihres »Aufenthalts in diesem Hause, war der junge »Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu »bestellen, dahin gekommen; er hatte meine »Tochter gesehen, und ihre Arbeit gleichgültig »gelobt. In kurzem ward er zudringender, »die Wirthinn ließ ihn mit meiner Tochter ge»flissentlich allein, oder ward von ihrem Vet»ter zu andern Geschäften gerufen. Nun »wandte der Bösewicht alle verführerische »Künste an, um ein junges Herz zu gewin-

»nen, das noch nicht gelernt hatte, sich gegen »betrügerische Anlockungen zur Wehre zu stel»len. Das süße Gift der Schmeicheley bethört »wohl oft einen gesetzten Mann; wie sollte »ihm ein junges unerfahrnes Mädchen wider»stehen können, das noch keinen hinterlistigen »Menschen gesehen hatte, das jedes Herz für »so ehrlich hielt als ihr eigenes! Kurz, sie »ward ihrer Unschuld beraubt. Die Folgen »davon ließen sich bald spüren, und das »schreckliche Geheimniß konnte ihrer Mutter »nicht länger verborgen bleiben. Wir waren »wie vom Blitze gerühret; aber Klagen und »Verwünschungen halfen zu nichts: wir muß»ten nur unser armes Kind zu retten suchen, »das sich das Leben abhärmte in Kummer »über ihren Fehltritt, den sie nun erst in sei»ner wahren Gestalt sah. Auf der andern »Seite wollte der Verführer auch nicht eher »von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt »wäre. Er sandte täglich Botschaften und »Briefe, die nicht angenommen wurden. Der »Kammerdiener schlich sich einigemal ins Haus, »wo ich ihn unsanft abwies. Endlich meldete »sich heute der Unterhändler, der sich seit lan»ger Zeit nicht hatte sehen lassen. Mit gleis-

»nerischem Wortgepränge bedauerte er den »Unfall, den ich hätte erfahren müssen; und, »nach vielen Umschweifen, kam er endlich auf »seinen Antrag, nehmlich daß ich mit dem »Heren selbst sprechen möchte, weil er mir »Vorschläge thun wollte, die so vernünftig »und billig wären, daß dadurch ein großer »Theil des geschehenen Schadens könne ersetzt »werden. So groß auch mein Widerwillen »war, dem Verführer meiner Tochter ohne »Verabscheuung in die Augen zu sehen, so »ging ich doch mit dem dienstfertigen Unter»händler hin. Was meinen Sie, daß der »vernünftige und billige Vorschlag war?« (Hier drang abermal ein Strom von Thränen aus seinen Augen.) »Meine Tochter sollte »Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre »werden, und ihr Vater sollte einen schimpf»lichen monatlichen Gehalt haben, um die »Frucht des unerlaubten Umgangs zu erzie»hen. Hier konnte ich mich nicht mäßigen; »ich stieß aus, was der Unwillen einem ehr»lichen obwohl armen Vater eingeben kann, »dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen »darf, der Kuppler seiner eignen Tochter zu »werden. Der Kammerdiener, der während

»der ganzen Unterhandlung eben so viel ge»sprochen hatte als der Herr selbst, fand es »sehr lächerlich, daß ich mich einem Arrange»ment widersetzen wollte; daß der gnädige »Herr der petite fille ja weiter nichts übels »thun wolle, u. dgl. m. Ich ließ meinen »ganzen Unmuth aus, und wollte unverzüg»lich zur Thüre hinaus, als der Unterhändler »ins Mittel trat. Er versicherte, daß er den »ersten Vorschlag selbst nicht billige, weil da»durch den Schwachen manches Ärgerniß ge»geben werden könne; er erklärte also, daß »der Kammerdiener meine Tochter heurathen, »und das Kind als sein eignes aufnehmen »müßte; dagegen werde ihn der gnädige Herr »zum Haushofmeister machen, sobald er sich »mit seinen Gläubigern völlig gesetzt habe, »und wieder zum Genusse seiner Güter gekom»men sey. Nein! länger konnte ich mich nicht »halten. Eben so gern würde ich meine Toch»ter dem Büttel gegeben haben, der diesen »Buben hätte brandmarken sollen, welcher »das vornehmste Werkzeug zur Verführung »meiner Tochter gewesen war. Ich sagte nun»mehr dem Herrn gerade heraus, daß ich sein »Bubenstück auf keine Weise durch meinen

»Beytritt billigen wolle, daß ich die wenige »Gerechtigkeit die mir der Richter wiederfah»ren lassen könig, aus allen Kräften suchen »würde, und daß er mit meinem Willen meine »Tochter nie wieder solle zu Gesichte bekommen. »Er gerieth darüber in die größte Wuth, und »befahl den Bedienten mich hinaus zu wer»fen; der Unterhändler wollte ihn zwar be»sänftigen, aber er hieß ihn auch zum Teufel »gehen, und lief als ein Rasender ins andere »Zimmer.«

Als er die Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermal sein Angesicht und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr F*** thathen um ihn aufzurichten, verfing nichts. Er rief mit kläglicher Stimme aus: »Alle Hoff»nung ist für mich verloren! Selbst die Ge»setze haben keinen Schutz für mich. Mein »Gegner darf mich ungestraft beleidigen, un»gestraft unglücklich machen!«

»Nein! Das soll er nicht!« rief der Major, der schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte: »Wir wollen sehen, was »der Bursche zu thun vermeint.«

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey sei-

nem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den jungen Herrn im Vorsaale, im Begriffe auszugehen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln; aber der Major trat ihm in den Weg und rief mit gerunzelter Stirne:

»Herr! Sind Sie ein Edelmann?«

»Ich dächte,« war die Antwort, »ich könnte »mich in ein hohes Stift aufnehmen lassen, »wenn ich wollte. Aber um Vergebung, wo»zu diese Frage die mich befremden könnte?«

»Wozu? Weil ich dächte, daß ein Edel»mann auch ein ehrlicher Mann seyn müßte, »ehe er ein Edelmann seyn kann. —«

»Wie so?! — Mein Herr! Sie kommen in »meine eigene Wohnung, mich zu beleidigen; »geben Sie wohl Acht. —«

»Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo »es auch ist. Sie haben, Herr! eines ehrli»chen Mannes Tochter verführt, und haben »noch dazu den Vater gröblich beleidigt; das »thut kein Mann der Ehre im Leibe hat, und »das haben Sie gethan.«

»Herr Major, wenn ich nicht für Ihr »Alter Achtung hätte, — ſo würde ich —, »Aber parbleu ich weiß auch noch nicht, was »Sie von mir eigentlich wollen. Meinen »Sie etwa den Kerl, der eben hier war? »Der geht mich gar nichts an. Mein homme »de chambre hat mit ſeiner Tochter was zu »thun gehabt, und darüber lärmt der Vater. »Aber er hat Unrecht, denn mein homme de »chambre will das Menſch heurathen.«

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und verſicherte den Major in gebrochenem Deutſch, daß er noch zur Heurath bereit ſey.

Der Major ſah ihn ſtämiſch über die Achſel an, und ſagte: »Patron, wenn ich »mit dir werde reden wollen, werde ich die's »ſagen. — Mit Ihnen habe ichs zu thun, »Herr! der Sie Sich ins Herz ſchämen ſoll»ten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht weiß, »wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? »Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines »ehrlichen Mannes, weil Sie, ſie geſchändet »haben, nun für Ihren Kuppler gut genug »iſt?«

»Das iſt doch beſonders, — ganz beſon-

»ders; — und Sie mäßigen Sich noch dazu »gar nicht in Worten; — lassen Sie doch »die Leute die Sache ausmachen, die Sache »geht mich ja gar nichts an; — und darf ich »fragen, wie Sie dazu kommen daran Theil »zu nehmen? — «

»Wie? Herr, weil der Mann mein »Freund ist. — «

»Ah pardi! das ist eine andere Sache. »Ich habe nicht gewußt, daß Sie unter Leu»ten solcher Art auch Freunde hätten.«

»Ja, Herr! Ich schäme mich nicht eines »ehrlichen Mannes Freund zu seyn, und »scheue mich nicht jeden Schurken zur Rede »zu setzen, der ihm ungestraft Unrecht thun »will.«

»Ich bin ganz betroffen, Herr Major; »da ich gar nicht die Ehre habe Sie zu ken»nen, kommen Sie in meine Wohnung, und »sagen mir voll Ungestüm Dinge vor, die — »— ich weiß gar nicht — Was verlangen »Sie denn, das ich dem Manne und dem »Mädchen thun soll? — «

»Herr! Genugthuung sollen Sie beiden »geben, und — Doch, durch welche Genug»thuung können Sie ein so schimpfliches Ver-

»fahren wieder gut machen! —« Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

»Sie sehen also selbst, Herr Major, daß »ich bey der Sache nichts weiter thun kann; »und wenn mein homme de chambre das »Mädchen heurathet, und ich ihr in Ansehung »seiner, ein Heurathsgut gebe —«

»Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung »geben, weil Sie ein Schurke sind, und sich »unterstehen, mit mir unter Einem Dache zu »wohnen; —« und hiermit zog er den Degen.

»Herr! Major! hören Sie doch vernünftige —«

»Herr! zieh Er, oder, straf mich Gott! »ich will Ihm zeigen, daß Er nicht »werth ist einen Degen an der Seite zu »tragen.«

»Gut, Herr Major! ich will Ihnen Sa»tisfaktion geben, — aber auf Pistolen; — — »ich schlage mich nicht anders als auf Pi»stolen.«

»Herr! mach' Er keine Federlesens; zieh »Er auf der Stelle, oder ich will Ihn —«

Dem jungen Herrn, so ungern er wollte, blieb nichts übrig als den Degen zu ziehen.

Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem Hirschfänger zu Hülfe; und plötzlich fuhr der Hirschfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorsetzlicher Weise, war nicht auszumachen.

Franz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen deutschen Faustschlag auf den andern ins Gesicht. Der Major lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entschuldigung wegen dieses unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr F*** schickte nach der Wache. Der Kammerdiener und sein Herr wurden in Verhaft genommen. Der Major ward von einem Wundarzte verbunden, und in sein Bette gebracht; und der Schulmeister, noch mehr außer aller Fassung über seines Vertheidigers Unfall, als über seinen eigenen, ward halb todt in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F*** und von Sebaldus nach Hause begleitet.

Zehnter Abschnitt.

Des Majors Wunde schien im Anfange nicht gefährlich; aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Die Entzündung und das Wundfieber wurden heftiger; daher der Arzt erklärte daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung sey. Die Freunde des Majors waren äußerst niedergeschlagen; der gute Franz aber, der über dreyßig Jahre in des Majors Diensten gestanden hatte, weinte unabläßig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der allein des Wundarztes Nachricht mit Gleichmuth anhörte. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten daß der Wundarzt richtig geurtheilt habe.

Eines Tages ward der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen sanften Schlummer worin er einige Stunden verblieb, und schien darauf äußerlich ein wenig erquickt. Franz, sehr traurig über dessen mißlichen Zustand, ergriff die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und er mit ihm allein war, nach vorgängiger Entschuldigung eine Frage zu thun, die ihm schon

lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

»Ob der Herr Major nicht das Sakra»ment nehmen wolle?«

»Lieber Franz, du meinst es recht gut,« sagte der Kranke: »aber wozu? Ich habe »das Abendmahl immer nur genommen, wenn »entweder das Regiment kommunicirte, oder »wenn ich besondere Ursache fand, mich zu »sammeln und ernsthaft über mich nachzu»denken; aber glaube mir, Franz, ein Kran»kenlager von drey Wochen giebt an sich »selbst Gelegenheit genug zum ernsthaften »Nachdenken.«

»Aber, lieber Herr Major! ein Mensch »muß doch so schwer sterben, wenn er nicht »gebeichtet hat.«

»Höre nur, mit der Beichte habe ich nie»mals etwas zu thun gehabt. Anstatt der »Beichte sagte ich allemal laut und ernstlich: »Schaffe in mir Gott ein reines »Herz, und gieb mir einen neuen ge»wissen Geist; verwirf mich nicht von »deinem Angesichte, und sey mir »gnädig! Damit war mein Feldprediger »zufrieden, und ich denke, Gott wird auch

»damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage.
»Aber höre, Franz, ich will jetzt thun was
»ich sonst bey der Beichte thät, ich will dich
»wegen alles dessen um Vergebung bitten was
»ich dir kann zuwider gethan haben; vergib
»es mir.« Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte und benetzte sie mit seinen Thränen, und sagte schluchzend: »Ach, Herr
»Major! ich kann Ihnen nichts vergeben,
»Sie sind immer mein guter Herr gewesen,
»und haben an mir mehr Liebe bewiesen als
»ich verdiente. Vergeben Sie mir nur, wenn
»ich zu vorschnell gewesen bin. Ich dachte
»doch, man könne nicht ruhig sterben, wenn
»man nicht von einem geistlichen Herrn or-
»dentlich vorbereitet würde. Als Sie daher
»schliefen, lief ich geschwind zu einem Pre-
»diger der nicht weit von hier wohnt; aber
»der war nicht zu Hause.«

»Du hast's recht gut gemeint, Franz;
»da er aber nicht zu Hause war, ist's nun
»auch eben so gut. Ich habe mit diesen Her-
»ren nicht gern etwas zu thun, wenn ich sie
»nicht vorher genau kenne. Ich lag, du
»weißt es, hart verwundet auf dem Schlacht-
»felde

»felde bey Torgau, an zwölf Stunden, ehe »du mich unter den Todten und Bleſſirten »herausfandeſt. Damals konnte mir kein »Feldprediger zuſprechen, und ich war zum »Tode eben ſo bereit, wie jetzt.«

Indem er dieſes ſagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu beſuchen.

»Sie kommen, mein lieber Freund,« ſagte der Kranke, »gerade zur rechten Zeit. »Ich werde von dieſem Lager nicht wieder »aufkommen, ich weiß es, und bin gefaßt »zu ſterben. Nun meint mein guter Franz,« (er drückte demſelben die Hand) »es ſey nö»thig, daß ich von einem Geiſtlichen zum »Tode bereitet würde. Dies wünſchte ich von »niemand lieber, als von Ihnen, mein »Freund. Thun Sie, als ob Sie mein »Beichtvater wären. Fragen Sie mich, leh»ren Sie mich, beten Sie mit mir.«

Sebaldus ſagte ſehr gerührt: »Der Zu»ſpruch auf dem Todtenbette iſt allezeit eine »ſehr ſchwere und zuweilen eine vergebliche »Sache. Es kann daſelbſt kaum noch eine »Veränderung der Geſinnung vorgehen, wenn »ſie nicht vorher im ganzen Leben vorberei»tet ward. Glaubenslehren zu beweiſen, iſt

»die Zeit zu kurz und der Geist nicht heiter »genug; Pflichten einzuschärfen, ist zu spät. »Die Schwachen aufrichten, kann ein men»schenfreundlicher Prediger noch am leich»testen.«

Maj. Herr! ich bin nicht schwach! Schonen Sie meiner gar nicht, sondern gehen Sie mit mir um, wie ein Pfarrherr am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Seb. Ich würde mich wahrlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so sehr werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an Wahrheiten erinnere, die allen Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in gehöriger Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so würden vielleicht ihre Wirkungen vermehrt, wenn ich durch eine kurze Überlegung eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Gesinnung über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf Alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darin, mit einer weisen Vorsehung regieret?

Maj. Freylich! ohne Gott geschiehet nichts.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten ist?

Maj. Nein, mit dem Tode ist Alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Reden geschlossen daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte näher darüber zu sprechen. Wäre diese Meinung wahr, so blieben wir, wie Sie Selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Übel ohne zu einem guten Zwecke zuläßt, als ein gütiger Vater für jedes Übel auch den Trost in die Natur gelegt. Dies veranlaßte mich schon vor langen Jahren über die von Ihnen gehegte Meinung näher nachzudenken; ich weiß daher, daß in der Vernunft und in der Schrift

viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und bey reiferm Nachdenken gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß wenn ein Todter recht todt ist; wie sollte sie wissen was nach dem Tode vorgeht? Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Bibel betrifft, so steht viel Gutes darin. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nutzen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche steht.

Geb. Wenn Sie also die Bibel gelesen haben, glauben Sie dann, daß darin der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechtschafftner Kerl seyn, und nicht Unrecht thun soll. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das übrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinen Kopf kriegen, worüber Ihr euch disputirt.

Geb. Sie gestehen also, daß kein Mensch

Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen, alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ist es nun, wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So mögen wir sie leiden. Wer heißt uns sündigen?

Geb. Diese Frage läßt sich vielleicht nicht so geradehin entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können? Wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen?

Maj. Ey! dann kann Gott auf uns nicht zürnen! Er hat uns selbst gemacht, und wahrhaftig recht mit großer Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Ursache ist. Wie könnte er also von uns etwas verlangen, was wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund; der ist ein Hühnerhund und weiter nichts: er wird vor einem Huhne stehn; aber wenn ich verlangen wollte daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt wenn ers nicht kann.

Geb. Sie schließen wohl allzu rasch. Wenn wir Ihre Einwendung gründlich un-

terſuchen wollten, würden wir langſamer zu Werke gehen müſſen; dazu fehlt uns jetzt aber die Zeit. Laſſen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Überlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Beſtrafungen wegfallen, welche Tugend und Laſter, wie es offenbar iſt, in dieſem Leben nicht in angemeſſenem Maaße erhalten. Und damit würden alſo auch ſehr kräftige Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Maj. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun weil es Recht iſt, und nicht weil er dafür belohnt ſeyn will. Werde ich belohnt, ſo iſts gut; werde ich es nicht, ſo muß ich doch rechtſchaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glauben Sie, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da oben zur Rede geſtellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberſtlieutenant werden?

Geb. Belohnungen ſollen aber doch Folgen guter Thaten ſeyn. Auch in dieſem Leben verlangt ein Soldat für ſeine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und iſt unzufrieden, wenn er ſie nicht bekommt.

Maj. Ey, iſts nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue? Und dann, Herr! iſts mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr iſt ein Menſch wie ich, und kann nicht Alles wiſſen, ſonſt wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir ſchon zukommen laſſen was mir gehört.

Seb. Setzen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie geſtehen werden, an ſich nicht unmöglich iſt; ſetzen Sie voraus, daß alle unſere Handlungen, gute und böſe, auch in jenem Leben Folgen haben, und daß dieſe Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich iſt, überſchwenglich groß ſeyn können. Wird nun derjenige nicht ſicherer gehen, der ſeine Handlungen, nach einer ſtrengen Richtſchnur, ſo einrichtete wie er ſie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige der, in der Meinung es ſey nach dem Tode alles aus, alles that was ihm beliebte, und in dieſer Sorgloſigkeit vieles beging, das er nicht rechtfertigen und deſſen Folgen er in jenem

Leben nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffnerer, tugendhafterer Mensch seyn werde?

Der Major sah seinen Freund starr an, und schwieg. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus;

»Herr! daran habe ich noch in meinem »Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch »nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich »besinne mich jetzt eben. Wenn auch ein »künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, »so glaube ich, ich werde dann ein Herz fas»sen, und weder vor Gott noch vor dem »Teufel erschrecken. Laß ihn kommen den »Teufel, wenn er mich anklagen will, er »muß mich doch vor Gott anklagen; und der »weiß, daß ich nie wissentlich etwas Böses »gethan habe. O! du mein allmächtiger »Schöpfer! würde ich sagen« (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) »du »weißt, daß ich nie den hülflosen Unglückli»chen gedrückt, daß ich nie Wittwen und »Waisen betrübt, daß ich nie wissentlich diese »Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar« — (hier schwieg er ein wenig still, und schlug

seine Augen nieder) »ich hätte noch mehr »Gutes thun können! — Aber« (hier hob er seine Augen abermals empor) »allgütiges »Wesen, ich werfe mich in Deine Hände. »Du hast mich zum Menschen machen wollen, »also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen »seyn. Ich verlange auch nicht, wenn »ein Himmel ist, im Himmel obenan zu »stehen.«

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammelnder Stimme, indem er dem Sebaldus die Hand drückte:

»Ach! mein Freund, wenn Gott ein Re»giment von Seligen hat, so wäre es schon »genug, wenn unser einer darin nur ein Ge»meiner werden könnte.« — —

Er wollte noch etwas sagen; aber der Stickfluß nahm überhand: er fing an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er; und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Eilfter Abschnitt.

Kaum war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er hatte, bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er alles wissen mußte was in seinem Kirchensprengel vorging, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hegte, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater hatte.

Als er sah, daß er zu spät kam, rief er aus:

Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! Daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten-Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhle er stehet.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt hat? Und so ist er in seinen Sünden dahin gefahren!

Seb. Er mag wohl viel Trugschlüsse gemacht haben; aber Trugschlüsse sind nicht Sünden. —

Pr. Wie? Was? Sie sind wohl ein arger Indifferentist! Soll es etwa gleichgültig seyn, was man glaubt oder ob man gar nichts glaubt?

Seb. Das nun wohl nicht. Nur kann ich niemand deshalb verdammen weil er falsche Meinungen hegt, und wenn sie auch noch so sehr irrig wären. Daher habe ich schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte

Personen über manche Sätze die sich aufs Übersinnliche beziehen, richtigere Begriffe bekämen. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl Selbst sehr irrige Begriffe haben. Wie gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heile ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen die es erklärt haben; die wollen Sie doch wohl nicht verwerfen? Wollen Sie?

Geb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung oder bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in Zweifel verwickeln. Doch kann ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat *); und Menschen sollten es auch nicht thun.

*) Diese Meinung des Sebaldus, welche von vielen eifrigen Gottesgelehrten, als nach Ketze-

Pe. O der feinen Philosophie! O der sündlichen Weichherzigkeit eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Got-

---

rey schmeckend, verdammt worden möchte, hegte auch ein sehr verständiger und gottseliger Mann. Er sagt: »So ist es im Heidenthume »den Epikurern, und im Judenthume den »Sadducäern ergangen. Wobey mir ein öfters »eingekommener Gedanke wieder einfällt: was »doch die Ursache seyn müsse, daß unser Hei»land, der bey allen Gelegenheiten die Phari»säer so hart anlässet, weit gelinder mit den »Sadducäern umgeht, die doch, weil sie die »Auferstehung und ein anderes Leben, wo das »Gute belohnt und das Böse bestraft wird, das »Daseyn der Geister, mithin auch gute und »böse Engel läugneten, den Grund aller Reli»gion umstießen. Ich erinnere mich nicht ir»gendwo etwas Gründliches darüber gelesen zu »haben. Sollte vielleicht daraus zu schließen »seyn, daß in Gottes Augen die Heucheley, »der geistliche Hochmuth, und der ver»stockte Aberglauben, für größere Feh»ler angesehen werden, als die bloßen Irr»thümer des Verstandes, wenn sie auch »noch so wichtige Gegenstände betref»fen?« S. von Bünau Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. 1tes Buch, S. 90.

tes Wort hält, wer sich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht bedient, und so in seinen Sünden dahin stirbt, der ist verdammt.

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich aber kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er konnte, seinen Pflichten nachlebte und Gutes that, der uneigennützig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ist es anders, so weiß ich es wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebaldus, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte heftig antworten.

Er faßte ſich aber zum Glücke bald, und ſagte bloß, indem er nach der Thüre ging:

»In der That, nur der welcher glaubt »er ſey ein unmittelbarer Geſandter Gottes, »darf ſich unterſtehen das Schickſal eines »Verſtorbenen ſo poſitiv zu beſtimmen. Ver»antworten Sie dies bey dem, der Sie ge»ſandt hat zu verdammen.« Und ſo ging er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete ſich an Franzen. Er bewies ihm, der Major müſſe ewig verdammt ſeyn. Franz weinte, ſchlug ſich an die Bruſt, und rief aus:

»Ach! er war doch ſo ſehr böſe nicht, daß »nicht für ſeine arme Seele Hülfe ſeyn ſollte. »Ich wollte gern ſelbſt für ihn hundert Ro»ſenkränze beten, wenn ich ſeine Seele aus »dem Fegefeuer retten könnte. Doch was »kann ich armer einfältiger Menſch! Nein! »ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, »deſſen Kloſter der Major vom Anzünden »und Plündern gerettet hat, der wird ihm »gern von den guten Werken des Kloſters »etwas zukommen laſſen, den will ich bitten, »daß er für ihn Seelmeſſen leſe.«

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch sey. In dem Eifer seiner Bekehrungssucht fing er an, ihm den Gräuel des papistischen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden evangelischen Lehre wendete, müsse er eben so wie sein Herr ewig verdammt werden.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete sich über solche Lästerungen; und da der Prediger fortfuhr, den Papst den Antichrist zu nennen, schalt er ihn eine ketzerische Bestie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb also bey dem Leichnam allein; und da derselbe auf seine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, so begab er sich auch fort. Als er über den Hausflur ging, machte Franz zwey große Kreuze vor sich, und spie ihm nach.

Zwölfter Abschnitt.

Herr F*** und Sebaldus lebten nun den Winter über sehr eingezogen. Ihre Unterhal-

haltung, vordem durch die Gesellschaft des Majors viel mannichfaltiger, ward jetzt etwas einförmig. Sie bezog sich mehrentheils auf gelehrte Gegenstände, hatte aber bald das gewöhnliche Schicksal gelehrter Unterredungen unter vier Augen, die nicht sonderlich gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder nur sein eigenes Steckenpferd dem andern vorreiten will. Herr F*** hatte sich auf den Sensus kommunis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Theologie gebauet, welches dem Sebaldus gar nicht einleuchten wollte, der seine Ethik, als ein ächter Crusianer, auf die Thelematologie gründete. Dieser hingegen suchte seine neuen Entdeckungen über die Apokalypse seinem Freunde mitzutheilen, welche aber gar kein Gehör fanden, sondern geradezu ausgelacht wurden; indem Herr F*** schon längst bey sich ausgemacht hatte, daß in der ganzen Apokalypse kein Sensus kommunis zu finden sey. Sebaldus fing zu seiner eignen Vertheidigung an, das der Apokalypse so wie der theoretischen Philosophie im Wege stehende Grundgesetz des Sensus kommunis zu untergraben. Er suchte mit

philosophischen Gründen zu zeigen, welch ein schwankender Begriff dies sogenannte Principium sey; und bewies standhaft, daß eine Appellation an den Sensus kommunis, als an ein untrügliches Gericht über den Werth spekulativer Wahrheiten, nicht viel mehr als eine Appellation an ein inneres Gefühl bedeute, welches von Menschen zu Menschen verschieden seyn müsse, und folglich nicht erwarten lasse daß dadurch irgend etwas mit Erfolge behauptet oder widerlegt werden könne. Vergebens! Herr F*** hatte sein System lieb; Sebaldus wollte sich seine Weißagungen nicht nehmen lassen: sie wurden also heftig, machten nichts aus, und endlich, ob sie gleich nicht aufhörten sich hochzuschätzen, so fand doch nach und nach Einer nicht mehr so viel Vergnügen in des Andern Gesellschaft.

So standen die Sachen am Ende des Winters, als Herr F*** von seinem Freunde, dem Offiziere dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gefochten, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine

Güter, um in Gesellschaft einer würdigen Gattinn den Rest seines Lebens in häuslicher Zufriedenheit zuzubringen. Aber er wollte, daß nicht er allein, sondern auch Andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wünschte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann zu haben, der nicht etwa die Jugend bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen zwecklosen Heilsordnung auswendig lernen ließe; sondern ihr auch ihre Pflichten gegen Gott und Menschen deutlich mache, der die Kinder früh vor den Vorurtheilen bewahre die sich sonst beym Bauren Jahrhunderte lang fortpflanzen, und der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den sie zu treiben bestimmt wären, beybringe: kurz, der sie zukünftig vernünftigen Menschen und guten Bauern erzöge. Einen solchen Mann wollte der Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden *), und er

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf

bat seinen Freund F*** ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr F*** schlug unserm Sebaldus diese Stelle vor; der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte daß sein Wohlthäter, der Armenschulmeister, sie so gut als er verwalten könne, und daß diesem Manne, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfahl also denselben, und Herr F*** nahm ihn an.

Indeß verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich zuging. Der Frau von

---

irgend eine Art, sollte es auch durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen diese ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen Herrn v. Rochow auf Rekahn passen, welcher durch seine Schulen und durch seinen Versuch eines Schulbuchs für Landleute alles das oben Erzählte und noch mehr gethan hat.

Hohenauf war daran gelegen daß niemand Marianens Aufenthalt wiſſen ſollte. Sie hatte daher für gut gefunden, den Brief zu verbrennen, welchen Mariane vor ihrer Abreiſe zur Gräfinn ***, unter Einſchluß des Hieronymus, an ihren Vater geſchrieben hatte. Als ſich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Frau von Hohenauf nach Marianen erkundigte, war derſelben kaltſinnige Antwort: »die Mamſell »habe ſich heimlich fortgemacht, und ſie wiſſe »nicht wohin.« Durch dieſe Nachricht ward Sebaldus ſehr beunruhigt, und beſchloß im Frühlinge ſelbſt ſeinen Freund zu beſuchen, um, wo möglich, von ſeiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf dieſe Entſchlüſſe nicht einigen Einfluß gehabt habe, daß weder Herr F*** noch ſonſt jemand in Berlin von ſeiner Auslegung der Apokalypſe etwas hören wollte, und daß er Urſach finden mochte zu glauben, der Offizier werde nicht ſehr apokalyptiſch geſinnet ſeyn, ſo vortheilhaft auch ſonſt Herr F*** denſelben ſchilderte: wollen wir den Schreibern metaphyſiſch-moraliſcher Syſteme zu unterſuchen überlaſſen, welche auf ein

Haarbreit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen sollen und nicht entspringen.

Genug: Sebaldus, der bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträchtliche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonate von Herrn F*** Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich in wenig Tagen bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, durch Hieronymus nichts vom Aufenthalte seiner Tochter erfahren, und dieser widerrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Hohenauf zu reisen, weil schon heraus zu sehen war, alle Nachforschung würde vergeblich seyn. Er tröstete sich indeß damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar der Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er länger als einen Monat damit zugebracht hatte, fing er an der müßigen Lebensart überdrüßig zu werden, und wünschte sich

wieder eine ordentliche Beschäftigung. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn F*** zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Aussichten konnte er in Berlin nicht wohl haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormal am fürstlichen Hofe Kammerjunker *) gewesen war und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinets verlangte. Sebaldus ließ sich leicht bereden die Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit; und weil er eben an der Magdeburgischen Gränze Rechnungen für verkauftes Getreide abzuthun hatte, so setzte er sich mit demselben auf die Post, um ihn, so weit sein Weg ging, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gesellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der wie ein Verwalter aussah, und den Hieronymus als einen Bekannten be-

*) S. Wilhelmine, S. 99.

grüßte; und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaften Ansehens, der ihnen nach der ersten Begrüßung selbst sagte, er sey ein Gelehrter und sein Hauptstudium die Arabische Sprache. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, auf ein paar kleinen Universitäten für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phönizisch und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich andern Kennern der höhern Exegese, das Hebräische durch das Arabische zu erklären gesucht, sondern war auch auf eine Höhe gestiegen die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nehmlich zu dem Versuche, das Arabische durch das Hebräische in helleres Licht zu setzen. Er war in Leipzig gewesen, wo freylich seine gerühmte Arabische Kenntniß bey Reisken nicht großen Beyfall gefunden haben soll, welcher glaubte daß sie sich nicht weit über des Golius Lexikon erstrecke. Unser Mann hielt dies aber, wie billig, für Neid, und wandte sich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung der vermittelst des

Arabischen von ihm neuentdeckten Beweissprüche der Bibel bey sich, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik noch mehr befestigt würden; und er glaubte dadurch in dieser orthodoxen Stadt gewiß eine ansehnliche Belohnung oder Beförderung zu erhalten. Aber zu seinem Erstaunen hielten alle dortige Doktoren der Gottesgelahrtheit seine neuen Beweissprüche für ganz überflüßig, weil sie meinten, die Dogmatik sey durch die Augspurgische Konfession und durch das Konkordienbuch befestigt genug. Zum Glücke konnte ihm seine Arabische Gelehrsamkeit so gut dienen, als weiland dem Ritter Hudibras seine Logik:

who wou'd dispute,
Confute, change hands, and still confute.

Er zog also, mit Hülfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und war jetzt eben im Begriffe, mit diesem Schatze neuer Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wandte sich sogleich an

Sebaldus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beyzubringen. Er bewies ihm weitläuftig, die Hebräische Sprache sey gänzlich ausgestorben, und ohne die Arabischen Wurzeln sey an keine Palingenesie derselben zu gedenken. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor: z. B. daß 1 B. Mose XLIX, v. 10. wo man einige Jahrhunderte lang den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Überschwemmung die Rede sey; daß B. der Richter VII, v. 13. wo Luther von gerösteten Gerstenbroten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sächelchen mehr. Sebaldus, der kein Freund vom Exegesiren, am allerwenigsten von einer so ausschweifenden Exegese war, schwieg ganz still, bis ihn der Fremde zu wiederholtenmalen fragte, was ihm von dieser Erklärungsart dünke, und ob sie nicht völlig neu und sehr sinnreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: »Neu und »sinnreich mag sie seyn; aber ich sehe auch »wohl, daß man mit einer solchen Erklärungs-

»art leicht Schwarz in Weiß verwandeln, »und einen Autor sagen lassen kann was »man will.«

Der Fremde, der lauter Bewunderung erwartet hatte, fing nochmals an mit sehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der Arabischen, diese Bedeutungen wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich, die genauen Bedeutungen der Deutschen Wörter, wenn sie ganz verloren gegangen wären, nach ein Paar tausend Jahren in den Wurzeln der Dänischen, Schwedischen und Engelländischen wieder zu finden. Wer die Deutsche Sprache nur in den Wurzeln kennte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter Tisch, Topf und Nacht gefunden hätte, und nun daraus schließen wollte, Nachttisch und Nachttopf müßten Sachen von einerley Art seyn und Beide nur in der Nacht gebraucht werden, dem würde es gerade so gehen, wie unsern heutigen Arabischen Philologen. Ich habe kürz-

lich eine Schrift des berühmten Reiske *) gelesen, der die Unmöglichkeit zeigt, die

*) Dieses sehr gelehrten und sehr aufrichtigen Mannes Gedanken, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle, stehen in den von ihm verfertigten Zusätzen zu den Abhandlungen der k. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, die den elften Theil der Deutschen Übersetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn, und von vielen gelesen zu werden, zumal zu jetziger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltasche gespielt wird. (Anmerkung der ersten Auflage.) — Jetzt sind auf den theologischen Jahrmärkten Deutschlands mit der arabischen Gaukeltasche kein Zuschauer zusammenzubringen. Dagegen wird jetzt gar behende gespielt, aus der Gaukeltasche der Religion innerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft. Aus derselben hält man uns ein in der Philosophie postulirtes (d. h. auf deutsch, unbewiesen angenommenes) kategorisches Moralgesetz vor, und heißt es uns hier als das Gebot Gottes betrachten; nachdem man uns vorher in der Kritik der praktischen Vernunft versichert hat: Gott sey nichts als eine Idee, welche der Mensch, wegen des in ihm liegenden Kategorischen Moralgesetzes, nothwendig annehmen müsse.

Arabiſche Sprache jetzt ſchon auf die Hebräiſche anzuwenden. Er verſichert: »Daß »noch nicht der tauſendſte Theil der nützlichen »Arabiſchen Manuſkripte bekannt iſt und ge»braucht werden kann; daß die meiſten Theo»logen, die das Hebräiſche aus dem Arabi»ſchen meiſtern wollen, aus des Golius »Lexikon nur eine ſehr dürftige Kenntniß »erſchnappt haben, oder aufs höchſte ein »Paar Suren aus dem Alkoran leſen

---

Das Gebot einer Idee kann wohl nichts als ein Gaukelſpiel ſeyn. Als daher im Jahre 1797 Magiſter Niethammer in Jena, auf das Fundament dieſer Lehre Doktor der Theologie ward, verſicherten die theologiſchen Philoſophen auf oben dieſer Univerſität: »Da Niethammer be»hauptet habe: Man könne von dem teleolo»giſchen Standpunkte aus, die chriſtliche Reli»gionslehre für Offenbarung anſehen; ſo »ſey dies mehr ein erſchlichenes Kompli»ment das neuen Doktors der Theologie »an eine chriſtliche Univerſität, als Über»zeugung« und ſie fügen hinzu: »Der Menſch »ſchaffet die Gottheit und die Offenbarung »aus ſich ſelbſt und für ſich allein.« S. die Jenaiſche A. Litteraturzeitung. 1797. Nr. 413 S. 895. (Anmerk. d. vierten Auflage.)

»können, daß wir selbst vom Alkoran »nicht einmal so viel wissen, um zu entschei»den, ob der von Maraccius oder von »Hinkelmann eingeführte Text nach der »Lesart der Schule zu al Kufah oder al »Basrah sey, welches, wie er sagt, ein so »großer Unterschied ist, als zwischen Luthe»ranern oder Katholiken. Er sagt ausdrück»lich, daß man noch einhundert Jahre hin»durch gute Arabische Bücher drucken, und »sich bis dahin die Lust darüber zu »philosophiren ganz vergehen las»sen sollte. Er vergleicht, sehr treffend, »die Theologen die jetzt schon das Hebräische »aus dem Arabischen erläutern wollen, mit »den alten Philosophen, welche die Wirkun»gen der Dinge in der Natur a priori de»monstriren wollten, ehe sie noch die Natur »durchstudiret hatten, und dadurch die lä»cherlichsten Grillen in die Physik brachten.« Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich Reisken, dem größten Kenner der Arabischen Sprache, hierin glaube?"

»Ey!« rief der Fremde ziemlich entrüstet, »Reiske kann hiervon nichts urtheilen; der »Mann versteht zwar etwas Arabisch, aber

»von dem Hebräischen und andern orientali-
»schen Sprachen weiß er so viel als nichts.
»Und Sie, mein guter Herr, der Sie in
»allen diesen gelehrten Sachen ganz und
»gar unwissend, Sie sollten davon auch
»ganz und gar nicht urtheilen, sondern
»Ehrfurcht für die Bemühungen gelehrter
»Männer haben, die durch ihre Arabische
»Philologie der Bibel ein neues Licht an-
»zünden.«

»Eben deswegen bekümmere ich mich nebst
»andern Ungelehrten darum,« sagte Sebaldus,
»weil es über unsere Haut hergeht. Von der
»einen Seite wird uns zugerufen, daß wir
»ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht
»selig werden können; und von der andern
»Seite kommen gelehrte Leute, erklären
»uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln
»und Konjekturen, hinein und hinaus,
»was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit
»Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den So-
»lius nachgeschlagen haben, oder nicht den
»arabischen Alkoran exponiren können? Nein!
»Das Wohl des menschlichen Geschlechts kann
»unmöglich auf solchen Wortklaubereyen be-
»ruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel ge-

»sehen, als den worin man uns herumführen
»will? Der Willen Gottes im alten Testa-
»mente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zei-
»ten der Apostel und der ersten Christen wußte
»man nichts davon, daß die Bedeutung der
»Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre.
»In den folgenden Jahrhunderten auch nicht;
»aber wohl vergaß man den Hebräischen Text
»beynahe ganz und gar, und hielt sich an die
»Vulgata. Als man die Hebräische Sprache
»wieder hervorsuchen wollte, mußte sie Reuch-
»lin von den Juden lernen, ohne zu wissen
»daß diese ihr Hebräisch selbst nicht verstän-
»den, welches sie sich auch nicht träumen lie-
»ßen. Auf diese Kenntniß der Hebräischen
»Sprache, wurden sowohl Luthers deutsche
»Übersetzung, als auch alle unsere symboli-
»schen Bücher gebaut; wir stritten, beynahe
»zwey Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer
»über darauf gegründete Lehrsätze; und end-
»lich, nach zweyhundert Jahren, erfahren wir,
»daß die Bedeutung der meisten Wörter der
»Hebräischen Sprache verloren gegangen ist,
»und daß wir sie im Arabischen aufsuchen
»müssen. Nun haben wir wieder zweyhundert
»Jahre zu streiten. Alsdann kömmt vielleicht
»je-

»jemand, der uns berichtet, daß sich die Be»deutung der Arabischen Wörter auch verän»dert hat *), so wie es in allen Sprachen in »der Welt gegangen ist, und daß wir diese

*) Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, so hätte er vermuthlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Worts jemals sich verändert hätte. Dies versicherte wenigstens im J. 1771 Magister Schelling, welcher sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwidersprechlich überzeugt war, daß die Arabische Sprache »noch jetzt eben dieselbe ist, die »sie bald nach der Zeit ihrer Entstehung »war,« und ein feines Kapitel »von der »wunderbaren Erhaltung der Arabi»schen Sprache in ihrer ersten Reinig»keit von den allerältesten Zeiten bis »auf den heutigen Tag« zu erzählen weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen Sprache (Stuttgard 1771. 8.) besonders S. 16 bis 21 des mehrern zu ersehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, die jetzige Arabische Sprache sey von der alten wie das Italiänische vom Lateinischen unterschieden; die jetzigen Arabischen Gelehrten müßten die Sprache des Alkorans und anderer Schriften, in ihren Schulen als eine todte Sprache lernen; die jetzige

»Bedeutung jetzt in der Persischen Sprache *), »oder wer weiß wo, aufsuchen müssen.«

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstraße einige hundert Schritte von dem Postwagen erhob. Der Postillion trieb die Pferde an, um zu sehen was es bedeute? Was dieses nun für ein Geschrey gewesen, wollen wir künftig berichten, und indeß zur Geschichte Mariannens und Säuglings zurückkehren.

Arabische Sprache sey so wie alle Sprachen des Erdbodens in viele Dialekte vertheilt, u. dgl. m. Aber was thut das zur Sache? Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingeniör, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Sir William Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute der Gräfin von *** mit offnen Armen empfangen. Dieſe Dame, welche in der ſchönen Jahreszeit häufige Beſuche hatte, fand ſich mehrentheils, vom Eintritte der rauhen Herbſtwitterung an, einſam. Alle ihre Nachbarn, denen kaum der heitere Sonnenſchein und die grünenden Bäume den Landaufenthalt hatten erträglich machen können, eilten nach der Reſidenzſtadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren die ihnen angemeſſener waren: zu Cour-Tagen, wo man ſich tief neiget um ſeinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder ſich bis über die Zähne vermummt, obgleich keiner mit einer Maske ſpricht oder tanzt, die

er nicht kennet; zu gröſſen Mittagsmahlen, wozu man alles was vornehm und angesehen ist, zusammen bittet um vier Stunden lange Weile zu haben; und zu feinen Abendmahlzeiten, zu welchen man sich mit leichtsinnigen oder sittenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden lang einzubilden man sey vergnügt gewesen. Die Gräfinn, welche alle diese herrlichen Vergnügungen Jahre lang geschmeckt hatte und davon sehr bald war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Winter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich selbst genug seyn. Die Besorgung ihrer Angelegenheiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lektur, konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit beschäftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und die Verstand und Geist genug besäße, um an derselben bey Spaziergängen (die sie auch in schönen Wintertagen nicht verabsäumte) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer Unterthanen, eine Gefährtinn zu haben, in deren Gesellschaft sich der Geist, der in der Einsamkeit erschlafft, zu angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne.

Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Marianen, welche ihr daher alle Tage werther ward.

Mariane auf ihrer Seite lebte sehr glücklich. Die Gräfinn verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie bedurfte einer Freundinn. So verflossen die Wintermonate unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß der Umgang mit einer Dame, welche so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, Marianen zu ihrer Bildung ungemein lehrreich seyn mußte. Die von der Gräfinn sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belesener ward, so wußte die Gräfinn doch, durch feinen Scherz, sie von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in Kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen worin Mariane lebte, war das Andenken an Säugling; und vielleicht ist eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil dadurch die Einförmigkeit ihrer Empfindungen mannich-

faltiger wird. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied wodurch sie getrennt worden, und war zuweilen ungehalten daß er ihr keine Nachrichten von sich gebe; dann überlegte sie wieder daß er ihren Aufenthalt nicht wissen werde, und indem sie ganz leise den Gedanken dachte daß sie an ihn schreiben könne, erröthete sie als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte sodann wieder in Gedanken über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr ein, daß sie der Frau von Hohenauf versprochen hatte alle Verbindung mit Säugling aufzuheben; und dann entschloß sie sich ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz selbst indem sie ihn auszuführen dachte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Mariannens Zustand. Er hatte vermittelst des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an um zu muthmaßen

wohin sie gerathen sey; aber vergebens. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schattenbild die zärtlichsten Seufzer abzusenden. So verging der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen in Ermangelung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt wenn er sie besingen wollte, und über beides von Rambold geschraubt ward.

Im Frühlinge, nachdem er auf dieser zweyten Universität ein Jahr gewesen war, berief ihn sein Vater, der sich nach geendigtem Kriege in Westphalen ein Landgut gekauft hatte, nach Hause. Er reisete mit Rambold ab, und nahm seinen Weg über den Landsitz seiner Tante, die sich stellte als hätte sie den Vorfall mit Marianen ganz vergessen, und ihn mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Demungeachtet wagte er nicht, sich nach Marianen zu erkundigen. Aber die Tante selbst nahm einst Gelegenheit mit lächelndem Munde eine Neuigkeit zu sagen, die wie ein Blitz in seine Seele fuhr: »Daß die Mariane, die einst ein »flüchtiger Gegenstand seiner Neigung gewe»sen, in Franken bey einem Edelmanne fran»zösische Mamsell worden, und kürzlich den »Jaformator, dem der gnädige Herr eine

verledigte Pfarre gegeben hätte, geheurathet »habe.«

Sie erdichtete diese Nachricht nicht ohne besondere Absichten. Zu Folge ihrer beständigen Leidenschaft ihre Familie zu erheben, wünschte sie daß ihr Neffe eine Adeliche heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkolb gerichtet, die von altem Adel aber nicht von großem Vermögen war, und mit ihrer Mutter, einer Wittwe, auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Hohenauf zweifelte nicht daß die Frau von Ehrenkolb durch den großen Reichthum, welchen der junge Säugling als ein einziger Sohn zu erwarten hatte, leicht bewogen werden könne in diese Heurath zu willigen. Sie sah schon in Gedanken, der alte Säugling, da er bereits ein Rittergut besitze, werde sich adeln lassen und seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im Voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein paar Generationen, zu den angesehensten des Landes gezählet werden könne.

Die Frau von Hohenauf hatte ihrem Nef-

sen von diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt; und er konnte sich, ihm so fremde Gedanken nicht aus eignem Triebe in den Kopf kommen lassen: denn er war bloß mit seinen Gedichten und mit seiner Liebe zu Marianen beschäftigt. Seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, sang er gar fleißig an Sie gerichtete Lieder, und las sie in der Deutschen Gesellschaft des Ortes vor. Diese Sammlung hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über den Gedanken daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich, und ergötzte sich dabey mit den angenehmsten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden wenn er einmal von Marianen Nachricht erhalten, und ihr diese Folge von Gedichten überreichen sollte. Man urtheile also, wie groß seyn Schmerz seyn mußte zu hören, daß Mariane seine Liebe leichtsinniger Weise sollte vergessen haben, und daß folglich alle diese zärtlichen Liebesseufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den starken selbstständigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggeheurathet

wird, sich nothwendig erschießen oder in einen Fluß stürzen müssen; dennoch irrte er oft trostlos in dem nahe gelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, sondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen seine Noth. Er sang manche Lieder voll verliebter Verzweiflung, und endlich eins worin er der Liebe ganz und gar entsagte. Dies letztere gefiel ihm außerordentlich; denn es schien ihm feierlicher, als alle seine vorigen Lieder. Sein verliebter Schmerz brachte also neue Geisteswerke hervor, und ward durch das Wohlgefallen daran nach und nach gelindert.

Zweyter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein Tochter, begaben sich auf geschehene Einladung nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Das Fräulein stand in der Blüthe ihrer Jahre, denn sie war noch nicht völlig achtzehn alt. Ihre standesmäßige Erziehung hatte sie der Aufsicht einer Französinn zu danken, die in ihrem Vaterlande eine Trödelkämerinn gewesen war, in Deutschland aber, mit dem Reste ihrer Bude ausgeschmückt, sich zur

Comtesse erhob. Nachdem diese Pariserinn verschiedene deutsche Höfe besucht und auf maskirten Bällen und auf Lustschlössern mit Herzogen und Reichsfürsten gegessen und gespielt hatte, ließ sie sich endlich, des Hoflebens satt, aus angeborner Gutherzigkeit bereden, ein deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris gelernt hatte, obgleich freylich nur aus der dritten oder vierten Hand. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte ungemeine Ehre, indem sie Alles was ihr die Französinn anpries noch zu übertreiben wußte. Sie konnte mit geläufiger Zunge jedermann Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal sprechen und thun, um in Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; widersprechen, um eigensinniger Laune Lauf zu lassen die oft für lebhaften Geist genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit schmollen zu können; in einem Nachmittage an sechs Orten, und allenthalben abwesend seyn; in der ganzen Gesellschaft am lautesten reden und am wenigsten sagen; sich putzen, schminken, spie-

len, tanzen, liebäugeln und Sentimens plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz sie besaß den bon ton vollkommen, und hatte sich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter an einem benachbarten fürstlichen Hofe zum erstenmal als eine ausgemachte Petitemaitresse gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange selbst nicht übel zufrieden: denn sie hatte mehr Aufsehen gemacht als irgend ein anderes Fräulein; einige ihrer Moden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters kamen gegen sie nicht mehr in Betrachtung, die Anbeter drängten sich um sie, Geschenke, Nachtmusiken, Bälle wovon sie die Königinn war, folgten sich unaufhörlich, und sie besaß wirklich ein sehr großes Packet Liebesbriefe von den bestfrisirten Köpfen des Hofes.

Die Frau von Ehrenhold gehörte zu den guten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genießen. Daß ihr Fräulein Aufsehn machte und gerühmt wurde, gefiel dem mütterlichen Herzen; und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Frivolität setzte, so war doch die kleinste Liebkosung der Tochter hinlänglich, die schwache Frau nachgebend zu

machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug ihr einzubilden ihre Tochter wäre gesetzt und weise.

So ungelegen dem Fräulein der verdrießliche Frühling kam, der sie aus der fürstlichen Residenz auf's Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung zur Frau von Hohenauf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also daselbst wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen welche sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partieen, vom Neide anderer Damen, und von einer muntern Jugend die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegeswagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schüchternen Säugling, der eine so rauschende Petitemaitresse als ein niegesehenes Wunderthier anstaunte und Einen Reverenz über den andern machte, rechnete sie wirklich für nichts. Sie sah sich einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgange aufzustehn, sich zu putzen ohne gesehen zu werden, den lieben langen Tag

in frischer Luft und in grünen Auen herumzugehn, und des Abends sich zu einer einsamen Whistpartie zu setzen, wobey sie keine andere Beschäftigung hatte als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indeß die Frau von Hohenauf ihren Neffen so viel möglich in dem besten Lichte darzustellen suchte, und er selbst, dem es zur andern Natur geworden war holdselig gegen jedes Frauenzimmer zu seyn, an Achtsamkeiten gegen das Fräulein nichts ermangeln ließ; so faßte sie ihn endlich in die Augen, und wollte, da sie an seiner Kleidung einen ziemlichen Geschmack bemerkte, aus langer Weile versuchen ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dies gelang ihr, über Vermuthen; denn kaum hatte sie den ersten Bogen von Säuglings gedruckten Gedichten gelobt, welche er nicht ermangelte ihr vorzulesen, so zeigte er sich gleich als einen ganz andern Menschen. Seine weibische Schüchternheit hatte der ungestüme Rambold durch Schraubereyen wegzuspotten vergebens versucht; aber sie verschwand, da er einer petillirenden Petitemaitresse gefiel, und ihr wieder gefallen wollte. Er fing an zu schwatzen, zu widersprechen, sich dreymal

in einer Minute herumzudrehen, zu antworten ehe die Frage vorbey war, und zu fragen ohne Antwort zu verlangen, jedermann dreist in die Augen zu sehen, und sich des c'est pour cela! eh mais! tant pis! und tant mieux! so geschickt zu bedienen, daß man schier hätte glauben mögen er habe mondes. Dabey war, weil er seine liebe Poesie nie vergaß, das Fräulein der Gegenstand aller seiner Gedichte; ja weil er überhaupt (wie mehrere junge Poeten, und alte Poeten die lange jung bleiben) nur allzugeneigt war seine poetischen Phantasieen ins wirkliche Leben zu übertragen, so dünkte ihm oft, daß er etwas für das Fräulein empfinde, welches er, ohne Bedenken würde Liebe genannt haben, wenn ihm nicht sein gutes Herzchen augenblicklich geklopft, und ihn erinnert hätte, daß er seine obgleich ungetreue Mariane noch nicht vergessen müsse. Das Fräulein ihrerseits betrachtete ihn als ihre Kreatur, und triumphirte, einen Anbeter, und zwar einen Anbeter von einer so neuen Gattung als ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn sie hatte noch nie deutsche Verse gesehen, noch weniger Verse, deren Gegenstand sich auf sie

selbst bezog. Diese neue Seltsamkeit war hauptsächlich die Ursach warum sie Säuglings Gedichte so allerliebst fand, obgleich der Verfasser wirklich glaubte, die Vortrefflichkeit seiner Verse hätte das allein bewirkt. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum! Denn wenn z. B. unsere Deutschen Hofleute neben ihrer gewöhnlichen standesmäßigen Französischen Lektur zuweilen auch ein Deutsches Buch durchblättern und davon reden, so geschieht es gemeiniglich bloß deshalb, weil sie dadurch am Hofe einen gewissen Anstrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der sie unter den übrigen flachen Hofgesichtern ein wenig hervorziehen könnte; indeß halten dies unsere gutherzigen deutschen Genien doch für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit sey nahe da sich der reichste und wollüstigste Theil der Nation des witzigsten und verständigsten nicht mehr schämen wird.

Säugling, dem kein Zweifel über die Wirkung seiner Gedichte einfallen konnte, schwamm in dem Vergnügen seine Geisteswerke von einem so schönen Fräulein bewundert zu sehen. In dieser Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr seine Sammlung von

Gedichten

Gedichten zuzueignen, da deren Abdruck eben geendigt werden sollte. Dies setzte ihn ganz in die Gunst des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, sich vor dem ganzen H. Römischen Reiche deutscher Nation für schön und witzig erklärt zu sehen (denn Säugling hatte in seiner Zueignungsschrift die poetischen Floskeln nicht gespart), war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säugling ein homme adorable schien, und sie bey sich Kraft fühlte ihn wirklich vierzehn Tage nacheinander zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese beständigen Zusammenkünfte eigentlich nur Galanterie und Eigenliebe zum Grunde hatten, so hielt sich doch die Frau von Hahenauf fest versichert, daß Liebe im Spiele wäre; denn sie hatte das Päärchen vom Anfange an mit aufmerksamen Augen betrachtet, und traute sich nicht wenig Geschicklichkeit zu die Geheimnisse anderer zu errathen. Sie freute sich insgeheim, daß ihr Anschlag, fast ohne ihre Bemühung, anfinge so gut von statten zu gehen.

Als nun die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein, nach einiger Zeit auf die

Rückreise nach ihrem Gute dachte, that Frau von Hohenauf schlau genug den Vorschlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in ihrer Gesellschaft reisen sollte, weil der Wohnort der Frau von Ehrenkolb wirklich auf dem Wege nach Westphalen lag den jene zu machen hatten. Daß dem Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist leicht zu erachten; und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden: denn Säugling hatte auch ihre Gunst erlangt, indem er sich zuweilen zu ihr setzte mit ihr zu schwatzen, und wenn sie im Tambour stickte, ihre Arbeit zu loben wußte.

Übrigens fand die Frau von Hohenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkolb ihre Absichten zu entdecken. Ihren Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen vernehmen, der dazu nicht Nein sagen durfte aber auch nicht Ja sagte. Ein schönes Fräulein, und das seine Gedichte liebte, war zwar eine sehr verführterische Anlockung; allein das Andenken an seine Mariane verstattete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem

Landsitze der Frau von Ehrenkolb. Hier ging Säuglings Umgang mit dem Fräulein anfänglich auf die ehemalige Art fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein vorigen Winter bey Hofe hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahre alt; wohlgebildet, plapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit sechsen, hielt einen Läufer und vier Lakaien: alles Dinge, die ihm bey einem jungen Fräulein nach der Welt einen großen Vorzug vor dem armen Säugling zuwegebringen mußten; denn dieser hatte außer seiner kleinen netten geschniegelten Person, einem geringen Anfange von Weltmanieren, und vielen Gedichten, dem Obersten nichts entgegen zu setzen. Er stellte also, von dem Augenblicke an da jener erschien, nur die zweyte Person vor. Glücklicherweise ward er dieses nicht einmal gewahr; denn das Fräulein verstand nicht allein die Kunst sehr wohl, sich mit mehr als Einem Anbeter zu unterhalten, sondern der Oberste, ein feiner Weltmann, der alle Dinge so zu nehmen wußte wie sie waren, wollte

auch nicht umsonst mit einem ihm so neuen Geschöpfe wie ein deutscher Poet, vierzehn Tage lang in Gesellschaft gewesen seyn. Er hatte sich schon seit einiger Zeit in der am Hofe so nützlichen Kunst geübt, sich anzustellen als ob er jedes Ding verstehe oder daran Antheil nehme, was er etwa zu verstehen oder woran er Antheil zu nehmen scheinen wollte. Diese von vielen Hofleuten für ein großes politisches Geheimniß geachtete Kunst besteht, im Grunde, bloß in einigen Geberden und kahlen Gemeinsprüchen, welche, wie in manchen Ländern geringhaltige Münze, in der großen Welt für vollgültig angenommen werden. Die Hofschranzen sehen zuletzt diese Grimasse für etwas Wirkliches an, und bilden sich ein sie verständen viel und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie gemeiniglich von denen durch und durch gesehen werden, welche sie am meisten getäuscht zu haben glauben.

Vermittelst dieser falschberühmten Kunst stellte sich der Oberste als ob er von Gedichten entzückt würde, woran ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Säugling war

sehr zufrieden, da er eben nicht weit sah, und besonders gern glaubte, man müsse es aufrichtig meinen wenn man seine Gedichte lobte. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoß einen andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt Eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkolb auch, weil sie glaubte es könne zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden. Denn daß Säugling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Säugling selbst hatte mit gutem Herzen was ihm die Frau von Hohenauf darüber gesagt hatte, völlig vergessen. Sein ganzer Geist war von dem Vergnügen seine Gedichte täglich vorzulesen und gelobt zu hören so eingenommen, daß er selbst nur in wenigen der Phantasie gewidmeten Minuten an seine ungetreue Mariane denken konnte.

Dritter Abschnitt.

Die Sachen standen auf diese Art in dem Schlosse der Frau von Ehrenkolb, als sie sich

vornahm die Gräfinn von *** zu besuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte schon einigemal diese Reise hintertrieben, weil ihre Gesinnungen mit den Gesinnungen der Gräfinn gar nicht übereinstimmten, und sie sich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringste Vergnügen versprach. Jetzt bestand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widersprechen.

Die ganze Gesellschaft fuhr also ab; und Säugling wiegte sich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geschmack er schon kannte, mit seinen gedruckten Gedichten zu glänzen, unwissend, daß seiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfing sie bey ihrer Ankunft in einem offnen Gartensaale. Der Oberste führte die Frau von Ehrenkolb, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundinn umarmen können, als das Fräulein von Säuglings Hand auf sie zurauschte, und sich mit einem: »Ah ma chere Comtesse, »que je suis ravie de vous embrasser, c'est un »million d'années qu'on ne vous a pas vue,« in ihre Arme warf. Indem dieses geschah,

erblickte Mariane Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale wie eine Salzsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sah noch dähmischer aus. Sie stellte ihm Marianen als eine vorige Bekanntschaft vor, er fing an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundinn nicht kenne? Säugling stotterte abermal, — und besann sich zu spät, zu sagen daß er sich im Gesichte geirret hätte, wußte aber noch nicht welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein er sey von seiner Tante hintergangen worden, konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun entbrannte seine Liebe zu Marianen wieder viel stärker als zuvor. Er hing wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, und er schrieb ihr fast täglich Briefe, indem er sehr selten das Glück genoß sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Mariane hingegen war gegen ihn ungemein zurückhaltend. Sie hatte der Gräfinn, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Säugling, noch weniger von den Verdrießlichkeiten die sie deshalb erfahren hatte entdeckt, wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dies war die Ursache, die sie sich selbst angab; aber sie hatte noch eine andere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich an Säugling eine große Veränderung wodurch er nicht wenig gewonnen hatte. Sonst war er ängstlich bescheiden, in der Meinung dem Frauenzimmer gefalle das Saafte; jetzt hatte er einer rauschenden Hofschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Mariane war scharfsichtig genug diese Veränderung der rechten Ursache zuzuschreiben, zumal da ihr gewisse Achtsamkeiten Säuglings gegen das Fräulein nicht unbemerkt entgehen konnten, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Säuglings Augen gerichtet fand. Dies, nebst der gedruckten Zueignungsschrift, die ihr auch nicht verborgen bleiben konnte, schien sie von einer nähern Verbindung zwischen Säug-

ling und dem Fräulein zu überzeugen, und erregte bey ihr eine kleine Eiferſucht, zu deren Verbergung das Frauenzimmer gemeiniglich eine kalte Zurückhaltung am dienlichſten hält und dadurch dieſelbe gemeiniglich am erſten verräth.

Auf der andern Seite, fiel Mariane auch dem Oberſten in die Augen. Da nun in ſeinem Herzen für mehr als eine Liebe Raum genug war, und er es, vermöge der hohen Meinung von ſeiner eigenen Perſon, nicht für möglich hielt daß ihm ein Frauenzimmer widerſtehen ſollte; ſo glaubte er, Mariane könne gar wohl ein flüchtiger Gegenſtand ſeiner Neigung werden, und ſein Zweck müſſe bey ihr bald zu erreichen ſeyn. Er griff ſie mit der zuverſichtlichen Stellung eines Hofmannes an, ſo wie ein kühner Eroberer eine Feſtung ſtürmt, ohne ſie aufzufordern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeſchlagen worden, oft nicht weiß welche Miene er gegen den Belagerten annehmen ſoll; ſo war auch der Oberſte durch die kalte und verächtliche Art womit Mariane ſeine Liebeserbietungen ausſchlug, um Deutſch zu

reden, ziemlich aus der Faſſung gebracht, und deshalb, um Undeutſch zu reden, nicht wenig intrigirt.

Das Fräulein überſah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre beiden Liebhaber raubte, und ſetzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um den Sieg über ſie davon zu tragen.

Indeß alle dieſe Perſonen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Säuglings Hofmeiſter, einen Meiſterſtreich auszuführen. Rambold war ein ſchwarzhaariger, rothbackigen, wohlbewadeter Magiſter, der auf Univerſitäten zwar ſehr locker gelebt, aber doch auch, mit Hülfe eines offnen Kopfes, ſo viel von den Wiſſenſchaften erſchnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt ſich ſelbſt für ſehr gelehrt, weil er mit der Selbſtgenügſamkeit eines Gecken, der von allem hat reden hören und über nichts nachgedacht hat, über Alles entſcheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn jedermann zu hohnnecken, auch den der klüger war als er, und zu widerſprechen, ehe er noch wußte was er ſagen wollte. Stimmte Jemand ſeiner Meinung bey, ſo war dies genug für ihn, um

das Gegentheil zu behaupten; denn er glaubte seinen Witz zu zeigen wenn er den andern niederschreyen, und seinen Scharfsinn, wenn er auch den ungereimtesten Satz vertheidigen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn seine Philosophie hatte entschieden, daß Wahrheit sowohl als Schönheit und Tugend nur relative Begriffe wären. Diesen Satz glaubte er nicht nur, sondern wendete ihn auch im gemeinen Leben fleißig an, daher er in der Wahl der Mittel seine Absichten auszuführen, eben nicht delikat war.

Dieser feine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und ging damit um sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er durch einen Umweg seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von dem Plane der Frau von Hohenauf sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einträgliche Pfarre versprochen, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, wenn er etwas dazu beytragen würde daß Säugling das Fräulein von Ehrenkolb heurathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Säuglings und Mariannens Zu-

sammenkunft Nachricht gäbe und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

Er schrieb ihr also: Sie müsse Marianen, welche sie, aus weisen Absichten, von ihrem Schlosse entfernt hätte, auch hier wegschaffen, weil ihr Neffe, so lange er ihren Aufenthalt wisse, auch nach seiner Abreise nicht von ihr ablassen würde. Er that dabey den unmaßgeblichen Vorschlag, sie solle insgeheim einen Wagen mit drey starken Kerlen senden, und er nahm es auf sich, ohne großes Aufsehen, Marianen in ihre Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verstehen, daß wenn nur erst die bewußte Pfarre vakant wäre, sich auch ein anständiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch denn Säuglings unbedachtsamer Liebe und Ihro Gnaden Furcht auf einmal könnte ein Ende gemacht werden.

Er schmeichelte sich, Mariane solle es, vermöge seiner klugen Einrichtung nie merken, daß er an der Entführung Theil habe; und sobald er nur seinen jungen Herrn nach Hause gebracht hätte, nahm er sich vor zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauf eine reiche Pfarre und eine schöne Frau zu erhalten: denn daß sich etwa Ma-

riane weigern könnte seine Hand anzunehmen, fiel ihm gar nicht ein.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Rambold auf diese Art sein Plänchen so einfach als künstlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünschten Erfolg, sehr zufrieden mit seiner schlauen Erfindung. Die übrigen Personen hingegen wurden durch ihre Lage unvermerkt immer unruhiger, unzufriedener und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberste beständig nachfolgte, und fortfuhr sie mit vieler Dreistigkeit seiner Liebe zu versichern, so trocken und frostig sie ihn auch abgewiesen hatte. Nicht weniger unzufrieden war sie mit Säugling, den sie im Verdachte hielt daß er das Fräulein heimlich liebte; und weder seine Briefchen, worauf sie nie antwortete, noch seine Verschen, von denen sie argwohnte daß sie mehr aus der Phantasie als aus dem Herzen herrührten, konnten sie zufrieden stellen.

Das Fräulein war äußerst erbittert, alle Versuche ihre beiden Liebhaber wieder zu sich zurück zu bringen, fruchtlos zu sehen.

Weil sie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslassen durfte, so blieb nichts übrig als der armselige Behelf, Marianen das Übergewicht eines höhern Standes fühlen zu lassen. Dies veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, wodurch doch die üble Laune des Fräuleins nicht vermindert ward, da sie Marianen nur kränkten ohne sie zu demüthigen.

Der Oberste war nicht wenig verdrießlich, weil das Fräulein seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, welche er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete dieser sey bey Marianen besser gelitten als er; und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dies kleine Mädchen, welcher er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugedacht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar spröde bezeigte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war unglücklich: denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zu-

rückhaltung nicht ertragen, die er blos einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuzuschreiben wußte, da er ihre verborgene Eifersucht nicht merkte. Dies kostete ihm viele Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zweytes Unglück war, daß seine Gedichte, deren gute Aufnahme in dieser Gesellschaft ihm bisher eine so seltne Glückseligkeit verschafft hatte, nun sehr zu fallen anfingen; wovon er die Ursachen gar nicht einzusehen vermochte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich. Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil sie sich fürchtete ihre geheimen Bewegungen unvermerkt zu verrathen, welche sie zu verbergen so wichtige Ursachen fand. Das Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil ihr die Eifersucht eingab, sie wären an Marianen gerichtet, oder spielten auf sie an; und der Oberste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte, fand nicht nöthig, wie vormals, sich zu stellen als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er in seiner jetzigen üblen Laune sich oft geradezu darüber aufzuhalten. Zum Unglücke für Säugling ward er darin zuweilen von der Gräfinn unterstützt, deren feiner Geschmack schon längst in Säuglings Liedern eine gewisse Einförmig-

keit und Schlaffheit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn fehlte. Da er nun unabläßig fortfuhr täglich neue Gedichte vorzulesen; so nahm sich die Gräfinn im Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jünglinge die kleine Thorheit des Versemachens abzugewöhnen.

Als einst die Frau von Ehrenkolb Mittagsruhe hielt, und die übrige Gesellschaft im Garten spazierte, ergriff die Gräfinn Säuglings Arm, führte ihn in einen Gang besonders, und nachdem sie das Gespräch auf Lektur gebracht hatte, sagte sie ihm gerade heraus: »Gedichte wären nicht die Lektur, die sie am meisten liebte.«

Säugling, nicht wenig beschämt und bestürzt, versetzte mit stammelnder Stimme: »Ew. Gnaden scherzen vielleicht. Es schien »mir doch sonst, als ob Sie die schöne Litte»ratur liebten.«

Gr. O ja! ich liebe sie ungemein. Aber Sie wissen, sie hat einen weiten Umfang, und die Poesie ist nur ein Theil davon. Diesen zu hassen, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, aber nur wenn sie vortrefflich sind; sie wirken alsdann

mit

unbeschreiblichem Reize auf mich, und bleiben meiner Seele tief eingeprägt. Aber Sie wissen, der ganz vortrefflichen Gedichte sind nur sehr wenige. Was die übrigen anbetrifft, so sind sie ganz gute Dingerchen, die man allenfalls einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenlieder sind einem leichter, wenn man sie entbehrt.

S. Vielleicht sprechen Ew. Gnaden nicht ganz im Ernste; die Damen pflegen doch sonst, wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, unter aller übrigen Lektur am meisten Gedichte zu lieben —

Gr. Glauben Sie das nicht, mein lieber Säugling; oft kaum wenn wir darin gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzliche lange Weile, wenn man sie uns vorlieset. Wir gähnen innerlich, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständniß. Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Ambos schmiedet,
Die lies't man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner störet unsre Ruh.
So großer Lärm wozu? wozu?

Allein die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen, die sich
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzet, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen:
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!
Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darin zu bleiben, und nicht weit
Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht; am wenigsten wenn die kleinen Dingerchen voll kalter Tändeleyen sind! Meinen Sie denn daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere; aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und wer weiß, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir die Mannspersonen nicht niedlich sehen mögen? Wissen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind und daß ich auf Sie eifersüchtig bin? Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie Sich und Ihre Gedichte nicht mehr mit Essenzen, und lassen

Sich lieber ein wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl! Schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie Sich in Acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich Sie zum großen Ambos —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen.

»Kommen Sie,« rief sie, weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: »Kommen Sie, meine Liebe, helfen Sie mir »die kleinen tändelnden Liederchen gegen den »Herrn von Säugling vertheidigen. Stellen »Sie Sich nur vor, er will ihnen entsagen! »Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er »große mächtige Hexameter schmieden wollen, »und dann ist er für uns verloren. —«

Das Fräulein antwortete mit sauersüßer Miene: »Ach nein! dazu ist der Herr von »Säugling viel zu zärtlich! Er wird nur »merken, was ich schon lange gedacht habe, »daß die deutsche Sprache überhaupt zu bäu»risch ist um liebliche Ideen auszudrücken.

»Er wird künftig französisch schreiben, für »die große Welt, nicht für die ungeschliffenen »deutschen Bürger. Er liebt ja ohnedies die »französische Nation vor allen andern.« Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen kam, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort:

»Nein! Säugling, wenn doch einmal »das Schicksal beschlossen hat daß es Ihnen »unglücklich gehen soll, so werden Sie lieber »ein Original, als ein solches Mittelding »wie die meisten Schriftsteller sind die in »Deutschland französisch schreiben: in Frank»reich fremd, in Deutschland nicht zu Hause. »C'est à Paris qu'il faut écrire! ruft der »Franzose mit vollen Backen, und wenn er »von seiner Sprache redet, mag er immer »Recht haben.«

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes, aber todtkrankes

Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgingen, begab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erläuterung unter vier Augen gehabt, wodurch ihre gute Laune eben nicht vermehrt worden war. Von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sichs auch für eine Petite-maitresse gebührt, war sie nun äußerst bitter darüber daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, und ließ jetzt ihren Zorn durch eine Menge Spöttereyen über Säuglings unveränderliche Ergebenheit gegen Marianen ausbrechen. Der Oberste, ganz froh daß ihre Pfeile nur auf Säugling gerichtet waren, hielt sich außer dem Schusse, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedies vorgenommen hatte, mit dem Fräulein das er nie geliebt hatte ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nach-

drücklich, obgleich anständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Lobe über, wovon es immer voll war. Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rückte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruß stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Mariane zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: »Das unglückliche Frauenzimmer ist höchst zu bedauern. Sie ist eine »Person bürgerlichen Standes von guter Herkunft. Sie hat einen Leutnant aus Liebe »geheurathet, der kurz vor dem Frieden in »einem Scharmützel tödtlich verwundet ward. »Er erhielt zwar wegen seines Wohlverhaltens eine Kompanie, aber das Regiment »ward nach erfolgtem Frieden abgedankt. Sie »hat, in seinem langwierigen Krankenlager, »was sie gehabt zu seiner Heilung verwendet, »und nun ist er gestorben. Sie sieht im Begriffe zu weit entfernten Verwandten ihre »Zuflucht zu nehmen. Von Gram und Nachtwachen entkräftet, ist sie unterweges so krank »geworden, daß sie ohne Lebensgefahr nicht »weiter reisen kann. Den Beweis dieser Aus-

»sage haben wir in einigen Briefschaften der »Kranken gefunden. Die Gräfinn ist sehr »gerührt, und hat mich vorausgeschickt, um »einen Reitknecht nach der Stadt zu einem »Arzte zu senden, und einen Wagen an»spannen zu lassen: denn sie will die Kranke »selbst nach dem Schlosse begleiten. Sie läßt »sich bey der Gesellschaft, ihres langen Außen»bleibens wegen, entschuldigen.«

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge; der Oberste drehte sich auf einem Absatze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth aufs höchste gestiegen war, fuhr hart heraus: »Die Gräfinn beweiset in »der That übertriebene Gütigkeit, daß sie »alles Gesindel bey sich aufnimmt. Eine Per»son von der Landstraße! — Am Ende gehts »Personen so die sich über ihren Stand er»heben wollen. Wer weiß, wo sie Kammer»mädchen oder Gesellschaftsjungfer gewesen »ist. — Es ist Zeit, daß wir abreisen, denn »die Gesellschaft — —« Hier nahm sie eine Prise zur Kontenanz, ließ ihre Dose fallen, und rief Marianen:

»Mein Kind! nehme Sie mir doch die »Dose auf! —«

Mariane, über die ganze Scene erstaunt,

»für wehrlos, und erlauben Sich doch nicht
»anzugreifen? Ist dies wie ein Mann von
»Ehre gedacht? Aber ich bin nicht wehrlos.
»Wenn Sie mir nicht Genugthuung geben
»wollen, werde ich sie mir nehmen, oder
»Sie müßten jede kahle Sticheley doppelt
»von mir zurück bekommen, und es ruhig er-
»tragen wollen.«

Der Oberste ward lauter, Säugling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam zurück, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, forschte nach der Ursache des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und vereinigte beide um so viel leichter, weil der Oberste eben kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte der sanfte Säugling sey ein bloßes Jungfernegesicht, und werde was es auch sey ohne Antwort einstecken.

Unterdeß ging Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie

wußte, die Ehrenkolbiſche Familie werde nächſtens abreiſen. Rambold begegnete ihr, indem er voll von ſeinem Projekte im Garten irrte. Sie gab ihm den Arm, weil ſie durch ſeine Unterhaltung ihre Gedanken am geſchwindeſten zu zerſtreuen hoffte. Rambold ſchwatzte, wie ſchon gedacht, vielerley von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalhiſtörchen, und die gute Marigne, mit einem ziemlichen Anſatze eine Gelehrte vorzuſtellen, mochte gern dieſe gelehrten Diskurſe hören, um ſo viel mehr, da aus der Geſellſchaft der Gräfinn alles Anſehen von Beleſenheit verbannt war.

Rambold hub alſo an, die lange Geſchichte von der Regierung Königs Johann Chriſtoph des Dummen, und Königs Johann Jakob des Geſcheuten *) und von

*) Gelehrte Meinungen, wenn ſie auch eine Zeitlang noch ſo erheblich ſcheinen, und noch mehr die gelehrten Streitigkeiten darüber, werden gemeiniglich bald vergeſſen. Daher iſts vielleicht nicht überflüßig zu bemerken, daß ſich Rambold und Mariane hier von Johann Chriſtoph Gottſched und von Johann Jakob

ihrem Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewannen indem sie verloren, und verloren indem sie gewannen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyen Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan was ihm recht däuchte; und wie man die Demagogen im Verdachte gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Handthierung getrieben hätten ohne ins Forum zu kommen, und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und wie sich da hätten weise und erlauchte Män-

---

Bohmer und von einigen folgenden Begebenheiten in der gelehrten Republik unterhielten, wovon jetzt gar nicht mehr die Rede ist.

ner zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich wenn es beherrscht werde. Hätten ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feierkleider und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jedermann tiefe Reverenze machen, und desgleichen mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen verordnet; und wäre nunmehr alles richtig: nur, wer regieren solle wisse man noch nicht, darüber wären die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinigkeit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath zu kommen; und würden darüber heimliche Unterhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, vielen Antheil habe, und gewiß glaube, wegen seiner weitläuftigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern, noch ein ansehnliches Ehrenamt davon zu tragen.

Alle diese Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Lektur,

nahm. Er fand einen Brief von seiner Tante. Diese wollte nunmehr, nachdem Mariane aus dem Wege geschafft war, weiter keine Zeit verlieren, und empfahl ihm, alles anzuwenden damit seine Verbindung mit dem Fräulein zu Stande käme. Dies war aber, bey seinem jetzigen ganz neuen Schmerze über Marianens Verlust, eine Sache, woran er weder denken konnte noch mochte. Die Frau von Hohenauf schrieb zu gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehrenkolb, worin sie derselben die Absichten ihres Neffen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab. Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn theils hatte sich die Frau von Ehrenkolb niemals vorgestellt, daß ein Mensch wie Säugling, der nicht von Familie war, an ihre Tochter denken dürfte; theils hatte sie jetzt ein viel nothwendigeres Geschäft im Sinne. Das Fräulein von Ehrenkolb verband mit allen Launen einer verfehlten Petitemaitresse noch allen Eigensinn eines verzärtelten Muttertöchterchens. Sie hatte daher den vorigen Abend dem Obersten, der ihrer beständigen Eifersucht ohnedies überdrüßig war, und den Marianens unvermuthete Entfer-

fremdung noch verdrießlicher machte, so übel mitgespielt, daß er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Morgen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem Gute zurückreisete. Das Fräulein vermißte in ihm nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der jetzigen Einsamkeit bemerkte, aber künftig bald zu ersetzen vermeinte. Ihre Mutter hingegen, welche die Sache vom Anfange an viel ernsthafter ansah, befürchtete einen gänzlichen Schwiegersohn zu verlieren, der ihre verschuldeten Güter wieder in Stand setzen könnte. Die Mutter hatte also mit der Tochter eine lange Konferenz über diese wichtige Sache, und die letztere ward endlich so gründlich überzeugt, welch ein nützliches Ding ein Mann von Range und Reichthum für eine Dame sey, die am Hofe leben will, daß sie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Obersten von neuem wieder anzuknüpfen. Aus allen diesen Ursachen antwortete die Frau von Ehrenkolb der Frau von Hahnauf in kalten und stolzen Ausdrücken, und reisete den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wobey Säugling kaum ein mäßiges Kopfneigen beym Abschiede erhielt.

Der Gräfinn hatte Säuglings Liebe gegen Marianen nicht verborgen bleiben können. Da sie mit Marianen auf einem sehr vertraulichen Fuße lebte, so hatte sie durch derselben Neigung gegen ihn, zu erforschen gesucht; Mariane war aber in diesem Stücke gegen sie sehr zurückhaltend gewesen. Jetzt aber glaubte sie, durch die Entführung, schnell ein Licht in dieser Sache zu erlangen. Sie war sehr geneigt, Säuglingen für den Urheber dieser Frevelthat zu halten, worin sie glaubte, Mariane möchte gewilligt haben. Sie ward in dieser Vermuthung bestärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Säuglings Hand geschrieben fand, nebst verschiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgesendet worden, aber jetzt doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider sie abzulegen schienen. Die Gräfinn war daher gegen die arme Mariane äußerst entrüstet, und eben so zornig auf Säuglingen, welcher, wie sie glaubte, die Gastfreyheit schändlich beleidigt und eine romanhafte Liebe vorgegeben hätte um ihre ihre Gesellschafterinn aus ihrem Schlosse zu entführen; wobey sie ihm,

seines züchtigen Anstandes ungeachtet, eben nicht die reinsten Absichten zutraute. Sie setzte Rambalden über die Aufführung seines Zöglings zur Rede, der ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, um nur den Verdacht von sich abzuwälzen. Er unterließ nicht, Marianen noch stärker anzuklagen, und erzählte die Geschichte ihrer Entlassung von der Frau von Hohenauf auf eine ihr sehr unvortheilhafte Art. Die Gräfinn hielt nun ihre Vermuthung für vollkommen bewiesen, und ohne sich näher zu erklären, ließ sie den unschuldigen Säugling so viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich weder die Ursache davon begriff, noch darnach zu fragen wagte, sich entschloß unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen. In diesem Vorhaben ward er von Rambald gar sehr bestärkt, der nichts mehr wünschte als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben, damit er bald zur Frau von Hohenauf zurückkehren und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Gräfinn Abschied, und wurden von ihr bloß mit kalten Höflichkeitsbezeugungen entlassen.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zerstreut, und jeder war, einzeln für sich, mißvergnügt: bis auf den boshaften Ramibold, der sich heimlich freute, daß sein Anschlag so gut zu gelingen schien; und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darin fand, während der Reise, über seine Entfernung von Marianen, einige Stanzen in sein Schreibtafel zu schreiben.

Sechster Abschnitt.

Unterdessen dies vorging, war Mariane mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie durch öftere Fragen hätte erfahren können wohin sie sollte gebracht werden. Die Landstraßen wurden so viel möglich vermieden, und nur auf abgelegenen Vorwerkern schon bestellte Pferde gewechselt, ohne daß Mariane aussteigen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwendig quer über einen Hochweg. Mariane erblickte auf demselben einen Postwagen. Sie schrie so stark sie konnte. Ihre Begleiter wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem Kutscher er solle eilen, welches

auch geschoh; aber auf Marianens fortdaurendes Geschrey, fuhr der Postwagen nicht allein geschwinder, sondern ein Mann zu Pferde, der neben demselben ritt, kam immer näher und hohlte in kurzem die Kutsche ein. Er gebot dem Kutscher zu halten, der sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward eine Büchse auf den Reiter gerichtet; allein indem sie losgedrückt wurde, schlug er sie mit seinem Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße mit grobem Hagel verwundete. In diesem Augenblicke öffnete Mariane auf der andern Seite den Schlag, und sprang heraus. Der auf dem Bocke sitzende Bediente traute sich nicht dieses zu hindern, weil der Postwagen ganz nahe kam, von dem vier oder fünf Reisende absprangen und zu Hülfe eilten; daher der Kutscher mit verhängtem Zügel davon jagte.

Mariane war im Springen gefallen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der mit einem Spanischen Rohre in der Hand vorangelaufen war und den Wagen beynahe erreicht hätte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Er-

staunen, so erblickte sie ihren Vater und lag in dessen Armen. Während beide sich ihrer Freude über diese unerwartete Zusammenkunft überließen, besichtigten die übrigen Reisenden den Verwalter, den das Schrot nahe am Schienbeine gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, welchen Mariane gleichfalls bestieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Beschädigung, nachdem den andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie beschlossen also zur Gräfinn zurückzukehren, zumal da der Verwalter in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus miethete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariane und der Verwundete vorwärts; Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen: denn Sebaldus, durch die Freude seine Tochter wiedergefunden zu haben ganz verjünget, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Verwalters Pferd, und trabte frisch neben dem

Wagen her. Da ihm dies in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe wo sie Mittags anzuhalten gedachten, die Mahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte der Weg sey nicht zu verfehlen. Sebaldus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus dem Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie nicht nur keine Mahlzeit bestellt, sondern, was noch mehr, auch Sebaldus war nicht zu sehen. Mariane und Hieronymus wurden dadurch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden vergeblich auf seine Ankunft gehofft hatten, schickten sie einige Bauern auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurückkamen ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch sich ihre Angst nicht wenig vermehrte. Sie warteten noch diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bekümmernüß weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie gelangten in kurzem auf dem Gute der Gräfinn an. Mariane begab sich sogleich

mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfinn mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasungen, sehr wider die gute Marianne eingenommen, welche daher von ihr sehr kalt bewillkommt wurde. In der That war der äußerliche Anschein ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfinn, wie die Entführung veranlasset worden, konnte sie nichts mehr antworten, als sie sey von unbekannten Leuten auf einen unbekannten Weg geführet, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dies klang unwahrscheinlich, und es that Marianen im Gemüthe der Gräfinn noch mehr Schaden, daß sie schien die Wahrheit wissentlich verhehlen zu wollen. Die Gräfinn warf ihr vor, daß sie ihr, ungeachtet ihres vertraulichen Umgangs, aus den Vorfällen bey der Frau von Hohenauf und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen ein Geheimniß gemacht hätte; obgleich aus Säuglings gefundenen Briefen die Beschaffenheit der beiderseitigen Verbindung genugsam erhelle. Sie erinnerte Marianen an ihre und seine Verlegenheit bey seiner Ankunft,

und an viele andere kleine vorher nicht bemerkte Umstände; wozu noch der ungewohnte Eifer kam, womit Säugling sie gegen den Obersten vertheidigt hatte. Alles dies zeugte wider Mariannens Aussage, die sich durch nichts rechtfertigen konnte als durch ihre Thränen, und die Gräfinn wußte wohl, daß Thränen oft die Waffen der Unschuld, aber eben so oft auch der Deckmantel der Verstellung sind. Hieronymus Vorstellungen, dem überdies alle vorgefallenen Begebenheiten unbekannt waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab, und sagte zu Marianen: »Es ist in dieser Sache »ein Geheimniß, das ich nicht aufzuklären »vermag. Ich liebe Sie, und wünsche da»her Sie möchten unschuldig seyn. Sind Sie »es, so erinnern Sie Sich doch aufs künftige, »daß ein Frauenzimmer jedem Manne einen »ungebührlichen Vortheil über sich einräumt, »mit dem sie sich in einen geheimen verlieb»ten Briefwechsel einläßt, wäre es auch in »der unschuldigsten Absicht, und daß dadurch »Verdacht erregt werden kann, wo sie es am »wenigsten wünschet. Eine solche kleine In»trige kömmt einem jungen Mädchen, ich

»weiß es wohl, gar allerliebst empfindsam »vor; es dünkt sich so vom gemeinen Haufen »unterschieden, einer Sapphy oder Hero »so ähnlich, wenn es an seinen Phaon oder »Leander denken und schreiben kann. Dieses romantische Wesen aber (wozu Sie, »liebe Mariane, einige Anlage haben) ist »zwar in Büchern und in Gedichten schön »und gut; allein wenn es ins gemeine Leben »gebracht wird, verursacht es, daß sich niemand in die Lage schickt in die er vom »Schicksale gesetzt ist, sondern eine eigne Welt »für sich allein haben will. Ich wenigstens »bin keine Liebhaberinn der Seltsamkeit, und »verlange eine Gesellschafterinn die davon »ganz frey ist. Die unbekannte Person die »sich für Sie so stark interessirt, wird nicht »sogleich ablassen; und dies könnte sich in »eine neue Entführung oder sonst in eine »unvermuthete romanhafte Scene endigen, »dergleichen ich in meinem Hause nicht erfahren mag. Wir können also nicht auf »dem vorigen Fuße zusammenbleiben. Indeß »sollen Sie nicht verstoßen seyn. Bleiben »Sie bey mir bis Sie auf eine anständige »Art versorgt werden; und wenn Sie Sich

»über den letztern unerklärlichen Vorfall rechtfertigen können, will ich selbst für Ihr feineres Glück Sorge tragen.«

Mariane weinte bitterlich, daß sie erst ihren Vater und nun auch ihre Gönnerinn verloren hätte, und daß sie, ohne ihr Verschulden, in einen Verdacht kam den sie nicht widerlegen konnte, und der noch dazu unglücklicherweise wahrscheinlich war. Sie überlegte mit Hieronymus was in ihren jetzigen Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag in ihrem Zimmer halb sinnlos auf einem Lehnstuhle, in Thränen zerfließend. Hieronymus dachte auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verwarf. Endlich besann er sich auf den Freyherrn von D***. Dieser würdige Mann veranlaßte eigentlich Wilhelminens Heurath mit Sebaldus *), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorsatz gefaßt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Böswicht

*) S. Wilhelmine, S. 100.

erheben und keinen rechtschaffenen Mann unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Ränke der Hofschranzen werden mußte und in Ungnade kam; wenn man es Ungnade nennen kann, der Abhängigkeit entzogen und sich selbst, seinen Gütern und seiner Familie wiedergegeben zu werden. Der Hr von D*** lebte seitdem auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als Vater seiner Unterthanen. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe erkundigt, der er in ihrer ersten Jugend sehr gewogen gewesen war, welches den Hieronymus auf die Gedanken brachte, daß Marianne bey ihm die sicherste Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit seinem Reisegefährten, dem Verwalter, wie dieser Vorsatz am besten auszuführen sey. Denn seine Geschäfte riefen ihn auf einen entgegengesetzten Weg; und hier wollte er Marianen auch nicht lassen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Mariannens Unfall sehr zu Herzen zu gehen schien, bestärkte ihn in die-

sen Gedanken; und um ihn noch mehr zu beruhigen, schlug er vor, er wolle Marianen mit sich nach Hause nehmen, wo sie so lange bey seiner Frau bleiben könne, bis seine Wunde völlig geheilt sey; alsdann wolle er sie selbst zum Herrn von D*** bringen, der ihm sehr wohl bekannt sey, auch denselben vorher benachrichtigen.

Hieronymus billigte diesen Vorschlag, mit dem auch die Gräfinn, die Marianen im Grunde herzlich liebte und des Herrn von D*** vortreffliche Eigenschaften kannte, sehr wohl zufrieden war. Sie nahm von Marianen den freundschaftlichsten Abschied, gab ihr mit mütterlicher Fülle des Herzens die weisesten Lehren, und beschenkte sie mit einer ansehnlichen Summe. Mariane empfand was sie an dieser edlen Dame verlor, küßte ihr weinend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und so stieg sie mit schwerem Herzen in den Wagen, und kam in kleinen Tagereisen in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie wissen wie es in der Welt zugeht. Dergleichen Leute glauben bemerkt zu haben, daß diejenigen am weitesten kommen, die sich um den Nutzen anderer viel weniger als um ihren eigenen bekümmern, die niemand Gutes thun als den sie zu brauchen gedenken, und also den hülflosen Unglücklichen liegen lassen wenn er vor ihren Füßen niederfällt, ohne ihn anzusehen, und sich zu dem drängen der sie ein paar Schritte weiter bringen kann. Mit diesen brauchbaren Grundsätzen war er in der Welt ziemlich fortgekommen; denn er hatte sich aus dem allerniedrigsten Stande bis zur Stelle eines Verwalters ansehnlicher adelicher Güter geschwungen, und verwaltete diese mit so gutem Erfolge, daß er die Möglichkeit sah in einigen Jahren einen Theil davon zu kaufen. Dabey hielt er freylich Recht und Unrecht für Dinge, womit man entweder etwas vor sich bringen oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen kann; so lange er also dieses nur nicht zu befürchten hatte, war sein

Augenmerk beständig auf jenes gerichtet. Marianens Entführung, wovon sie selbst die Veranlassung nicht anzugeben wußte, hatte ihn nachdenkend gemacht, daher er, während Mariane und Hieronymus auf dem Schlosse waren, einige Bedienten des Grafen ausschickte, die sich in der Schenke einfanden wo er abgetreten war. Aus den ihm erzählten Begebenheiten von der Gesellschaft die zuletzt auf dem Schlosse gewesen war, und aus allen Umständen zog er nun den Schluß, der Oberste, dessen Neigung zu hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, werde die ganze Sache veranstaltet haben. Er hütete sich aber wohl, davon etwas gegen Hieronymus und Mariannen zu erwähnen; denn er glaubte sich durch diese Entdeckung für das Pferd, mit welchem Eybaldus verloren gegangen war, und für die Wunde die ihm jener unbesiegte Ringier — Wenn was ging es ihn eigentlich an, daß jemand auf der Landstraße entführt wurde? — zugezogen hatte, reichlich bezahlt zu machen. Anstatt also Marianens Aufenthalt dem Hieronymus oder Dr. zu melden, meldete er diesen selben bloß mündlich dem Obersten, und benannte ihm zugleich den Preis, um welchen

er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er ging hiebey deshalb so offenherzig zu Werke, weil er im Laufe der Welt schon oft erfahren hatte, daß vornehmere Leute als er, wenn es sie seiner Absichten wegen zu bestechen nöthig fand, sobald es wirklich ihr Ernst gewesen war, Wort zu halten, lieber geradezu ehrlos um den Preis ihrer Protektion handeln als sich auf eine ungewisse Erkenntlichkeit verlassen wollen.

Der Oberste, den sich das Glück nicht träumen ließ, Marianen so bald wieder zu sehen, noch weniger sie in seiner Gewalt zu haben, ging alle Bedingungen ein. Der Verwalter hatte Marianen noch unter dem Vorwande sie zum Herrn von Orb zu bringen, und mahnte ein Nachtlager ab, weil der Oberste in der Schenke bestellt hatte, sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre. Der Verwalter fuhr also nach dem Herrschaftlichen Hause, wo es dem Aufseher zu kennen vorgab, Hier verblieb er des Nachts heimlich mit Marianen, und den folgenden Morgen bekam sie ihn zu sehen.

Der

Der Oberste war ein Männchen, das, wie wir schon bemerkt haben, von seiner Person eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahre auf Universitäten reiten lernen und Billard gespielt, darauf etwa ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden sich ein Regiment gekauft, das er bey verschiedenen wohlbedeckten Fouragirungen und bey einigen Rückmärschen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehalten in die Winterquartiere geführt hatte; worauf er dann die folgende Zeit meist am Hofe zubrachte. Aus diesem glorreichen Lebenslaufe glaubte er müsse erhellen, daß er ein Mann sey, gelehrt, tapfer, und voll Weltkenntniß. Er suchte alle Dinge zu affektiren, die ihm die Natur versagt zu haben schien. Ungeachtet sein ganzes Wesen flüchtig und läppisch war, pflegte er doch gemeiniglich eine weise Miene anzunehmen und den Zeigefinger an die Nase zu legen, als sagte er etwas gar Tiefsinniges. Ungeachtet ihm die Bequemlichkeit über alles ging, und seine Launen jede Stunde wechselten, redete er doch beständig von Standhaftigkeit, von Anstrengung und Anspannung der Kräfte, von festen Vorsätzen die man unverrückt ausführen müßte. Ob

gleich durch frühzeitige Ausschweifungen fast zu allen Wollüsten untüchtig, war doch Genuß immer sein drittes Wort. Nach dieser Beschreibung sollte man kaum glauben, daß ein solcher feierlicher Hasenfuß in der menschlichen Gesellschaft habe erträglich seyn können, wenn man nicht täglich sähe, daß eine vornehme Geburt, reiche Einkünfte, eine engländische Kutsche mit einem Zuge von Sechsen, und ein ziemlich leidliches Angesicht, eben so große und größere Thoren zu liebenswürdigen Kerlchen machten.

Unser Mann hegte übrigens den ersprießlichen Grundsatz, man müsse in allen Vorfällen um sein selbst willen handeln, daher derjenige der Kraft habe, denjenigen der schwächer sey, ohne Bedenken zwingen dürfe, seinen, des Stärkern, Absichten zu folgen. Da nun das weibliche das schwächere Geschlecht ist; so folgerte er ganz natürlich, daß alle Mannspersonen ein unwiderstehliches Recht hätten alle Frauenzimmer nach eignem Willen zu behandeln. Zwar gab er zu, daß Stand, Erziehung, Stolz, Sprödigkeit und Eigensinn, dem Frauenzimmer eine gewisse Art von zufälliger Stärke geben könnten, die man Tu-

gend nenne; aber er meinte auch, wenn ein Mann, neben der seinem Geschlechte eigenthümlichen Kraft, noch genugsamen Verstand habe die schwache Seite eines Frauenzimmers zu finden, werde er unfehlbar über sie triumphiren. Da er sich nun Verstand in hohem Maße zutrauete; so sieht man leicht wie überzeugt er war, kein Frauenzimmer könne ihm widerstehen.

Er dachte daher auch bey Marianen leicht zu seinem Zwecke zu gelangen. Ihre bisherige Zurückhaltung hielt er für Stolz. Diesem zu schmeicheln, glaubte er, würde das Hauptsächlichste seyn. Er begegnete ihr daher vom Anfange an mit der größten Höflichkeit, selbst mit Unterwürfigkeit. Er ersuchte sie, sein Haus als das ihrige anzusehen, bis der Verwalter zurückkäme, der, wie er vorgab, wegen eines unvermutheten Geschäftes, eine Reise von einigen Meilen habe thun müssen, und versprach sie allenfalls in seiner eignen Kutsche weiter zu bringen. Mariane ließ sich aber in dieser Falle nicht fangen. Sie bestand darauf, unverzüglich auf dem ersten dem besten Bauerwagen, oder auch zu Fuße, weiter zu gehen. Sie sagte dies so ernsthaft, daß

er seinen Angriff änderte. Seine glühende überschwengliche Liebe wurde vorgebracht und seine Anbetung einer Göttinn zu deren Füßen er sich und sein ganzes Vermögen niederlegen wollte. Mariane, voll edlen Unwillens, würdigte ihn keiner Antwort, sondern wollte stehendes Fußes weggehen; das äußere Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Punkt ausgenommen daß sie sich nicht wegbegeben müsse. Mariane voll Unwillen, fragte wer das Recht habe sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Liebe vor; er bat, er beschwor sie, er versicherte auf den Knieen, sie habe von ihm nichts Unanständiges zu besorgen; selbst ihrer Gesellschaft, so angenehm sie ihm sey, wolle er sich entziehen wenn er ihr beschwerlich falle. Mariane warf sich in einen Stuhl und weinte; er fuhr fort zu bitten und zu versprechen; sie mußte der Gewalt nachgeben und wider ihren Willen da bleiben.

Sie begab sich in das ihr angewiesene Zimmer, und untersuchte sorgfältig ob irgendwo ein verdeckter Eingang seyn könne; aber es war alles sicher. Sie frühstückte allein. Nach-

her ging sie in den Garten. Sie bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werde entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht sehen. Es vergingen einige Tage, in denen sie alles empfand was ihr jetziger Zustand Schreckliches und die Aussicht ins Künftige Beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit größter Ehrfurcht. Sie konnte ihm zuletzt nicht abschlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem kurzen Spaziergange in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihn aufs entschlossenste zu versichern daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegreisen lassen möchte; und sie selbst sann beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste ward durch einen so starken

Widerstand, den er nicht vermuthet hatte, noch mehr erhitzt, und fing an andere Plane zu entwerfen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle sinnreiche Mittel entflammter Liebhaber die widerspenstige Gebieterinnen zähmen wollen: z. B. die Ehe zu versprechen und sein Wort nicht zu halten, oder sich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu lassen; seiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben, und sich zu ihr zu schleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthüre machen zu lassen, oder durch einen Kamin hineinzusteigen u. s. w. Weil ihm diese aber sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Klarissa Harlowe, um seine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace anzufeuern, einen Charakter, den er beständig äußerst bewundert hatte, und nicht ohne Ursache; da ihm selbst Leibes- und Geisteskräfte zum Guten und zum Bösen fehlten, um ein Lovelace zu seyn. Bey dieser Lektur fiel ihm auf, daß er das was Lovelacen der Zufall gewährte *), durch

*) S. Geschichte der Klarissa, Deutsche Übersetzung. Vter Th. 7ter Brief. S. 70. u. f.

ausdrückliche Anstalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein paar Vorhänge und ein paar Bünde Stroh anzünden, und pochte nachher mit großem Getöse an ihr Zimmer um sie aufzuwecken. Er glaubte gewiß, sie in dem allerleichtesten Nachtanzuge zu treffen. Er irrte sich aber; denn Mariane, von Anfang an sehr mißtrauisch, hatte in ihren gewöhnlichen Kleidern geschlummert. Sie öffnete die Thür voll Entsetzen, und da allenthalben Rauch und Flammen hereinschlugen, ergriff sie nur ihre Tasche und Uhr, und folgte dem Obersten, der seine Beute durch Dampf und Funken nach einem abgelegenen Gartenhause schleppte, wo sich Mariane athemlos niedersetzte. Der Oberste wollte ihre erste Bestürzung nutzen, fiel ihr zu Füßen, und wiederholte seine Liebeserklärung feuriger als jemals; aber, da er in Kurzem unbescheiden ward, stieß ihn Mariane mit beiden Händen so heftig von sich, daß das Männchen, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules, rücklings zu Boden fiel. Ehe er, vom Falle betäubt noch aufstehen konnte, sprang Mariane in den Garten. Dieser war von

dem daran ſtoßenden weitläuftigen Parke durch eine grüne aber hin und wieder etwas verdorrte Hecke geſondert. Dieſe Stellen hatte ſich Mariane bey ihren Spaziergängen ſchon längſt gemerkt. Sie ſchaffte ſich durch die dürren, zerbrechlichen Sträuche einen Weg in den Park, und da ſie ſchnell das Ende deſſelben erreicht hatte, ſo lief ſie gerade aus ins Feld, ohne ſich umzuſehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Es ist Zeit, daß wir zum Sebaldus zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlassen haben, auf dem er voranritt, um in dem nächsten Dorfe für die nachkommende Gesellschaft eine Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Fuhrmann hatte ihn versichert, der Weg sey nicht zu verfehlen. Dies war auch vielleicht einem Kutscher nicht möglich, aber wohl einem Manne wie Sebaldus, der selten ganz genau auf die Dinge um ihn her Achtung gab, am wenigsten auf das Gleis einer Landstraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er sich in eine Betrachtung über die zweyte Posaune in der Apokalypse vertiefte; wogegen sein Pferd, dem

der Zügel an der Mähne hinabhing, sich kurz darauf an einen vier Schritte vom Wege stehenden Heuschober machte. Nach einigen Minuten merkte Sebaldus, daß das Pferd nicht fortging, und spornte es an ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf demselben ein paar Stunden fortgeeilt waren, wunderte sich Sebaldus noch kein Dorf vor sich zu sehen; doch ließ er sich nicht träumen, daß er den rechten Weg könne verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor die Schenke, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es seitwärts nach dem Stalle zu führte. Er selbst trat sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube um auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gesessen hatte, stand er auf um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verflossenen Zeit schloß, sie müßte schon dicht vor dem Dorfe seyn. Er wanderte fort, das Gemüth

voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen und eine neue Erklärung der zweyten Posaune erfunden zu haben. Er hing sonderlich diesem letztern Vergnügen so stark nach, daß er erst nach geraumer Zeit aus untrüglichen Kennzeichen merkte, er sey auf einem ganz andern Wege als auf dem er gekommen war; denn er befand sich dicht vor einem andern Dorfe, und sah aus der Höhe der Sonne, es sey wirklich Mittag. Er eilte also zurück, und fand zu seinem großen Erstaunen, daß die Gesellschaft noch nicht angekommen war. Er befürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet seyn, und forderte sein Pferd um ihr entgegen zu reiten; aber noch mehr erstaunte er, da niemand von seinem Pferde etwas wissen wollte. Er hatte einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hause angesehen, und ihm sein Pferd gegeben, der sich aber, sobald Sebaldus ins Haus gegangen war, darauf geschwungen und es fortgeritten hatte.

So war er also um seine Gesellschaft und um sein Pferd gekommen, und hatte zum Troste nichts, als seine apokalyptische Entdeckung, und ein übergahres Mittagsessen auf

vier Personen, davon er, bey allem seinen Appetite, sich doch nicht zu essen getraute, weil er immer noch auf die Ankunft seiner Gesellschafe hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger sein Antheil davon zu verzehren; und die Wirthinn nöthigte ihn das Ganze zu bezahlen.

Er wartete den Tag und noch ein paar folgende auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Weil er weder den Namen des Dorfes wo sie ihn einhohlen sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten hatte; so sah er sich auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte um dahin zu reisen. Da er erfuhr, daß der Postwagen nach Holstein den folgenden Tag durch dies Dorf gehen würde, so setzte er sich ohne ferneres Verweilen darauf.

In wenigen Tagen kam er bey dem weiland Kammerjunker an. Dieser hatte am Hofe den Mangel des Verstandes durch reiche

Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber mit einer reichen alten Wittwe verheurathet und dadurch in Stand gesetzt war den Hof zu verlassen, begab er sich auf seiner Frauen Güter, und verdeckte nun den oben gedachten noch immer fortdauernden Mangel durch eine andere Art von Virtü. Er sammelte antike und moderne Münzen und Gemmen, Kopien und Abgüsse alter Statuen und Basreliefe, und allerhand ächte und unächte griechische und römische Alterthümer. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen und darüber zu schwatzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäftigung; daß er sich selbst oft einbildete, er habe Verstand und Gelehrsamkeit. Freylich ging es ihm mit seinem Kabinette zuweilen, wie ehemals mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahrer Alterthümer Münzen und Gemmen, meist mit allerhand Lumpenzeuge ange-

*) S. Wilhelmine S. 99.

fällt, welches er nur aufbewahrte, weil es alt, zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar aussah. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, wodurch er hätte auf den Verdacht kommen können, seine Alterthümer wären unächt, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbeile, Scheidemünzen und Petschafte völlig eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er besaß weiter keine Kenntnisse, als die sich aus Kompendien und Journalen auftaffen lassen, und die ihm die Verkäufer von Münzen und Gemmen einprägten. Auch fand er diese zu seinem Zwecke, sich als eine wichtige Person zu fühlen, so vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte andere und bessere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe besaß, wenn er gelehrte Leute reden hörte, still zu schweigen, und was sie gesagt hatten in der nächsten Viertelstunde wörtlich als seine eignen Gedanken zu wiederholen. Dies that ihm, wie so vielen andern reichen Sammlern, in vielen Vorfällen beynahe eben die Dienste, als ob er selbst gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfing den Sebaldus mitten in seinem Kabinette, wo alle seine Herrlichkeiten zur Schau ausgestellt waren, sitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Elfenbein, doch aber von weiß angestrichenem Holze, mit bloßem halbgeschornen Haupte, wie ein Römischer Konsul, und in einem Schlafrocke zugeschnitten nach dem ächten Modell einer Trabea, welches ihm gegen reichliche Bezahlung von einem gelehrten Professor war mitgetheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderkunst gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieses Römischen Feierkleides endlich einmal herauszubringen. Dieses ist bekanntlich vielen sonst grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geschrieben haben, noch bisher nicht gelungen, vielleicht bloß deßwegen, weil sie alle nicht wußten ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuschneiden muß.

Nachdem der Kammerjunker des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade (denn seitdem er reich geworden ergriff er gern jede Gelegenheit wobey er den Mäcen spielen konnte); doch bedauerte er einen so

gründgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben zu können. Diese Stelle war nehmlich bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, den Schwiegersohn eines Mannes, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Kameo, im ächten Ambra (dergleichen der ehemals berühmte Klotz besaß), und nicht etwa in Bernstein geschnitten, verkauft hatte.

Indeß lud er doch den Sebaldus auf den andern Morgen zum Frühstücke ein; hauptsächlich sich selbst zu Gefallen. Denn, weil es seinen Nachbarn, die ohnedies von allen Alterthümern aufs höchste alte Pokale und alte Bankothaler liebten, schon bekannt war, daß unser gelehrter Landjunker diejenigen die er einmal in sein Kabinett bekommen konnte, so bald nicht wieder herausließ; so konnte er nur selten jemand finden der es besehen wollte.

Der gute Sebaldus, obgleich von aller Kennerschaft weit entfernt, mußte denn auch unter manchem Gähnen und Räuspern wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen

säulen aufgestellt waren. »Man muß damit,« sagte der Besitzer, »schon zufrieden seyn, weil »man die Originale nicht haben kann.« Er ging ziemlich geschwind dabey vorüber; doch fuhr er seiner Venus von Medici sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebaldus, ob ihm derselben Hintertheile auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smollet *). Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickbäuchige Venus, und dickplünschige Minerva, desgleichen verschiedene Apolle die wie Schneidergesellen aussahen, breitschultrige Merkure, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestutzten Nasen. Sodann kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochner Urnen Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und Beile, und einer unzähligen Menge unbrauchbaren Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu ersehen seyn sollte, daß die Leute vor tausend Jahren Messer Schnallen

*) Man s. Smollets Reisen, nach der Deutschen Übersetzung, S. 297.

und Schlüssel gehabt hätten, beynahe eben so wie wir. Von da traten sie ins Allerheiligste, wo die Gemmen und Münzen aufbehalten wurden. Mitten im Zimmer stand des berühmten Lipperts Sammlung von Abdrücken auf einem zierlichen Gestelle. Der Kammerjunker zog ein paar Schubladen davon nachläßig auf, und sagte: »Sie »sind ganz artig, aber doch nur Abdrücke, ich »halte auf Originale.« Er besaß wirklich eine große Menge von plumpen und verzerrten Gesichtern, sehr stumpf in allerhand Steine geschnitten, denen er einen großen Werth beylegte. Auch zeigte er seine Münzen, auf deren vielen er den Sebaldus den edlen Rost bemerken ließ. Sie waren alle unverfälscht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in sehr dicke Pappen gefaßt, so daß man Seite und Rückseite, nicht aber die Ränder sehen konnte *). Er versicherte, daß diese Ein-

*) Es ist bekannt, daß die betriebsamen Leute, welche den Kunstkennern viele Wunder aufheften, auch erfunden haben Münzen auseinander zu sägen, und die Hauptseite und Kehrseite verschiedener Stücke zusammenzusetzen, woraus

richtung sehr niedlich wäre, und daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten Antiquare, so gefaßt, sey verkauft worden. Was er aber mehr als alles andere zu schätzen schien, war eine Sammlung von Belagerungs- und Nothmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Tellern mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, »er besitze nicht wenig Münzen dieser Art, die selbst der berühmte Klotz »in seinem gelehrten Werke de numis obsidionalibus nicht gekannt habe, und er hoffe »in Kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, »nehmlich eine Nothmünze, in einer der »Festungen geschlagen, die der berühmte »Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschießen ließ.«

Indem er so mit großem Eifer seine Sel-

---

denn ganz neue sonderbare Münzen entstehen. Dergleichen haben schon zu sehr gelehrten Erklärungen Gelegenheit gegeben, welche nur durch genaue Betrachtung der Ränder zu widerlegen waren.

tenheiten herausstrich, erblickte er von ungefähr an des Sebaldus Finger dessen Petschierring, worin ein Anker gegraben war *).

»Ey!« rief er aus: »Was für eine schöne »Antike haben Sie da?«

Sebaldus versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Petschierstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte mit sonderbar schlauer Miene:

»Ja! ja! Aber, ob er gleich modern ist, »so möchte ich ihn doch wohl haben. Die ge»schnittenen Steine, von einer gewissen Farbe, »von einem edlen Ziegelroth, gefallen mir. »Ich will ihn Ihnen abkaufen.«

Sebaldus antwortete: er habe den Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte

*) Man s. Wilhelmine S. 50.

dem Sebaldus die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antiker Arbeit; der Stein sey ungezweifelt ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Bayfius noch Amnelius in ihren Werken de re nautica veterum angeführt hätten. Und nunmehr nahm er den Sebaldus, welcher verstummte und sich nicht getraute dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebaldus schrieb an seinen Freund Hieronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft beym Kammerjunker, und seine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Aufenthalte, und ging darauf nach seinem neuen Posten zum Archidiakon Mackligius ab.

Zweyter Abschnitt.

Der Archidiakon Mackligius hatte weder viel gute noch viel böse Eigenschaften, und nur gerade so viel studirt als zum Predigen und zum Beichtesitzen nöthig war: das heißt, sehr wenig. Er predigte aber von seinen Kanditatenjahren an, einen sehr hellklingenden vernehmlichen Tenor, welcher der sämmtlichen erbgesessenen Bürgerschaft sehr gefallen mußte; denn er war frühzeitig zum Diakon an einer Kirche seiner Vaterstadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht nur in die Archidiakonatsstelle, sondern ein Edelmann der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Filial eines Stadtpredigers war, gab ihm dieselbe noch nebenher zu verwalten.

Mackligius hatte, beym Antritte seines Amts, alle Bücher die man in diesem Winkel Holsteins für symbolisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der besondern Formula committendi seines Städtchens von jedem Prediger verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben. Er war dabey sehr beruhigt, weil

er nunmehr durch einen heiligen Eid alles Nachdenkens über die sämmtlichen in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren überhoben zu seyn glaubte. Zwar wußte er wohl, es sey noch erlaubt dieselben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere Beweisgründe dazu aufzufinden, hielt aber weislich für gut, dies zu unterlassen, weil er gar nicht einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisgründe nöthig seyn sollten. Denn es hatten ja alle Geistlichen einen schweren Eid geleistet sie zu lehren, und man wußte, seit mehr als hundert Jahren, in den Marschländern kein Beyspiel daß ein Laie einen Zweifel darüber gehabt hätte; überdies war in unvermuthetem Falle leicht abzusehen daß man einen solchen, durch Versagung der Absolution und Wegweisung vom Abendmahle, genugsam würde im Zaume halten können. Er hielt sich also im Gewissen verbunden, die Zweifel, die ihm obwohl sehr selten aufstießen, denen zur Verantwortung zu überlassen von denen er war vereidet worden. Da er also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit die ihm davon übrig blieb, brachte

er, zur Motion, mit Graben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; er war nehmlich ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Nelkenarten und Tulpenzwiebeln und zog sie in großer Vollkommenheit. Eine unverdächtige Beschäftigung; denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu sich zu rufen pflegte. Daneben hatte er noch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und pflegte bey aller Gelegenheit Sprüche anzuführen; welches ihm, wenn sich der Inhalt auch gar nicht zur Sache schickte sondern nur etwa ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht in Büchern, und weil er meist aus dem Stegreife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt und selbige wöchentlich nachtrug. Diese hatte er in so guter Ordnung, daß mit Einem

Blicke zu übersehen war wer im letzten Vierteljahre nicht gebeichtet hatte. Ein solches Beichtkind zeichnete er sich an, um bey demselben, so bald sichs thun ließ, einen Hausbesuch abzustatten; wobey er dann gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf diesen Glaubensartikel am strengsten hielt. Sonst that er niemand etwas Böses; und ob er gleich, wenn es sein Evangelium mit sich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu schelten wußte, so war er doch im gemeinen Leben ein ganz umgänglicher Mann, der, wenn sich jemand an ihn wendete, gern mit Rath an die Hand ging, auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Steuer bekennen müssen, dem ehrlichen Mackligius ziemlich fest ans Herz gewachsen war.

Eben auch die Begierde seine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn den Sebaldus in sein Haus zu nehmen, und der Unterricht seines Sohnes war eigentlich nur eine Nebensache. Denn da Ehrn Mackligius der heilsamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menschlichern Studien

(humaniora), das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müsse, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß die ein Theologe braucht, sehr füglich bis zur Universität verspart werden könne: so bestand die Unterweisung des jungen Heinz Mackligius beynahe bloß darin, daß er wechselsweise ein Pensum aus Dieterici Institutionibus catecheticis, aus Rhenii Grammatica latina, und aus Wellerii Grammatica graeca auswendig lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buchstabierte. Nun besaß Heinz Mackligius (der nach dem zu urtheilen was man in frühen Jugendjahren an ihm bemerkt hat, gewiß noch ein Pfeiler der orthodoxen Kirche werden muß) eine so glückliche Gabe, Regeln die er nicht verstand, auswendig zu lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahe gar keine Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Unterricht, neben seinem Predigtamte Gartenbaue und Hühnerfüttern, ganz gemächlich abwarten können; würde also auch wohl nicht daran gedacht haben für denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm nicht bey herannahendem Alter das Predigen in seinem Filiale allzubeschwerlich gefallen wäre. Der Weg

war weit, und wenn er nach geendigter Predigt in der Sakristey den Klingebeutel ausschüttete, so schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Das verdroß ihn dergestalt daß er einst das Filial ganz aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte, daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauungen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden wenn sie ausblieben, ungerechnet noch die Käse und die Butter nebst den fetten Hammeln und Gänsen, woran die gottseligen Marschlandsbauren ihre Seelenhirten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Gedanken, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und demselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Filiale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen; das Beichtgeld hingegen, nebst den Tauf- Trauungs- und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art berechnete er klaren Vortheil. Er wälzte den Unterricht seines Sohnes und die beschwer-

lichen Filialpredigten von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr Weniges vermindert.

Dieses sehr Wenige war indeß, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebaldus völlig hinreichend. Er that also sein doppeltes Amt mit herzlicher Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr zufrieden, bis ein kleiner Umstand seine Ruhe störte, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Rumor erregte.

Dritter Abschnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwey Meilen in der Runde um dieses Städtchen, ein sehr nützliches Institut angefangen, das wir allen Landpredigern innerhalb und außerhalb Holstein zur Nachahmung höchlich anpreisen wollen. Es ist ein sehr gemeiner, und oft nicht ungegründeter Vorwurf den man diesen Landgeistlichen macht, daß sie endlich selbst zu Bauern würden, und gänzlich vergäßen daß sie Gelehrte sind.

Die Hauptursache davon ist wohl, daß sie selten zusammenkommen, außer etwa auf Synodalversammlungen oder auf Wittwenkassenberechnungen. Sie erfahren daher nichts von dem was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren alle Lust sich um gelehrte Sachen zu bekümmern die ganz außer ihrem Gesichtskreise liegen.

Diesem Übel vorzubeugen, war, auf Veranlassung des jüngsten Diakonus in der Stadt, Ehrn Pypsnövenius, unter den sämtlichen Landpredigern dieser Diöces die Verabredung getroffen worden, daß sie, besonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen sich zuförderst sämtlich barbieren, auch sollen sie wohl, unter der Hand, Dispositionen von vorjährigen Predigten gegen einander ausgewechselt haben die dadurch auf dieses Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben sie sich zu Ehrn Pypsnövenius, wo sie die neuen Stücke der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit *) alle-

*) Diese gelehrte Zeitung ist eigentlich längst vergessen; aber so wie manche Sträucher nicht

mal auf dem Tische fanden. Wenn diese gelesen und darüber diskurirt worden war, so wurden wohl wenn es die Zeit erlaubte noch andre neue oder nützliche Bücher vorgelesen; z. B. des Herrn D. Heins patriotischer Medikus, verschiedene Deutsche Schriften des Herrn D. Crusius, als der Gnomon oder Zeiger zum richtigen Verstande des Propheten Jesaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die prophetische Theologie u. a. m.; die neuesten lateinischen Verse der Hamburgischen Gymnasiasten, auch wohl einige ungedruckte neue exegetische Entdeckungen des Herrn Erichson in Storkow, oder neue politische Remarken und Epigramme vom Herrn Westphal in Tönning.

Wenn dieses abgethan war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gesetzte Zeche von sechs Lübsch-

---

unter dem Linneischen, wohl aber unter dem ~~Trivialnamen bekannt sind, möchten~~ sich vielleicht noch Einige des Trivialnamens der schwarzen Zeitungen erinnern. Anmerk. der vierten Auflage.

schillingen, eine Abendmahlzeit von Holsteinischem Rauchfleische und Schlackwürsten nebst gutem Eutiner Biere aufgetragen. Dabey zeigte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann was an seinem Orte Merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge oder Drillinge, Kälber mit sechs Füßen oder Hunde mit zwey Köpfen, Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchenzucht aber durfte kaum irgendwo aufducken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beseufzet, die inländischen aber (die freylich sehr selten vorfielen) zur Ahndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Reinigkeit der Lehre in dem ganzen Kirchsprengel nicht wenig befördert; denn Ehrn Pypsnövenius trug das was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit am folgenden Sonntage, nach geendigter Vesper, dem Kirchenpropste Ehrn D. Puddewustius zu, der sodann nach Beschaffenheit der Umstände die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Einst berichtete auch in dieser Versamm-

lung einer der Landprediger, Ehrn Suurſnu-tenius, daß ſein Schulmeiſter, ein Leinweber und feiner wachſamer Mann der die ſymbo-liſchen Bücher ad unguem auswendig wiſſe, um vergangnen Sonntage in dem Filiale Ehrn Mackligii von deſſen Informator eine Predigt gehört habe, worin behauptet wor-den: »Man müſſe die Chriſten von andern »Religionspartenen als ſeine Brüder lieben.« Ehrn Suurſnutenius ſetzte für ſich hinzu: Hieraus würde folgen, man müſſe auch die Kalviniſten als ſeine Brüder lieben; welcher Satz bey jetzigen Umſtänden um ſo viel be-denklicher ſey, da ja bekanntlich, aller Vor-ſtellungen Rev. Ministerii ungeachtet, verſchie-dene Kalviniſche Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum großen Schaden und Ärgerniſſe der alt-evangeliſchen Einwohner, die noch wohl würden in Hütten und Keller weichen, oder gar den Wander-ſtab ergreifen müſſen, wenns ſo fortginge. Noch wolle der Schulmeiſter erzählen, der Informator habe auch gepredigt: »Gott ſehe »aufs Herz, und nicht auf die Lehre; man »müſſe daher auch tugendhafte Juden und »Heiden nicht geradezu verdammen.« Er,

Suur-

Suurſmutenius aber wolle, weil es gar zu arg ſeyn würde, der chriſtlichen Liebe gemäß glauben, der Schulmeiſter könne hierin wohl falſch gehört haben.

Die Geſellſchaft ging auseinander. Aber dieſe Nachricht ward, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehrn Pypſnöderius dem Kirchenpropſte D. Puddewuſtius wieder erzählt. D. Puddewuſtius ſchüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umſtänden, und ſchüttelte wieder. Er ſtieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder dreymal den linken Zeigefinger an die Naſe, und nach reifer Überlegung entſchloß er ſich beym Archidiakonus Ehrn Mackligius ſelbſt nähere Anfrage zu thun.

Um bey der Unterſuchung ſolcher wichtigen Angelegenheit deſto weniger Aufſehen zu erregen, beſuchte der Propſt und der Diakon den Archidiakon am Montage nach Tiſche, als ob es nur von ungefähr im Vorbeygehen geſchähe. Sie fanden ihn im Garten, im Kümiſole, eine alte Nachtmütze auf dem Kopfe und eine Schürze vorgebunden, den Spaten in der Hand, beſchäftigt den vorher auf ein Salatfeld ausgebreiteten Dünger unterzugraben.

Bey der unvermutheten Ankunft des Propstes war zwar der Archidiakon ziemlich betroffen, holte aber gar bald aus dem naheliegenden Gartenhause eine genähte baumwollne Perücke nebst einer alten Summarie die ihm im Hause statt eines Schlafrocks diente, so daß es, weil der Kirchenpropst sehr langsam einherging und der Archidiakon sich sehr geschwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war seinen geistlichen Obern zu empfangen.

Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom schönen Wetter abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Flusse in der Schulter und den Rückenschmerzen denen Se. Hochwürden zuweilen unterworfen waren, geendigt worden, folgte die Klage über die schlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angesetzten Kalvinischen Tuchmacher erwähnt wurden; und hiervon kam D. Puddewustius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldus von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen sollte gehalten haben. Ehrn Macklighus war über den Inhalt derselben nicht wenig bestürzt. Er versicherte, er würde an

keinem seiner Hausgenossen solche irrige Lehre dulden, und wolle sogleich den Informator rufen lassen, daß er sich selbst in Gegenwart Sr. Hochwürden verantworte. Der Propst aber wollte dies nicht gestatten, damit es nicht etwa in der Stadt ein Aufsehen geben möchte. Er ermahnte nur Ehrn Macklgium, seinen Informator insgeheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich so gepredigt habe, und ihn vor fernerer Neuerung in der Lehre ernstlich zu warnen, im weitern Übertretungsfalle aber ihn gleich abzuschaffen. Er versicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hornviehseuche durchs Todtschlagen der kranken Häupter und die Heterodoxie durch Absetzen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt würden, und daß in beiden Fällen alle andere Mittel zu weitläuftig und überdies zu unkräftig wären. Hiermit nahmen die beiden Geistlichen Abschied.

Vierter Abschnitt.

Macklgius ließ den Sebaldus sofort rufen, und befragte ihn über seine am Sonntage vor acht Tagen gehaltene Predigt. Er

baldus läugnete gar nicht daß der Inhalt so gewesen wie ihn der Küster angegeben hatte. Der Archidiakonus erstaunte zwar nicht wenig; weil er aber sonst mit seinem Informator wohl zufrieden war, und auf so leidliche Bedingungen nicht so bald einen andern zu erhalten hoffen konnte, gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen ihn zu überzeugen, daß er sich auf einen gefährlichen Lehre habe betreten lassen der er nothwendig absagen müsse.

Seb. Und was wäre denn an dieser Lehre Verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben als uns selbst? Ist davon der Nebenmensch ausgenommen der in Glaubenssachen anders denkt als wir?

Mackl. Dies will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ists κατ' ἀντιφρασιν gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist's nun einmal der Grundverfassung gemäß; daß bloß rechtgläubige Lutheraner darin wohnen können, und dabey muß man fest halten.

Es ist also hier sehr bedenklich zu predigen man solle die Irrgläubigen lieben; denn, wenn sie erst wissen daß wir sie lieben, werden sie auch bey uns wohnen wollen, und sodann gehts immer weiter. Dann würden auch die symbolischen Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die kalvinischen Tuchmacher eingenistelt? Was half das Widersprechen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede kalvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugalöser abgeben sollte, weil doch sonst die Jnra Stolae litten, indem auf eben demselben Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Seb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen die unserm Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Stolae, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darin nicht geboten.

Viel Disputirens war Mackligius Sache nicht. Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich aus: »Die Grundverfassung unserer Stadt »ist einmal nicht zu ändern! Auf die symbo»lischen Bücher sind wir auch verpflichtet! »Man muß keine Neuerungen gestatten! Die »Verbindung ist einmal unverbrüchlich festge»setzt, und eidlich bestätiget, daß wir bey »der alten Lehre bleiben und uns jeder frem»den Lehre standhaft widersetzen wollen; und »nun kann man nicht erst untersuchen, son»dern die Sache muß ganz und gar ihr Be»wenden haben! Wir können nun einmal »keine Irrlehrer, Kalviniſten u. d. gl. bey »uns zugeben; also muß man auch nicht leh»ren daß man sie lieben müsse.«

Sebaldus mochte immer einwenden, die Vernunft sage uns, eine ungereimte Verfassung könne gar wohl verändert werden, und eine Verbindung die sich auf Unwahrheit stütze, könne nicht verbindlich seyn. Vergebens! Mackligius blieb dabey, man müsse in Glaubenssachen bey einer einmal eingegangenen Verbindung fest verharren, sie sey beschaffen wie sie wolle; auf die Vernunft aber

müsse man in Glaubenssachen gar nicht achten, sondern sich dem fügen, was die Voraltern festgesetzt hätten. Und so drang er dem Sebaldus einen Handschlag ab, daß er ferner den Irrgläubigen vortheilhafte Lehren gar nicht predigen, sondern sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen wolle.

Fünfter Abschnitt.

Einige Tage darauf sollte im Filiale das Kind eines Schiffers getauft werden. Macligius ging mit dem Sebaldus hinaus. Als der erstere an den Taufstein trat, erblickte er einen Pathen den er nicht kannte. Er ließ ihn in die Sakristey treten um sich näher zu erkundigen, und erfuhr zu seiner nicht geringen Bestürzung daß er ein reformirter Kaufmann aus Bremen sey. Macligius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kürzlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pathen bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig, und der Schiffer erschrak sehr; denn der Kaufmann war

ſein Rheder, und ihm zu gefallen ausdrücklich von Bremen zum Kindtaufen gekommen. Man ſuchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er blieb unbeweglich.

Der Kaufmann faßte ſich endlich, und ſagte; »Wollen Sie mir nicht erklären, Herr »Paſtor, was bey einem Taufzeugen das »Weſentliche, und was dabey das Zufällige »iſt?«

»Ich merke ſchon,« rief Mackligius, »daß »Sie etwas von Mitteldingen, von Adiapho»ris ſchwatzen wollen; das gehört aber gar »nicht hieher.«

»Nicht doch!« verſetzte der Kaufmann, »vom Weſentlichen und Außerweſentlichen »wollen wir reden. Meinen Sie nicht, das »Weſentliche eines Taufzeugen ſey zu bezeu»gen wenn es nöthig iſt daß das Kind ge»tauft worden, und in Ermangelung der Al»tern und Vormünder für des Täuflings Er»ziehung zu ſorgen?«

Mackligius konnte dies nicht läugnen.

»Und nun!« fuhr der Kaufmann fort, »iſt nicht das Opfer das ins Becken gewor»fen wird etwas Zufälliges bey der Taufe?«

Mackligius, nach einigem Stocken, bejahte es.

»Gut!« sagte der Kaufmann, »hören »Sie also einen Vorschlag zum Vergleiche: »Ich will, weil es denn Rev. Ministerium »nicht anders haben will, allen wesentlichen »Pflichten eines Taufzeugen entsagen. Ich »will jedermann in Ungewißheit lassen ob »das Kind getauft worden; ich will mich hü»ten für seine Erziehung zu sorgen, und wenn »es auch Vater und Mutter verlieren und »von seinen Vormündern verlassen werden »sollte. Kann mir denn nun wenigstens nicht »erlaubt werden, das Zufällige eines Tauf»zeugen zu verrichten, und nach vollbrachter »Handlung diese Dukaten ins Becken zu »opfern?«

Mackigius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Distinktion des Kaufmanns und das Bitten des Vaters, für diesesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulassen.

Kaum waren sie wieder zu Hause angekommen, so rückte ihm Gebaldus vor, daß er nichts nach seinen eignen Grundsätzen handele. Denn, wenn eine feierliche Verbindung jederzeit unverbrüchlich müsse gehalten werden, so würde er Unrecht haben wider dieselbe einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

»Ja!« rief Mackligius ein wenig verlegen, »hier war eine Ausnahme. Zudem sah »ich wohl, der Bremer war ein ganz guter »Mann, der sich gerade bey uns nicht wird »niederlassen wollen.«

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögen's auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten mir solche gute Leute nicht lieben wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind?

Mack. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an dergleichen zu predigen; Sie können sonst Sich und mich unglücklich machen. Weshalb wollen wir denn die Kalvinisten und dergleichen Leute so sehr lieben? Wozu? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Heerde im Lande seyn, sonst kömmt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben jetzt aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Re-

ligivnsgesinnungen meist ganz friedlich neben einander leben; und wenn sie sich ja zuweilen ein wenig zanken, so bleibt doch alles im Staate in sehr guter Ordnung. Lassen Sie uns nur nicht wähnen, alle Wahrheit und gute Gesinnung sey ausschließend bey unserer Religionspartey; lassen Sie uns vielmehr untersuchen, ob diejenigen die wir für Irrlehrer halten, nicht mehr Wahrheit mögen erkannt haben und lobenswürdiger leben als wir: und dann finden wir vielleicht, daß wir sie verehren und lieben müssen. Ich wiederhole nochmals, lassen Sie uns untersuchen, und lassen Sie keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein symbolisches Buch, uns aufhalten, wenn wir Wahrheit suchen und finden können.

Mack. Ach! mein lieber Herr Magister! Sie wollen doch immer so viel spekuliren! Diese Sucht mögen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgischen Lande mitgebracht haben. Da solls arg zugehen; da soll alles voll Rotten und Sekten seyn. Das kömmt her von dem unchristlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Wenn einem ja auch hin und wieder ein Zweifel

einfällt, so ists besser, man unterdrückt ihn gleich. Dies ist viel kürzer und besser, als davon so viel Redens zu machen, darüber dann andere auch irre gehen. Nein! lassen Sie mir immer die Lehrformeln und die symbolischen Bücher in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Übel. Da ist ja so vieles in der Bibel, woraus man sich sogleich nicht finden kann, und so würde man während seiner ganzen Lebenszeit untersuchen müssen was man glauben soll, wenns nicht schon in der Augspurgischen Konfession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dies ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Autorität der Kirche anführen! Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dies thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen müßten? Wenn also der Papst die Augspurgische Konfession gemacht hätte; so würden Sie Herr Pastor ohne Bedenken ein Papist seyn!

Mackl. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugethan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht im wahren Geiste. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Was wir glauben sollen, davon müssen wir überzeugt seyn. Die bloße Annehmung einer Lehre weil sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dies Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will heißen, ist keine Überzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und erst dann wann wir einen Satz durch vernünftige Untersuchung für wahr erkennen, kann er moralische Wirkungen veranlassen.

Mackl. Aber, Herr Magister! wohin würden wir kommen, wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studieren? Zumal in unsern jetzigen letzten betrübten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuweilen sieht, an der Ober-Elbe so viele neuerungssüchtige

mich so weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an solche Dinge denke; darum vermeide ich sie, und das thun Sie nur fein auch.

Geb. Wenigstens will ich niemand zureden, hierin weiter zu gehen als ihn seine Neigung führt. Indeß erhellet aus allem diesen so viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht zueignen können, und also die Andersdenkenden lieben dürfen, und wenigstens toleriren müssen.

Mackt. Nun ja! toleriren ist auch viel kürzer, als wenn man so viel untersucht. Wir wollen sie, wie Sie ganz recht sagen, lieber toleriren. Doch um wieder aufs Übrige zu kommen, thun Sie mir's immer zu Gefallen, und predigen nicht ferner davon daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung; und dann ists bedenklich, wegen der Neuerung mit den kalvinischen Tuchmachern.

Geb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht geglaubt, daß die Lehre die ich predigte, so neu wäre daß dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte wahrlich nur eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen.

schärfen. Freylich, wenn die Ermahnung, unsere Brüder von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Erfolg haben sollte daß man sie mehr haßte; so ists besser ganz davon zu schweigen.

Mackligius gab ihm von ganzem Herzen darin Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und versicherte ihn, er kenne die rechtgläubigen Holsteiner, und wisse gewiß, daß die Ermahnung die Kalvinisten zu lieben bey ihnen nur Haß zuwegebringen werde. Der ehrliche Sebaldus seufzete eine so unchristliche Gemüthsverfassung, und gerieth in das Lob einer wahren christlichen Toleranz, und Mackligius, wohl zufrieden daß er nur den Hauptpunkt, wegen des Predigens von ihm erlangt hatte, stimmte ihm in allem bey. Sebaldus fuhr fort: »daß sich die Menschen »über allerhand Meinungen, die doch nicht »ausgemacht wären, und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht hassen, sondern sich vielmehr untereinander ertragen »sollten;« und Mackligius sagte Ja! einmal über das andere.

Indem sie in diesem Gespräche begriffen waren, trat ein Jude aus Rendsburg ins

Zimmer, welcher beym Mackligius Geld umzusetzen und sonst zu handeln pflegte. Die beiden Geistlichen hatten sich, durch die schönen Träume von christlicher Toleranz, die Einbildung so erhitzt und das Gemüth in eine so selbstgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß sie sich stark genug fühlten dieses Juden Bekehrung zu versuchen. Mackligius bewies ihm mit vielen Gründen, der Messias sey schon gekommen. Der Jude versetzte: Es könne sehr wohl ein Messias gekommen seyn, nur nicht der Messias der Juden, wofür er zum unwiderleglichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann seyn müßte, hingegen Mackligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbster Drittel einwechseln müssen. Sebaldus hielt sich an das himmlische Jerusalem; der Jude aber wollte nur vom irdischen Jerusalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß glaubte, noch einst würden versammelt werden. Alle drey wurden sehr hitzig. Endlich brach der Jude kurz ab: »Wenn der Hr »Pastor heute nichts zu handeln habe, wolle »er ein andermal wieder kommen,« und ging

zur Thür hinaus. Mackligius schalt nicht wenig über den blinden und verstockten Juden. Sebaldus saß eine Weile, den Kopf auf den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust und rief aus:

»Ach! er ist ein Mensch wie wir, glaubt »von seiner Meinung überzeugt zu seyn wie »wir, die ihn mit sich zufrieden macht wie »uns die unsrige. Lassen Sie uns, dem barmherzigen Gott gleich der uns alle erträgt, »unsre Toleranz nicht nur auf alle Christen, »sondern auch auf Juden und alle andere »Nichtchristen ausdehnen!«

Sechster Abschnitt.

Der Vorfall mit dem reformirten Taufzeugen erregte in der Stadt kein geringes Aufsehen. Der Pastor Ehrn Lic. Wulfenkrageius eiferte in den Vormittagspredigten wider einen solchen grundstürzenden Irrthum, und der Archidiakon Ehrn Mackligius, ob er gleich sonst am Streiten keinen Gefallen hatte, war doch genöthigt, da seine Reinigkeit in der Lehre seinen Beichtkindern verdächtig zu

werden anfing, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte sich in zwey Partheyen, wovon die größere Hälfte wider Mackligius war, und machte einen Ministerialschluß, vermittelst dessen sowohl der Archidiakon, als der Informator vor dem Konsistorium wegen falscher Lehre verklagt wurden.

Während dieses Aufs Capet kam, starb ein reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule, mit Wachslichtern und Schildern, und mit einer Leichenpredigt begraben ward. Das ganze geistliche Ministerium ging mit zur Leiche. Da war der Propst Ehrn D. Puddewustius, der Pastor Ehrn Buhkvedderius, der Pastor Ehrn Lic. Wulkenkragenius, der Archidiakonus Ehrn Weslsteertius, der Archidiakonus Ehrn Mackligius, der Diakonus Ehrn Mag. Slabörderius und der Diakonus Ehrn Pypsnövenius.

Ehrn Wulkenkragenius hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte den Abscheu welchen der Seligverstorbene beständig vor den kalvi-

nischen Gräueln gehegt habe, so daß die mit Unrecht der Stadt aufgedrungenen Kalvinisten gewiß würden haben verdursten müssen, wenn alle andere Bauer, wie er, dem Eifer für die Rechtgläubigkeit den weltlichen Vortheil nachgesetzt hätten. Nach geendigter Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung kamen sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zusammen, wo diese Materie wieder vorgenommen, und die Indifferentisterey daß man reformirte Taufzeugen zuließe sehr bitter gerügt wurde. Ehrn Weelsteertius nahm sich des bedrängten Nachtigius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile schrieen so stark daß keiner den andern verstand; und weil die ministerialische Partey die heftigste und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar zu Thätlichkeiten gekommen sehn, wenn nicht die Minorität, ihrer Schwäche sich bewußt, am Ende der Mahlzeit nach der Hausthüre geeilt wäre. Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem Streite der geistlichen Herren Antheil, und da, gerade als der Eifer für die Rechtgläubigkeit ange-

zündet war, unglücklicher Weise ein kalvinischer Tuchmacher über die Straße ging, so ward derselbe zur Bestätigung der rechtgläubigen Lehre mit Füßen getreten und ihm ein Auge ausgeschlagen.

Dieser Vorgang, wobey sich die Regierung zu Glückstadt sehr unorthodoxer Weise der Kalvinisten annahm, und dem geistlichen Ministerium mehrere Verträglichkeit und Behutsamkeit empfahl, machte des Mackligius Sache bey seinen Kollegen eben nicht besser. Lic. Wulkenkragenius, ein cholerischer Mann, der nicht verwinden konnte daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Verweis war gegeben worden, arbeitete eifrig daran den guten Mackligius ganz und gar vom Amte abzusetzen. Hierin stand ihm, unter der Hand, Diakon Pypsnövenius nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beystand seines Gönners des Kirchenpropstes D. Puddewustius, in die Archidiakonatsstelle zu rücken dachte. Aber Archidiakon Weelsteertius und Diakon Slabörderius, welche zur Gegenpartey gehörten, und überdem von der Vakanz die durch Mackli-

gius Absetzung entstanden seyn würde, keinen Vortheil ziehen konnten, wußten ihre Bekanntschaften in vornehmen Häusern wo sie Hofmeister gewesen waren dergestalt zu benutzen, daß aus dem Oberkonsistorialgerichte bloß ein Befehl an Mackligius erging, seinen Informator nie wieder die Kanzel besteigen zu lassen, und sich der Reinigkeit der Lehre wegen mit einem neuen Eide zu verbinden. Diesen leistete er zwar ungesäumt, verlor aber nichtsdestoweniger sein Filial. Denn der Edelmann, der sich für die Reinigkeit der Lehre hätte erstechen lassen, hatte von ihm durch die heimlichen Einblasungen des Diakon Pypsnövenius eine so widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf seinem Erbgute nicht dulden wollte. Er verlieh daher seine Filialpfarre dem Landprediger Ehrn Suursnutenius, einem ehrbaren konkordanzfesten Manne, zu nicht geringem Mißvergnügen des Diakons Ehrn Pypsnövenius, welcher, da ihm die Archidiakonatsstelle zu Wasser ward, durch die kräftige Rekommendation des Kirchenpropstes das Filial gewiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleichwie man aber leider! mehrere Beyspiele

hat, daß die Kirche der Küche weichen muß; so war auch hier die Rekommendation des Propstes nicht so kräftig als die Rekommendation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Suursnutenius von ihrer Base war empfohlen worden, die da war eine Halbschwester eines Dingvogts, dessen Mutter Gevatterinn war von einem Geschwisterkinde der Frau eines Kammerdieners, dessen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Beichtkind war eines Predigers in einer andern Stadt, dessen Kinder Ehrn Suursnutenius eine Zeitlang unentgeldlich unterrichtet hatte. Dies verursachte zwischen Ehrn Suursnutenius und Ehrn Pypsnovenius einigen Wortwechsel und nachher nicht geringen Kaltsinn, welches endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsversammlung sich ganz und gar zerschlug. Der Himmel weiß, wie es seitdem mit der Kenntniß der neuen Literaturgeschichte und mit den Bärten der Landprediger in diesem Theile Holsteins beschaffen seyn mag.

Doch mit dem guten Sebaldus war es auf alle Weise noch viel schlechter beschaffen. Da Ehrn Mackligius ihn bloß des Filials

wegen zu sich genommen hatte; so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab. In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, man müsse alle seine Nebenmenschen lieben, wenn sie auch von anderer Religion wären. Der Kammerjunker, ein Mann von feiner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Vernehmen mit verschiedenen Männern die im Lande ansehnliche Ämter bekleideten, nicht zuträglich, einen Heterodoxen zu beschützen. Sebaldus würde also unter freyem Himmel haben verschmachten müssen, wenn nicht der Schiffer dessen Kind in Beyseyn eines reformirten Taufzeugen getauft worden war, ihm freywillig sein Haus angeboten hätte.

Kaum war dies geschehen, so erhielt er von seinem Freunde Hieronymus auf den an ihn geschriebenen Brief eine Antwort, welche seine Betrübniß vollkommen machte. Hieronymus hatte sich bey dem Verwalter nach Marianen erkundigt, und weiter nichts zur Antwort erhalten, als sie sey mit Zurücklas-

sung aller ihrer Sachen, die er für das vom Sebaldus mitgenommene Pferd zurückbehalten habe, entlaufen, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebaldus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selbst hatte bloß dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sah keine Aussicht wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen ging, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien gehen solle, der allgemeinen Zuflucht unglücklicher Europäer, und erbot sich ihn nach Amsterdam wohin sein Schiff eben absegelte, umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebaldus mit beiden Händen ergriffen, da er nun nichts mehr hatte was ihn in diesem Welttheile zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich von Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm seinen Kommentar über die Apokalypse in Verwahrung

zu behalten, bis er aus Oſtindien von ihm Nachricht bekäme. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel wo deſſen Schiff lag. Er ſtieg an Bord, und in wenig Tagen lichteten ſie die Anker, erreichten Cuxhaven, und ſtachen mit gutem Winde in die See.

Ende des ſechsten Buches.

Leben und Meinungen

des Herrn Magisters

Sebaldus Nothanker.

Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben.

Dritter und letzter Band.

a

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Kurfürstl. Brandenb. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai

1799.

Leben und Meinungen
des
Herrn Magiſter
Sebaldus Nothanker.

Dritter Band.

Siebentes Buch.

Erster Abschnitt.

Das Schiff worauf sich Sebaldus befand, segelte eine Zeitlang mit gutem Winde, und näherte sich schon der holländischen Küste. Plötzlich aber stieg in Osten ein Sturm auf, schleuderte das Schiff, Vlie und Texel vorbey, und warf es an die Nordhollandische Küste, wo es, da der Wind in Nord-West lief, unweit Egmont scheiterte. Der Schiffer und die vornehmsten Personen wollten sich in einem Boote retten, aber es sprangen zu Viele hinein, und das Boot sank, in dem Augenblicke da die darin befindlichen Unglücklichen das auf dem Sande feststizende Schiff von den Wellen zerschmettert sahen.

Jeder arbeitete mit äußerster Anstrengung gegen die ungestümen Wogen, aber die Meisten ermatteten, und gingen zu Grunde. Sebaldus war unter den Wenigen, die von den Wellen ans flache sandige Ufer geworfen wurden. Er kroch mit äußerster Mühe den Strand hinan; denn durch den heftigen Regen und Wind, das verschluckte Seewasser und die ausgestandenen Mühseligkeiten, waren seine Kräfte beynahe ganz erschöpft. Nahe bey ihm, ward der Körper des Schiffers ans Land geworfen. Der halbtodte Sebaldus strengte sich an, um seinem Wohlthäter zu helfen; umsonst, es war kein Zeichen des Lebens an dem Körper hervorzubringen. Dieser neue Kummer überwältigte die geringen Lebenskräfte des kaum noch Athem schöpfenden Sebaldus. Er sank in Ohnmacht, worin er eine geraume Zeit liegen blieb. Als er ein wenig zu sich selbst kam, sah er, in dem schrecklichsten Wetter da sich nur das äußerste Wüthen des Sturms gelegt hatte, einige Strandbewohner beschäftigt, die Überbleibsel der Ladung des zertrümmerten Schiffes aufs eilfertigste plündern, ehe sie der Schout in Egmont etwa ertappen könnte; um ihn aber

bekümmerte man sich so wenig, als um die todten Körper. So lag der hülflose Mann den Rest des Tages, verlassen von der ganzen Natur. Trostlos, das Leben, dessen er schon vorher satt war, nicht weiter wünschend, fiel er endlich, aus gänzlicher Ermattung, in ein taubes Hinbrüten zwischen Schlummer und Ohnmacht; sein letztes Bewußtseyn war der Wahn, daß sein Hinsinken des Todes Anfang sey.

Mit Tagesanbruche erwachte er, nur zu empfinden den erwärmenden Strahl der Sonne und die Ruhe des besänftigten Meeres, aber ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Anschein von Hülfe, in der todten Stille der Gegend; die Hoffnung des nahen Todes, sein einziger Gedanken.

So fand ihn nach einigen Stunden ein gutherziger nordholländischer Fischer. Da an ihm noch einige Zeichen des Lebens zu spüren waren, schleppte ihn der Fischer weiter den Strand hinauf, erquickte ihn so gut er konnte, und fand endlich Mittel, ihn bis in seine Hütte zu bringen. Hier verpflegte ihn der mildthätige Nordholländer wie es seine eigene Armuth erlaubte; so daß der Kranke bald wieder an Kräften zunahm.

Beide konnten nur mit vieler Mühe einander verstehen, durch Hülfe des Plattdeutschen, das Sebaldus in Holstein gelernet hatte. Dieser verhehlte seine Verlegenheit nicht, von allem Nothwendigen entblößt, die weite Reise nach Ostindien zu unternehmen, die in dem gegenwärtigen Elende noch seine einzige Hoffnung war. Da der Fischer vernahm daß Sebaldus lutherisch und ein Prediger sey, schlug er ihm vor, ihn zu einem lutherischen Prediger nach Alkmar zu bringen, der ihm zu fernerem Fortkommen behülflich seyn werde.

»Weg!« rief Sebaldus, durch mannichfaltiges Unglück erbittert: »Weg mit den »Geistlichen, sie sind an allen meinen Leiden »schuld! Wehe mir wenn ich mich wieder an »sie wenden sollte!«

»Aber dieser,« sagte der Fischer, »ist ein »frommer wohlthätiger Mann.«

»Wohlthätig?« rief Sebaldus voll Unwillen: »Ich kenne sie! Sind sie nicht kalt und »hartherzig, so thun sie nur denen Gutes die »mit ihnen im gleichen engen Zirkel ihrer Lehr»meinungen herumgehen; außer demselben, be»streiten sie, verdammen, lassen Hungers ster»ben, so sehr sie vermögen.«

»Dieſer iſt aber doch ein recht guter Mann,« verſetzte der Fiſcher. »Der vorige »Prediger hat immer mit der Ehrwürdigen »Klaſſis viel Streit gehabt; dieſer aber ver»trägt ſich mit den Reformirten und mit den »Mennoniſten, ſo wie mit ſeinen eignen Glau»bensbrüdern.«

»Er iſt verträglich?« rief Sebaldus. »Wohl! »ſo laßt uns zu ihm gehen. — Doch, lieber »Mann,« ſagte er ſeufzend, indem ſie fortgingen: »wißt Ihr nicht einen gutherzigen »Krämer oder Bauern? zu dem würde ich mehr »Zutrauen haben.« Der Fiſcher wußte ſonſt niemand, und ſie gingen nach Alkmar.

Als ſie in des Predigers Haus traten und ihn zu ſprechen verlangten, rief ihnen die Magd entgegen: »Ihr werdet ihn jetzt nicht »ſprechen können; denn er iſt eben von dem »Leichenbegängniſſe ſeines einzigen Sohnes zu»rückgekommen, und noch ganz in Traurigkeit »verſunken.« Doch als ſie die Fremdlinge anmeldete, wurden ſie vorgelaſſen.

Der Fiſcher ſagte ihm kurz: Er bringe ihm einen auf der See verunglückten lutheriſchen Prediger aus Deutſchland, der nach Oſtindien habe gehen wollen, weil er ſonſt nirgend habe Hülfe finden können.

Der Prediger fragte den Sebaldus lateinisch: »Was ihn bewogen habe, sein Vater»land zu verlassen.«

»Unglück und Mangel,« antwortete Sebaldus, — sich nicht getraurend, gegen den Prediger eine nähere Veranlassung anzugeben. —

»Aber Unglück und Mangel läßt sich besser »in der Nähe abhelfen, ohne die Seinigen zu »verlassen.«

»Ach! mir ist niemand übrig, der mich ver»missen könnte, niemand ist« (die Thränen flossen ihm über die abgehärmten Wangen) »in diesem ganzen Welttheile, den ich den »Meinigen nennen könnte.«

»Du bist also nicht verheurathet, Freund, »hast keine Kinder?« — Er sah den Sebaldus starr an und seufzte. —

»Ach! meine Frau ist längst vor Kummer »gestorben. Kinder? Ach ja, leider! ich habe »Kinder. Eine Tochter, die meiner ganz un»würdig ist; einen Sohn, der in der Welt »herumirret, seinen Vater längst vergessen »hat, — oder vielleicht auch, —« setzte er verzweifelnd hinzu, — »nicht mehr herumirret, »denn seit zwey Jahren habe ich keine Nach»richt von ihm.«

»Und du nennest dich unglücklich, Freund! »da du Kinder hast? Sieh mich an!« Er bedeckte sein Angesicht mit der Rechten. — »Mein einziger Sohn ist todt! die Stütze »meines Alters ist dahin! — Wollte Gott! »er irrte noch in der Welt herum. — Ich »wollte auf ihn warten, Jahre lang warten! »Hätte er Fehler begangen? welches göttliche »Vergnügen, ihn zu bessern, ihm in meinen »väterlichen Armen zu vergeben! Du hast Un»recht, Freund! Dein Sohn wird von seinen »Wanderungen zurückkehren, deine Tochter »wird den Irrweg verlassen, ins väterliche »Haus, zur Tugend, zurückkehren wollen; — »und das väterliche Haus ist leer! Ihr Vater »ist von ihnen geflohen! — Ach, Freund! sie »sind unglücklicher, als du!«

»Für mich ist kein Haus mehr da!« — Er sah den Prediger mit starrer Verzweiflung an. — »Nicht einmal ein Obdach in diesem gan»zen Welttheile!« Sein Haupt senkte sich, und er legte seine gefalteten Hände auf die Knie.

»Und wer hat es dir genommen?« sagte der Prediger mit einem Tone voll holländischer Kälte, die Sebaldus für Gleichgültigkeit nahm.

»Prieſter haben mich verfolgt« verſetzte Sebaldus auffahrend, — »weil ich Wahrheit »bekannte;« — er ſtand hitzig auf, — »ha»ben mich von Lande zu Lande gejagt, »wollen mich nicht einen Biſſen Brot eſſen »laſſen.«

»Und Freund! du biſt gewürdigt worden, »um der Wahrheit willen zu leiden, und nen»neſt dich unglücklich? Weißt du nicht, wel»cher Lohn deiner dort wartet? — Wer wa»ren die Feinde die dich verfolgten? Ver»muthlich herrſchſüchtige Prälaten, blutgierige »Mönche, die Gott einen Dienſt zu thun »glauben, wenn ſie die Ketzer vom Erdboden »vertilgen? Unſere reformirte Brüder in »Deutſchland denken wohl zu gut, um ihre »proteſtantiſchen Brüder zu verfolgen, wie »hier zu Lande noch bisweilen geſchieht.«

»Ach! Reformirte? Lutheraner waren es, »der Reformation Erſtgeborne, die auch nur »allein die reine Lehre geerbt zu haben glau»ben. —«

Und nun, weil der gute Mann durch den Anblick der niederdrückenden Laſt ſeiner Unglücksfälle ſeine gewöhnliche Sanftmuth, und mit der Hoffnung eines beſſern Zuſtandes auch

seine Besonnenheit verloren hatte, kam seine ganze Geschichte, und alle seine heterodoxen Meinungen an den Tag.

Der Prediger, voll Erstaunen, saß einige Minuten stille, schlug die Hände zusammen und rief:

»Wie? Keine Genugthuung, keine Erb»sünde, keine ewigen Strafen? Freund, du »behauptest verderbliche Irrthümer, die mit »dem einzigen Wege zur Seligkeit nicht be»stehen können!«

Sebaldus hob ungeduldig die Augen empor, und redete den Fischer in gebrochenem Holländischen an:

»Kennt Ihr keinen Handwerker oder Tag»löhner, der noch nichts vom einzigen Wege »zur Seligkeit gehört hat, der wird vielleicht »noch einen Bissen Brot mit mir theilen. Ich »sagt's Euch ja gleich, daß wir hier nichts »ausrichten würden. —«

Damit wandte er sich zornig um, und wollte zur Thüre hinausgehen.

Der Prediger sprang auf, drehte den Sebaldus mit beiden Händen herum, hielt ihn fest, schaute ihm gerade ins Gesicht und rief:

»Mensch! Warum verabscheust du einen

»Menſchen, der den Weg zur Seligkeit für »einzig hält? Warum haſſeſt du ihn, ehe du »ihn kenneſt?«

Sebaldus, bey dem der ſchnelle Zorn allemal der Übergang zur Selbſterkenntniß war, antwortete mit ſehr gemäßigter Stimme:

»Ich haſſe niemand; aber, Gott weiß es, »dieſe Prieſter welche ausſchließende Seligkeit »an Lehrformeln binden, haben mich gezwungen ſie zu verabſcheuen, weil ſie jeden haſſen und verfolgen, der, ſo wie ich, glaubt, »daß Leben, und nicht Lehre, hier rechtſchaffen und dort ſelig mache.«

»Und, wenn du,« erwiederte der Prediger, indem er die Hände ſinken ließ, und ſeine Rechte auf Sebaldus Schulter legte, — »glaubſt, daß man bey jeder Lehrmeinung »rechtſchaffen ſeyn kann, warum willſt du, »daß man es nur bey der orthodoxen lutheriſchen Lehre nicht ſeyn könne, welche fromme Leute in Form gebracht haben, welche »die Kirche angenommen und die Obrigkeit »beſtätigt hat?«

»Guter Alter!« verſetzte Sebaldus, etwas ſtammelnd: »wenn du ſo viel Ungemach von »herrſchenden Rechtgläubigen erlitten hätteſt

»als ich, so würdest du die Frage nicht thun.
»Sie verdammen den der anders denkt als
»sie, in alle Ewigkeit, und hier auf Erden
»hassen sie ihn als einen Verdammten, und
»vertreiben ihn, so weit sie ihn erreichen
»können?«

»Und das thun alle? Kennst du sie alle?
»Freylich, mein Freund! wer herrschen will,
»wird verfolgen. Auch ich lebe unter einer
»herrschenden Kirche, die verfolgt, so weit es
»die Obrigkeit zuläßt. Aber dazu treibt nicht
»Lehre, sondern Herrschsucht und Rechthabe-
»rey. Du hast Ungemach erlitten, von hef-
»tigen und herrschsüchtigen Männern, die or-
»thodox waren. Freund! Hast du noch keinen
»Heterodoxen gesehen, der auch herrschsüchtig
»war? — Dann hättest du weniger Erfah-
»rung als ich. Ich habe schon oft mit dem
»ersten Keime der Heterodoxie auch Eigendün-
»kel und Rechthaberey aufsprossen sehen.«

Sebaldus, beschämt, vermeinte: »Die böse
»Lehre von der ewigen Verdammniß mache
»doch die Gemüther so sehr geneigt, den-
»jenigen den man schon als einen künftig
»ewig Verdammten ansieht, auch schon hier
»zu verabscheuen.«

»Mein Freund!« rief der Prediger: »die »dordrechtischen Rechtgläubigen dieses Landes »haben nebst der Ewigkeit der Höllen»strafen noch die unbedingte Prädes»stination. Und dennoch ist in Alkmar so »mancher brave Kalviniſt, der mich nicht für »prädestinirt hält, aber doch mich herzlich »liebt. Ich bin lange in Amsterdam gewesen, »wo hundert Sekten sich ihrem Lehrsysteme »nach verdammen, und friedlich neben einan»der leben.«

»Ich bin,« fiel ihm Sebaldus hastig ins Wort, »in Berlin gewesen, wo auch Reli»gionsverwandten aller Art friedlich mitein»ander umgehen, und ich habe dort nichts »vom Verdammen gehört, — ausgenommen »etwa Einmal.«

»Ey,« rief der Prediger, »wenn du es »auch nur Einmal gehört hast, so wird es »doch wohl auch dort mehrmal geschehen. »Höre meine Meinung: Nach meinem Lehr»systeme, das ich Jahre lang durchgedacht »habe, bist du — ich kann es nicht bergen — »in Irrthümern die deiner künftigen Selig»keit hinderlich sind, wenn Gottes Gnade »nicht viel weiter geht, als die Einsichten die

»ich aus seinem Worte schöpfen kann. Hier»über getraue ich mir aber nicht zu bestim»men. Sey also Gott und deinem Gewissen »überlassen! Und nun? Warum sollt' ich dich »nicht lieben, wenn du sonst Liebe verdienst? »Ich sagte vorher, wenn mein Sohn, dessen »Tod ich beweine, bloß verirrt wäre und »endlich wieder zu mir käme, würde ich ihm »vergeben und ihn zu bessern suchen. So »halte ich auch jeden verirrten Glaubensbru»der, eben so gewiß, als ich wünsche daß »jeder Glaubensbruder, wenn ich mich verirre, »gegen mich so handele. Auch dich, Freund! »sehe ich als meinen Bruder an! Nicht dieser »ganze Welttheil hat dich verstoßen; hier ist »noch ein Ort, und er ist hoffentlich nicht der »einzige, wo Einfalt der Sitten, Eintracht »und Gastfreundschaft herrschen. Bleib bey »mir, mein Bruder! Mein Haus ist das dei»nige, und meinen Bissen theile ich mit dir, »so lange ich selbst noch einen Bissen habe.«

Hiemit schloß er ihn in seine Arme, und Sebaldus beschämt wegen seiner Übereilung, stumm vor freudigem Erstaunen, konnte nur durch Thränen antworten.

Der Prediger hielt redlich, was er ver-

sprochen hatte. Er nahm den Sebaldus in sein Haus auf und versah ihn mit den nothwendigsten Erfordernissen. Sie hatten den freundschaftlichsten Umgang. Freylich konnte es nicht fehlen, daß nicht beide, sehr bald, über Erbsünde, Wiedergeburt und Genugthuung zu disputiren anfingen, aber dies machte in den menschenfreundlichen Gesinnungen des Predigers keine Änderung, selbst alsdann noch nicht, wann Sebaldus Argumente vorbrachte, bey denen der gute Prediger einige Minuten still schweigen, und sich erst auf Gegenargumente besinnen mußte.

Auf diese Art gingen einige Wochen vorbey, bis ein Kaufmann aus Rotterdam, der eine Partey Güter auf dem gestrandeten Schiffe gehabt hatte, deshalb nach Egmont kam, und sich bey dieser Gelegenheit einige Tage in Alkmar aufhielt, wo er den lutherischen Prediger, seinen alten Bekannten, besuchte. Er sah daselbst den Sebaldus, und nach näherer Erkundigung, trug er diesem die Erziehung seines zweyten Sohnes unter vortheilhaften Bedingungen an. Sebaldus beurlaubte

laubte sich also bey seinem Wohlthäter, und reisete mit dem Kaufmanne nach Rotterdam.

Zweyter Abschnitt.

Der Kaufmann hatte bereits in seinem Hause einen Hofmeister, der zu Erziehung seiner beiden Söhne gar wohl hätte hinlänglich seyn können. Allein er hatte eine lutherische Frau, und in den Ehepakten war festgesetzt, daß das erste Kind reformirt und das zweyte lutherisch erzogen werden sollte. Seine Frau, eine gutmüthige Matrone, mit der er in allen Dingen, auch selbst in Absicht der zwischen ihnen verschiedenen Konfession, in größter Eintracht lebte, würde mit dem Einen Hofmeister, ob er gleich reformirt war, sehr wohl zufrieden gewesen seyn; wenn nicht Domine Tex Breidelen, ihr lutherischer Gewissensrath, ihr die Nichterfüllung dieses Theils der Ehepakten so oft zu einer Gewissenssache gemacht, und über diese Beeinträchtigung der reinen Lehre, bey ihren mitlutherischen Vettern und Muhmen, so oft bittere Klagen geführt hätte; daß Frau Elsabe endlich anfangen mußte, ihrem Manne über diese Sache

in den Ohren zu liegen. Dieser würde auch zur Befestigung des Hausfriedens, so wie des Kirchenfriedens, schon längst ihrem Verlangen ein Genüge gethan haben. Bloß der Mangel eines dazu fähigen lutherischen Kandidaten war bisher daran hinderlich gewesen.

Es ward also der zweyte Sohn des Kaufmanns dem Sebaldus übergeben, zu nicht geringem Mißvergnügen des reformirten Hofmeisters, Meester Puisma, der den Knaben schon als sein Eigenthum betrachtete, und der es als ein Mißtrauen gegen einen so gelehrten Mann auslegte, daß man einem Andern das Kind anvertrauen wollte, dessen Erziehung er schon angefangen hatte. Wahr ist es, er besaß ganz besondere Talente zu Erziehung der Jugend. Er war nicht umsonst fünf Jahre in Gröningen und in Utrecht gewesen, um daselbst alle Worte der berühmtesten Hochlehrer nachzuschreiben und den reichsten Schatz holländischer Schulgelehrsamkeit und holländischer Rechtgläubigkeit einzusammeln. Er hatte alle Spitzfindigkeiten der Voetischen und Coccejanischen Theologie durchkrochen, und wußte so genau, in wie mancherley Sinne alle mögliche Theolo-

ganten in den sieben vereinigten Provinzen die Haushaltungen des göttlichen Gnadenbundes geordnet und verstanden hatten, daß er noch eine neue Haushaltung hätte erdenken können. Er konnte auf ein Haar bestimmen, ob Christus im alten Testamente nur ein Bürge und Fidejussor für das menschliche Geschlecht gewesen, oder noch etwas anders. Dabey hatte Meester Puistius einen besondern Fleiß auf die gesegnete Lehre von der Prädestination gewendet, und konnte, trotz einem von Miltons philosophischen Teufeln, über Vorherbestimmung und freyen Willen disputiren *). Ja was noch mehr ist! Da nach Miltons Berichte, selbst die Teufel sich aus dem Dispute über diese Materien nicht herausfinden können, schien dieser holländische Theologant einen

*) Others apart sat on a hill retir'd
In thoughts more elevate, and *reason'd high*
Of providence, foreknowledge, will, and fate,
Fix'd fate, free will, foreknowledge absolute,
And found no end, in wandring mazes lost.
Milton's Paradise lost. B. II. v. 557.

höheren Scharfsinn zu besitzen; denn ihm standen so genau zusammengekettete Schlußfolgen zu Gebot, um den partikularsten Partikularismus zu behaupten, daß er sogar sich selbst der Verdammniß würde übergeben haben, wenn ihm hätte bewiesen werden können daß er nicht prädestinirt wäre.

Diese theologantische Weisheit hatte Puistma denn auch unverzüglich bey seinen beiden Zöglingen an den Mann gebracht, und sie bereits ziemlich tief in die Haushaltungen hineingeführt. Zugleich, da er sich erinnerte, daß diese Knaben einst Bürger eines Freystaates werden sollten, war er bemüht, ihnen die nützlichsten Stücke der vaterländischen Geschichte zu erklären. Dahin gehörte besonders die Geschichte des Synods zu Dordrecht, mit seinen politischen und theologischen Veranlassungen, und wie wohl man gethan die Remonstranten lieber nicht zu hören, damit man sie desto gemächlicher verdammen konnte, desgleichen die Vorfälle mit der sogenannten Loevesteinschen Partie, nebst der löblichen Hinrichtung des unruhigen Oldenbarneveld u. s. w. Als er aber einst wahrnahm, daß die Knaben, indem er

pathetischer Weise beklagte daß das Schloß Loevestein nicht jetzt noch zum Gefängnisse für die widerspenstigen Unrechtsinnigen gebraucht würde, indeß unter dem Tische mit Keulchen und papiernen Vögeln spielten; so ward er dadurch nicht wenig entrüstet, und erklärte, nach dem Beyspiele erfahrner Pädagogen welche unartigen Knaben die Leckerbissen versagen, ihnen das köstliche Fest dieser Erzählungen künftig so lange zu entziehen, bis sie selbst hungrig darnach würden.

Daher bestand, zu der Zeit als Sebaldus ins Haus kam, der Unterricht der beiden Knaben bloß darin, daß sie täglich aus dem Heidelbergischen Katechismus ein Pensum der Abtheilung von des Menschen Elende auswendig lernen und hersagen, dabey täglich ein Kapitel aus Beza lateinischer Übersetzung des Neuen Testaments exponiren mußten, und von einem besondern Lehrmeister in den fünf Specien der Rechenkunst unterrichtet wurden, weil, wie leicht zu erachten, ein so gelehrter Mann wie Meester Puistma, sich mit so gemeinen Dingen nicht abgeben konnte.

Sebaldus verfuhr bey seinem Zöglinge

auf eine andere Art. Er lehrte ihn nebst dem Katechismus, der lateinischen und hochdeutschen Sprache und dem Schönschreiben, noch die Geschichte und die Erdbeschreibung. Dieses gefiel den Eltern, obgleich der gelehrte Puistma über die unnützen Dinge seine Verachtung bezeugte. Als aber Sebaldus sich freywillig erbot beide Knaben das Rechnen und die Musik zu lehren, fing Meester Puistma darüber Feuer, lief zu dem reformirten Domine Dwanghuysen, und klagte daß man den ältesten Knaben lutherisch zu machen suche, indem ihm der lutherische Informator Stunden geben solle. Domine Dwanghuysen war mit dieser Neuerung freylich nicht zufrieden; weil indeß der Kaufmann gedeputeerde Ouderling oder Kirchenvorsteher war, so wollte er ihn in etwas schonen, und sprach noch vorsetzt den eifrigen Puistma zufrieden.

Noch schlimmer ward es, als Sebaldus anfing seinen Zögling im Griechischen zu unterweisen, und der Kaufmann seinem ältesten Sohne, aus dem er einen gelehrten Mann machen wollte, befahl, diesen Lehrstunden beyzuwohnen. Sebaldus ließ darin Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokra-

tes lesen und übersetzen, und erklärte auch einige Stellen aus Antonins Betrachtungen. Er nahm hierbey Gelegenheit, den Knaben gute moralische Grundsätze einzuprägen, und sie ihnen durch Erklärung dieser vortreflichen Bücher anschaulich zu machen. Allein hierüber setzte Puistma, in Gegenwart beider Eltern, den neuen Lehrer aufs heftigste zur Rede. Er sagte sonder Scheu: wenn Sebaldus ein rechter Christ wäre, so würde er den Kindern nichts als die gewyde Bladeren *) und andere christliche Bücher vorlegen, ihnen aber nicht solche ungeweihte blinde Heiden, wie Sokrates und Antonin, zu Beyspielen vorstellen, deren Tugend schon der heilige Augustin als blendende Laster verdammt habe. Sebaldus vertheidigte sich; aber was konnte vernünftige Vertheidigung bey einem Manne, wie Puistma, helfen? Dieser schrie, ohne Gründe anzuhören, und lief voll Wuth abermals zu Domine Dwanghuysen, ihm diese neue Ketzerey zu berichten.

Menschliche Tugenden, besonders die Tu-

*) Geweihte Blätter, d. h. die Bibel.

genden der Heiden, ſtanden zu der Zeit in Rotterdam eben nicht im beſten Rufe. Zwar hatte Domine Hofſtede damals noch nicht die Laſter der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweiſe wie unbedachtſam man dieſelben ſelig geprieſen *). Es iſt aber leicht zu erachten, daß die unſinnige Behauptung: die größten Männer des Alterthums wären, ohne Ausnahme, laſterhaft geweſen, nicht auf einmal in eines Menſchen Gehirn kommen kann, ohne daß vorbereitende Thorheiten anderer Leute vorhergegangen ſind. Wirklich war ſchon ſeit geraumer Zeit in Friesland und durch das ganze Südholland die Meinung gänge und gäbe geweſen: das menſchliche Geſchlecht ſey von Natur elend, dumm, und zum Guten unfähig. Wenn jemand auf irgend eine Art das Gegentheil behaupten, beſonders wenn er ſich etwa auf die guten Handlungen der Heiden berufen wollte; ſo war es ſehr gewöhnlich, von Ar-

*) Dieſes Buch iſt ins Deutſche überſetzt. Leipzig 1769. 8.

mianischer Ansteckung, Pelagianischem Sauerteige, und Socinianischem Gifte zu reden, auch wohl zu schreiben. Domine Dwanghuysen war nicht der Geringste unter den rechtsinnigen Verdammern der Heiden; also begreift man leicht, in welche Bewegung ihn Meester Puistma's Klage gesetzt haben mag.

Er ging unverzüglich zum Kaufmanne, und in dessen Gegenwart fuhr er den Sebaldus heftig an: wie er der Jugend heidnische Schriften in die Hände geben könne, um ihr daraus Beyspiele der heidnischen sündlichen Tugend zur Nachahmung vorzustellen? Er entschied, daß weder Xenophon noch Sokrates noch Antonin prädestinirt gewesen, daß sie wegen ihrer bloß scheinbaren Tugenden kein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit seyn könnten, und also in dem höllischen Schwefelpfuhle ewig braten müßten. Sebaldus unternahm es unbedachtsamer Weise, jene große Männer wider dies harte Verdammungsurtheil zu vertheidigen, machte aber dadurch das Übel viel ärger: denn Dwanghuysen ward sehr heftig ergrimmt, daß man gegen ihn, als einen See-

lenhirten, ohne Scheu solche seelenverderbliche Meinungen behaupten wolle; und schrie, indem er aus dem Zimmer schritt, dem Kaufmanne zu, einen solchen heidnischen Unchristen nicht einen Augenblick unter seinem Dache ferner zu dulden, weil Er sonst für nichts stehen könne, wenn der seinen Hirten liebende Pöbel, sobald er ein solches Anathema Maran Atha *) verspüre, Unheil anfangen sollte.

Der Kaufmann, der Frieden haben wollte, und wohl wußte mit welcher Heftigkeit Domine Dwanghuysen das durchzusetzen pflegte, was er einmal beschlossen hatte, wäre sehr geneigt gewesen von Sebaldus zu scheiden. Aber seine Frau nahm ihren Hofmeister in Schutz, und wollte ihn eher nicht wegschaffen,

*) 1 Cor. XVI. 22. — In dem Streite über die Seligkeit der Heiden, welcher damals in Holland sehr hitzig geführt ward, drohte der eifrige Domine Hofstede und sein Anhang sehr oft denen welche es möglich hielten daß tugendhafte Heiden selig würden, mit dem Jan Hagel oder Pöbel, der, wie sie sagten, seine Hirten, d. h. Domine Hofstede und Konsorten, sehr liebe.

bis auch ihr lutherischer Gewissensrath sein Gutachten darüber gegeben hätte.

Dritter Abschnitt.

Domine Ter Breidelen ward demnach ersucht, am folgenden Tage in dem Hause des Kaufmanns zu erscheinen; und der eifrige Dwanghuysen, welcher dies sogleich von Meester Puistma erfuhr, fand sich, ungebeten, dazu ein.

Die Sitzung wurde damit eröffnet, daß sich Ter Breidelen den ganzen Casus vortragen ließ, welches Meester Puistma mit vieler Redseligkeit verrichtete. Darauf sagte der Domine viel triftige Dinge von der Unnützlichkeit der heidnischen Weisheit, und sprach förmlich das Urtheil der ewigen Verdammniß über Sokrates und Antonin aus. Sebaldus wollte ihre Tugend und folglich ihre Seligkeit vertheidigen, aber dadurch zog er sich selbst den Ausspruch der Verdammung zu. Domine Dwanghuysen neigte sich hierauf freundlichst gegen Domine Ter Breidelen, und zeigte in einer wohlgesetzten Rede: So herzlich er sonst auch seine lutherischen Brü-

der liebe, könne er doch eine so gefährliche Lehre wie Sebaldus hege, auf keine Weise entschuldigen. Ter Breidelen rief: Sebaldus sey kein Lutheraner, sondern ein Synergist und Pelagianer, der die ächte lutherische Lehre von dem geistlichen Verderbniß der menschlichen Natur verschmähe. Dwanghuysen erwiederte: Fast sollte man denselben der Holland so schädlichen Sekte der Arminianer beygethan halten, weil er zu behaupten schiene, die bekehrende Gnade sey lenis suasio oder eine sanfte Überredung, welche Lehre in den Kanonen des Dordrechtschen Synods, Kap. IV. 7. verdammet worden. Ter Breidelen rümpfte ein wenig die Nase bey Erwähnung des Dordrechtschen Synods. Sebaldus erschrocken, daß er bey Behauptung der unschuldigsten Wahrheiten verdammt ward, und durch vorhergehende Verfolgung furchtsam gemacht, suchte, so weit es anginge, sich dem angenommenen Lehrbegriffe gemäßer auszudrücken. Dies verursachte einen weitläuftigen polemischen Wortwechsel, in welchem beide Domine sehr hart aneinander geriethen. Denn ob sie gleich völlig einig waren den Sebaldus zu

verdammen, so würden sie doch, durch seine Vertheidigung, über die Ursache der Verdammung wieder uneins. Der Breideken besorgte nehmlich, die Meinung des Sebaldus führe zu der schädlichen Lehre von der Prädestination; Dwanghuysen hingegen vermeinte, sie führe zu weit von dieser heilsamen Lehre ab. Dies brachte sie in einen langen Disput über den Vorzug der Augspurgischen Konfession und des Dordrechtischen Synods; wobey sie von Sebaldus Meinungen ganz abgerietben, und nur endlich, da die Mittagsglocke sie ans Weggehn erinnerte, übereinkamen daß Sebaldus nach keinem von beiden lehre. Er ward also abermals unwiderruflich verdammt. Dwanghuysen ermahnte, als sie zur Thür hinausgingen, seinen Kirchenvorsteher, und der Breideken sein Kirchkind, einen so heillosen Menschen, der mit keinem einzigen Symbolum übereinstimmte, sogleich von sich zu lassen; und Dwanghuysen besonders erwähnte nochmals beyläufig, des hirtenliebenden Jon Hagels.

Gutmüthige Leute, welche aufmerksam zuhören wenn geistliche Herren über die Orthodoxie und Heterodoxie eines Andern streiten,

befinden sich ungefähr in der Lage, als wenn gewöhnliche Menschen bey der Konsultation gelehrter Ärzte über den ungewissen Zustand eines Kranken zugegen sind. Nicht allein trauen sie dem Patienten bald alle die fremden Krankheiten zu, deren griechische Namen ihm von beiden Seiten zugeworfen werden; sondern es fängt sie wohl selbst an, ein Schwindel, Kopfweh oder Gliederreißen anzuwandeln, wenn man die ganze Pathologie so vor ihnen die Musterung passiren läßt.

So ging es dem Kaufmanne und seiner Frau, die voll Betäubung den ganzen Streit angehört hatten. Sie blickten bald ganz furchtsam den Sebaldus darüber an, daß er wider alles Vermuthen so gräßliche Lehren behaupte; bald wollten sie ihn entschuldigen mit dem vielen Guten das sie sonst an ihm bemerkt hatten; bald fingen sie an, für sich selbst zu fürchten, ob sie wohl in ihrem Christenthume so lau geworden um die Irrlehren nicht zu fühlen; bald gereute es sie, daß die wohlangefangene Erziehung ihrer Kinder wieder liegen bleiben sollte.

So herrschte beym Mittagsmahle ein todtes Stillschweigen, und einer sah den an-

dern ängstlich an, bis Meester Puistma, der nach so wohl vollbrachter Verrichtung, sich Essen und Trinken sehr gut hatte schmecken lassen, noch zeitiger als sonst zu seinem gewöhnlichen Mittagsschläfchen vom Tische wegschlich.

Als er fort war, sagte Frau Elsabe zu Sebaldus mit niedergeschlagnen Augen: »Aber lieber Meister, warum habt Ihr »auch meinen Kindern heidnische Bücher vor»gelegt?«

»Weil Eure Kinder Griechisch lernen »sollten, und diese Bücher gut Griechisch ge»schrieben sind.«

»Aber warum habt Ihr ihnen so böse »gottlose Leute zur Nachahmung vorgestellt?«

»Urtheilt selbst, versetzte Sebaldus, ob »sie böse und gottlos gewesen?« Hier erzählte er ausführlich die Geschichte des Sokrates, und schilderte den Charakter des Antonin. Er fragte, ob es nicht vielmehr gottlos sey einen Fürsten zu verdammen, der, nach seiner eignen Nachricht, von seinem Großvater gelernt: Leutselig zu seyn und sich nicht zu erzürnen; von seinem Vater: Bescheiden und männlich zu

werden; von seiner Mutter: Gottesfurcht und Freigebigkeit, und nicht nur nichts Böses zu thun, sondern es auch nicht einmal zu denken *), u. s. w.

Der Kaufmann und seine Frau hörten aufmerksam zu. Frau Elsabe gestand, wenn dieser Heide so gesinnet gewesen, könne es wohl nicht verdammlich seyn ihn zum Beyspiele darzustellen. Ja sie möchte sich selbst nicht unterstehen, einen so guten Heiden zu verdammen.

Hiermit stimmte der Kaufmann überein. »Aber dies ist nicht meine Sorge,« sagte er zum Sebaldus; »denn die Domine wissen mit »dem Verdammen geschwinder umzuspringen »als unser einer. Das Schlimmste ist, daß ich »Euch wider Willen der Domine nicht im »Hause behalten kann, weil sie allen Leuten »sagen werden daß Ihr keine rechte gewisse »Religion habt.«

»Eine rechte gewisse Religion? Mein »Herr! die habe ich, Gott Lob! denn ich »weiß,

*) Man s. Antonins Betrachtungen über sich selbst, 1stes Buch im Anfange.

»weiß, an wen ich glaube. Aber daß »mein Glauben, mit dem was verschiedene »andere Leute glauben, oder was sie andern »Leuten als Formulare zu glauben vorschrei»ben, zuweilen nicht übereinstimmt, ist nicht »meine Schuld. Der Glauben ist eine Ge»wissenssache, welche nicht kann geboten wer»den. Ich lasse gern einen jeden glauben »wovon er überzeugt zu seyn meinet; war»um wollt Ihr mir dieses nicht auch frey »lassen?«

»Ich wohl,« versetzte der Kaufmann, »aber die Domine schwerlich. Die lassen sich »nicht gern widersprechen. Wenn Ihr ein»mal nicht für rechtsinnig gehalten wer»det, werden sie beständig gegen Euch was »einzuwenden haben; und auch gegen mich, »wenn ich Euch in meinem Hause behalte.«

»Und wenn Ihr nicht rechte lutherisch »seyd,« rief Frau Elsabe, »wird's immer Hei»ßen, unsern Ehepakten sey kein Genüge ge»schehen, denen zufolge doch mein zweyter »Sohn rechte lutherisch erzogen werden muß.«

»Lutherisch!« rief Sebaldus aus. »Sind »es denn etwa lutherische Glaubensartikel »worüber gestritten worden? Ja, wäre auch

»nur überhaupt der geringste Streit entstan»den, wenn Euer Meester Puistma nicht ei»nen so unvernünftigen Lärmen gemacht hät»te? Ich sondere mich ja von der lutherischen »Kirche nicht ab. Und wenn ich es auch »thäte! sind denn die Menschen jeder Konfes»sion durchaus auch in eine eben so einge»schränkte bürgerliche Gesellschaft eingeschlos»sen? Muß der welcher sich von dieser oder »jener Lehrmeinung nicht überzeugen kann, »deshalb auch aller bürgerlichen Gemeinschaft »entsagen? Darf man, ohne den genauesten »Glauben an theologische Formulare, nicht »die alten Sprachen oder die Geographie »lehren? Macht ein Verdacht des Pelagianis»mus auch eine Wechselrechnung unrichtig, »oder eine Leibrentenberechnung unsicher? »Wie weit wird endlich die Einschränkung »durch Bekenntnißbücher gehen? Fragt man »nicht fast schon, wenn man einen Bälgen»treter, Pedell oder Ofenheizer braucht, ob er »auch rechtsinnig sey! Endlich wird man »nicht Luft schöpfen, oder einen Tritt ins »Land thun dürfen, wenn man nicht erst die »symbolischen Bücher unterschreibt!«

»Nein!« versetzte der Kaufmann, »da

»geht Ihr zu weit, mein lieber Meister! Un»sere hochmögenden und edelmögen»den Herren dulden in den sieben ver»einigten Provinzen jedermann, wes »Glaubens er auch sey. Nur freylich unsere »ehrwürdigen Herren examiniren diejeni»gen genauer, die sich in den Häusern der »Rechtsinnigen aufhalten. Wenn Ihr »nicht in meinem Hause wäret, könntet Ihr »glauben was Ihr wolltet. — Aber, da Euch »nun die Domine anklagen, kann ich Euch »freylich nicht bey mir behalten, denn mit »dem hirtenliebenden Jan Hagel mag ich »nichts zu thun haben.«

»Wahr ists,« sagte Frau Elsabe, mit ei»nem Seufzer: »Domine Ter Breidelen würde »es mir bey allen Hausbesuchen vorhalten.«

»Ja!« fuhr der Kaufmann fort, »und »Domine Dwanghuysen würde es mir in den »kerkelyken Zamenkomsten beständig zu hören »geben, daß ich einen Arminianer her»bergte.«

»Großer Gott!« rief Sebaldus, die Hän»de gen Himmel hebend: — »Gütigstes Wesen, »voll allgemeiner Liebe, voll allmächtigen »Wohlthuns! Wie ists möglich, daß die wel-

»che sich Deine Diener nennen, beynahe selbst »die Sonne die Du über Gerechte und Unge»rechte scheinen lässest, denen entziehen wol»len, die Dir auch dienen, nur nicht nach »fremder Vorschrift, sondern nach eigenem »Gewissen! daß sie sie aus der Welt stoßen »möchten, wenns anginge! —« Er legte seine Stirn in seine linke Hand.

Frau Elsabe sagte, indem sie die Augen trocknete: »Nicht aus der Welt, lieber Mei»ster! Es wird sich für Euch ein anderer Auf»enthalt finden.«

»Und ich will,« setzte der Kaufmann hinzu, »Euch dazu alle mögliche Anleitung ge»ben. Wollt Ihr nach Alkmar zurück, oder »sonst nach einer andern Stadt? —«

Sebaldus, ohne ihn zu hören, fuhr in seinem Selbstgespräche fort: »Was sollte Dei»ne vernünftige Geschöpfe zu Verträglichkeit »und Liebe mehr vereinigen, als Dein Dienst; »und was trennt sie mehr zu bitterm Zanke »und Feindschaft! —«

Der Kaufmann nahm ihn bey der Hand, und sagte: »Beruhigt Euch. Hört mich! Wollt »Ihr zurück nach Alkmar zu dem guten Pfar»rer, oder wollt Ihr wieder nach Deutschland,

»oder denkt Ihr noch nach Ostindien zu fah-
»ren? Es sey wo es seh! Ich will Euch Rath,
»Empfehlung, Unterstützung geben.«

Sebaldus sah ihn an, schlug die Augen wieder nieder, und sagte staunend: »Nach »Alkmar? — Ja da war ein guter lieber »Mann, — so gut — wie Ihr, mein Herr! »— — Aber wer steht mir dafür, daß irgend »ein Eiferer nicht auch Ihn, so wie Euch nö»thiget, mit einem Platz unter seinem Dache »zu versagen? — Nach Deutschland? Soll ich »da schmerzliche Erinnerungen an das was mir »lieb war, holen, und vielleicht noch eine »neue Art von Verfolgern kennen lernen? — »Nein! lieber nach Ostindien, so weit und so »gefährlich der Weg auch ist. Vielleicht ist »man dort noch verträgsam. Wo das Schuk»gezänk noch nicht Menschen gegeneinander »aufgehetzt hat, wird wohl die Liebe nicht an »Konfessionen gebunden seyn. Vielleicht fände »sich da eine Gesellschaft, die, streitige Lehr»meinungen bey Seite setzend, nur gemeine »sam erkannte Wahrheiten nutzen wollte, die, »ohne nach Lehrformeln zu fragen, sich ver»sammelte um sich gemeinschaftlich zum Lobe »Gottes zu ermuntern, sich gemeinschaftlich

alle Christen, ohne auf besondere Lehrmeinungen oder Konfessionen zu sehen; weil sie sagen: daß man in die Stadt Gottes durch verschiedene Thore eingehen könne *). Jeden unbescholtenen Mann, und der keine Meinungen vorträgt die ausdrücklich der Bibel zuwider sind, lassen sie nicht allein zum gemeinschaftlichen Genusse des Abendmahls, sondern verstatten ihm auch öffentlich über gemeinnützige Wahrheiten zu reden, wozu sie keine besonders bestellte Lehrer haben. Denn jeder, der Kraft in sich fühlt nützliche Lehren zu geben, trägt sie, ohne Lehrton, wie ein Freund an Freunde vor, und pflegt am Ende seiner Rede die Versammlung bescheiden zu fragen: Ob jemand wider diesen Vortrag etwas einzuwenden habe, oder zur fernern Aufklärung der Wahrheit noch etwas beytragen wolle? Und hierauf fährt fort, wer will, mit gleicher Bescheidenheit seine Gedanken zu eröffnen.

Sebaldus war entzückt über diese Nachricht, und wünschte nichts, als bald ein Glied

*) Man s. Rues S. 177.

einer Versammlung zu sehn, die mit seinen Wünschen so vollkommen übereinstimmte. Da er in Rotterdam weder bleiben wollte noch konnte, so bekam er von dem Kaufmanne, nachdem er für seine Hofmeisterschafe anständig belohnet worden, Empfehlungsschreiben an einen ihm wohlbekannten Kollegianten in Amsterdam. Sebaldus suchte sogleich seine Sachen zusammen, die ein mäßiges Päckchen ausmachten, fuhr nach Gouda, setzte sich daselbst in die Nachtschuit, und ließ sich unter den frohesten Erwartungen fortziehen.

Vierter Abschnitt.

Er langte des Morgens früh um fünf Uhr vor Amsterdam, an dem Uttrechter Thore, an. Gleich bey dem Aussteigen aus der Schuit, kam ihm ein Deutscher entgegen, der ihn sehr dienstfertig: Herr Landsmann! anredete, und sich erbot ihn in eine gute Herberge zu bringen.

Sebaldus versetzte: »Wenn sie nur nicht »zu kostbar ist, denn meine Baarschaft ist »gering. Ich bin ein armer abgesetzter Pre»diger.«

»Sie sollen sehr billig behandelt, und »doch gut bedienet werden,« rief der Herr Landsmann, und griff nach Sebaldus Reisesack, den er dienstwillig auf die Schulter nahm.

So traten sie bey Eröffnung des Thores in die Stadt. Sebaldus konnte nicht umhin seine Freude zu bezeugen, daß er einen Deutschen gefunden, der ihn in dieser großen Stadt zurechte weise, zumal da er der Sprache noch nicht gänzlich kundig sey.

»Ach ja, ehrwürdiger Herr,« sagte sein Begleiter, »es ist mir Ihretwegen selbst lieb, »daß ich mich von ungefähr am Thore be»funden. Sie können gar nicht glauben, ehr»würdiger Herr, wie gefährlich es in dieser »Stadt ist. Insonderheit giebt es böse Leute »die man Seelenverkäufer nennet, wel»che die unerfahrnen Fremden, besonders Deut»sche, mit List in ihre Häuser locken, um sie »nach Ostindien in ein unbeschreibliches Elend »zu verkaufen.«

Sebaldus erstaunte, daß es so boshafte Menschen geben könne. Indem schrie sie ein gemeines Weib auf holländisch heftig an: »Sieh den verdammten Seelhund, da hat er »wieder eine Seele!«

»Kommen Sie geschwind,« raunte ihm »sein Begleiter ins Ohr, »dies ist eine Kre»atur der Seelenverkäufer, welche mit uns »Zank anfangen will, damit Sie im Tumulte »den Böswichtern in die Hände fallen sol»len.«

Sie verdoppelten also ihre Schritte, um diesem Unglücke zu entgehen, und kamen endlich an das Haus, wo die Herberge seyn sollte. Sie gingen eilig hinein. Die Thür ward hinter ihnen zugeschlossen. Wie erschrak aber Sebaldus, als ihn sein Begleiter in eine Art von Unterkammer stieß, wo ungefähr dreißig elende Menschen auf Stroh lagen. Er brach in die heftigsten Vorwürfe gegen seinen Begleiter aus, die dieser, nachdem er ihm einigemal in trotzigem Tone stillzuschweigen geboten hatte, durch derbe Schläge mit einem dicken Seile beantwortete, wovon Sebaldus ganz betäubt auf das Strohlager niederfiel.

Als er sich ein wenig erholte, sah er um sich eine Anzahl elender Schatten-ähnlicher Menschen, durch Hunger, Blöße, Schläge, Krankheit und Kummer ganz ausgemergelt, von ihrem Strohlager aufkriechen. Neben

ihm lag ein Mensch, günstigen Ansehens, aber vom Fieber ganz abgezehrt, der ihm auf seine laute Klagen, mit mattaufgehobener Hand und schwacher Stimme, hochdeutsch zusprach: »Sey geduldig, Freund! denn es warstet dein noch mehr Elend; das meinige ist »hoffentlich bald zu Ende.«

Sebaldus fiel wieder in schwermüthiges Staunen, aus welchem er ungefähr nach einer Stunde erwecke wurde, da man ihn holte, um vor den Seelenverkäufer zu erscheinen, der nicht längst aufgestanden war.

Er fand diesen Mann in einem sauber aufgeputzten Seitenzimmer, mit Huysums und Mignons Meisterstücken ausgeziert, das von dem Elende womit im Keller Menschen gequälet wurden, so wenig Spur zeigte, als das wohlbeleibte Ansehen des hartherzigen Besitzers. Dieser nahm mit zufriedner Geberde sein Frühstück zu sich, und vor ihm lagen Erbauungsbücher, aus denen er eben seine Morgenandacht hergelesen hatte. Denn Bücher dieser Art sind dem Schurken und dem schwachen ehrlichen Manne gleich behaglich. Der Letztere zieht Trost im Unglücke und Befestigung frommer Entschließungen aus ih-

nen; jener aber, der den Mangel innerer Rechtschaffenheit durch äußere Religion erſezzen will, und tägliche Gottloſigkeit unſtrafbar gemacht zu haben glaubt wenn er ſie Morgens und Abends in vorgeſchriebenen Gebeten bereuet, ſucht die Unruhe ſeines Gewiſſens in der Ruhe einer ſelbſtgefälligen Andacht zu erſticken.

Auch dieſer Bube, der mit kalter Fühlloſigkeit jeden Menſchen im Elende konnte ſchmachten ſehen, ließ es dabey an keiner äußerlichen Religionsübung mangeln. Er war in der gangbaren Landestheologie ſehr bewandert, und fand ſogar durch dieſelbe eine Hinterthür alles Böſe was ihn zu thun gelüſtete, mit ſeiner phlegmatiſchen Gewiſſensruhe zu vereinigen; denn er hatte ſich überzeugt, alles ſey abſolut nothwendig, er ſey daher prädeſtinirt die Moffen *) zu ſchinden, und die Moffen ſeyen prädeſtinirt ſich von ihm ſchinden zu laſſen. Deshalb konnte er mit eben der Gleichmüthigkeit einen Moffen in ſeinen Keller ſtoßen ſehen, womit der Koch

*) So pflegt der niederländiſche Pöbel die Deutſchen, beſonders die Niederſachſen und Weſtphälinger, zu nennen.

einen lebendigen Krebs in den siedenden Kessel wirft.

Er fragte den Sebaldus, dessen geistlichen Stand er von seinem Unterhändler erfahren hatte, zuförderst nach der Geschichte seiner Absetzung, und nach seinen folgenden Begebenheiten; und da er dadurch dessen heterodoxe Meinungen erfuhr, ließ er sich mit ihm in einen theologischen Disput ein, dessen Ende war, zu behaupten, daß die dem Sebaldus aufgestoßnen widrigen Begegnisse eine Folge der göttlichen Strafgerechtigkeit wären, deren unwürdiges Werkzeug Er jetzt auch seyn solle. Er führte ihm dabey zu Gemüthe, daß er Gott versuchen würde, wenn er lieber zu den stinkenden Ketzern, den Kollegianten, gehen wollte, als nach Batavia, der orthodoxen Stadt, wohin sich noch nie eine Ketzerey habe wagen dürfen. Er legte also dem Sebaldus einen schon aufgesetzten Kontrakt zur Unterschrift vor. Allein, dieser weigerte sich, weil ihm die Art wie er zu dieser Reise gezwungen werden sollte, eine schreckliche Aussicht gab; und verlangte endlich, nach verschiedenem Hin- und Wiederreden, wenigstens Bedenkzeit, welche ihm auch bis auf den morgenden

Tag, aber länger nicht, verstattet ward: worauf ihn der Seelenverkäufer entließ, und sich wieder ruhig zu seinem Erbauungsbuche kehrte.

Als Sebaldus in den Keller zurück kam, sah er das Stroh aufgeräumt, und seine Unglücksgefährten, theils in stummem Kummer, theils in fühlloser Sorglosigkeit, theils in tobender Verzweiflung. Nur sein vorheriger Nachbar lag noch, in großer Schwachheit. Da Sebaldus geistlicher Stand schon bekannt war, so verlangte der Kranke seinen Zuspruch, den ihm dieser, so trostlos er auch selbst war, von ganzem Herzen gewährte. Der Kranke wurde dadurch in etwas erquickt, und konnte nun die Erzählung und die Klagen des Sebaldus anhören, dem noch alles was ihm diesen Morgen begegnet war, als ein Traum vorkam, und der besonders sich noch nicht zu überreden wußte, daß Menschen so tief sinken könnten ihre Nebenmenschen vorsetzlich ins Elend zu stürzen.

»Was bewegt diese Leute zu solcher Un»gerechtigkeit?« rief er zuletzt aus. »Warum »sind wir hier wie Übelthäter eingeschlossen? »Was will man mit uns anfangen? Darf

»man in diesem Lande der Freyheit den friedsamen Wanderer unverschuldet ins Gefängniß schleppen? Ist bey der Obrigkeit kein »Schutz wider so scheußliche Unterdrückung zu »finden?«

»Er würde gewiß zu finden seyn,« sagte der Kranke mit schwacher Stimme: »wenn »ihr unsere Noth nur bekannt werden könnte. »Aber während der sechs Wochen die ich in »diesem abscheulichen Loche zugebracht habe, »merkte ich genugsam, welche sichere Maaßregeln unsere Peiniger nehmen, um dies unmöglich zu machen. Von außen hat diese »Einrichtung das Ansehen, als ob der Zweck »sey, ganz armen Leuten die von allen Hülfsmitteln entblößet sind, und freywillig »nach Ostindien gehen wollen, bis zur Abfahrt Nahrung und Equippirung zu reichen, »und sich durch das Handgeld welches die »Ostindische Kompanie giebt, und durch eine »Verpfändung des künftigen Soldes, wieder »bezahlt zu machen. Es kann seyn, daß die »Absicht im Anfange ganz gut gewesen, aber »jetzt wird sie, durch die List hartherziger Bösewichter, fast immer zu schändlichem Mißbrauche. Wenige gehen freywillig, viele

»werden

»werden durch Ränke ins Garn gelockt, durch »Peinigungen zur Unterschrift gezwungen, in »Gefängnisse gesperrt, mit der elendesten Kost »kaum beym Leben erhalten, und zuletzt oft, »von übler Begegnung und Kummer abge»mergelt, anstatt aller Erfordernisse zu einer »Seereise von einigen tausend Meilen, kaum »mit ein Paar groben Hemden versehen. Und »für diese elende Verpflegung werden so große »Kosten angesetzt, daß das unglückliche Schlacht»opfer in Ostindien wohl sechs oder sieben Jahre »nicht für sich, sondern für den Seehund, »arbeiten muß. O! könnte doch die christliche »Obrigkeit dieses Landes solche unmenschliche »Begegnung allezeit wissen, sie würde gewiß »die Gerechtigkeit die sie sonst immer ausübt, »auch hier ausüben. Sie hat wirklich schon »in den wenigen Fällen, die zu ihrer Kennt»niß gekommen sind, exemplarisch gestraft. »Könnte die edle Ostindische Kompanie doch »nur erfahren, wie unerhört man oft ihren »Namen mißbraucht; sie würde zu ihrem »Ruhme und zu ihrem Nutzen, den Böswich»tern dies schändliche Handwerk dadurch le»gen, daß sie selbst auf dem ostindischen »Hause diejenigen, die sich ihrem Dienste wid»

»men wollen, öffentlich und freywillig anneh»men, und unter der Aufsicht redlicher »Leute, unterhalten und ausrüsten ließe. Aber »bis einst ein Menschenfreund die Stimme »solcher Nothleidenden zu den Ohren derer »bringt, die dem Elende bis in die geheimsten »Winkel nachspüren und ihm abhelfen kön»nen; — wäre sehr zu wünschen, daß diese »schreyenden Ungerechtigkeiten wenigstens in »Deutschland nicht unbekannt blieben. Man »sollte sie dort in den Seestädten, auf allen »Straßen, in allen Wirthshäusern, bey allen »Zünften bekannt machen, man sollte auf den »Kanzeln davor warnen. Denn die Bösewich»ter schicken ihre Unterhändler nicht nur bis »an die Stadtthore Amsterdams, nicht nur »bis an die Gränze, sie schicken sie nach Ham»burg, Bremen und Stade. Sie gebrau»chen unzählige Ränke, um den unvorsichti»gen Seemann, den einfältigen Handwerker, »den treuherzigen Bauer in ihre Schlingen »zu ziehen. Ich selbst bin von ihnen aus »Bremen durch die süßesten Vorspiegelungen »weggelockt, und in diesen elenden Zustand »gebracht worden; ich habe aber zur Vorsicht »das Vertrauen, daß er sich nun bald endi»gen wird.«

Hier schwieg der Kranke, aus Entkräftung, und Sebaldus war wieder seinen traurigen Gedanken überlassen. Er blieb darin den ganzen übrigen Tag, die Zeit ausgenommen da eine sparsame Mahlzeit verzehrt wurde, die zugleich so beschaffen war, daß kaum der härteste Hunger den Widerwillen dagegen bezwingen könnte. Abends mußte er sich, unter den Übrigen, auf das elende Strohlager hinstrecken.

Den andern Morgen ward er wieder von den Seelenverkäufer gebracht. Dieser suchte ihn nun durch freundliches Zureden und durch starkes Getränk zur Unterschrift zu verleiten. Da Sebaldus sich aber standhaft weigerte, und aus seiner ungerechten Gefangenschaft entlassen zu werden verlangte; so hieß es endlich: er möchte vierzehn Gulden für Wohnung und Kost des gestrigen Tages zahlen, dann könne er frey weggehen. Sebaldus, froh, griff in die Tasche; aber ein angestellter Bube hatte ihm in der Nacht sein Geld gestohlen. Er ward nunmehr hart angefahren, und ihm nur noch bis auf den Abend Bedenkzeit gegeben; und als er auch da noch bey seiner Weigerung blieb, ward er auf den

Söller geführt, an einen Pfosten gebunden, und so lange unbarmherzig gegeißelt, bis die Schmerzen ihn nöthigten endlich die verlangte Einwilligung zu geben.

Er ward in den Keller zurückgebracht, und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, theils wegen Schmerzen, theils wegen der Seufzer seines kranken Nachbars, welcher mit dem Tode rang, und gegen Morgen starb. Sebaldus fiel in die stumpfe Fühllosigkeit, durch die der tiefste Jammer erduldet wird, und erwartete sonder Bewegung, in welches unbekannte Land man ihn schleppen würde, und welchem unbekannten Elende er noch entgegen sehen sollte.

Indeß verschaffte der Tod des einen Unglücklichen den übrigen unvermuthet einige Erleichterung; denn der Geiz allein konnte den Seelenverkäufer etwas menschlicher machen. Er glaubte ein Kapital verloren zu haben, indem er den Verstorbenen sechs Wochen vergebens genährt hatte. Bey einigen Übergebliebenen äußerten sich noch dazu Schwachheiten, wodurch die Furcht entstand, es möchte ein ansteckendes Fieber unter ihnen einreißen. Dies bewirkte den Entschluß, sie

sämmtlich, nachdem sie mit Wein und starken Getränken etwas erquickt worden, frische Luft schöpfen zu lassen. Vorher ward jeder, der unterweges nur muchsen würde, mit der schärfsten Strafe bedrohet; und so ließ sie der Seelenverkäufer, unter Begleitung sechs seiner Knechte und Unterhändler, ausgehen: wenn das Schleichen solcher durch Krankheit und Kummer abgezehrten Gestalten noch Gehen benennet werden kann.

Mancher ehrliche Bürgersmann sah ihnen mit Mitleiden nach. Hin und wieder zuckte ein Vornehmerer über sie die Achsel, und rief: »'s sind ja nur Mofjes!« So zogen sie durch die schattigen Gänge der Plantage endlich zum Muider-Thore hinaus, um auf dem Dyk nach Seeburg reine Luft zu genießen.

Sebaldus Geist, obgleich von tiefem Elende niedergedrückt, erhob sich bey Erblickung der Aussicht, die nirgend ihres gleichen hat: auf dem Y und auf der Süderfee, tausend Segel, das ganze Gewühl des arbeitsamen Fleißes; auf der Landseite, grünende Wiesen und Gärten, die ruhige Schönheit der Natur.

Die Gesellschaft warf sich ins Gras, und ruhte eine Stunde lang, erquickt von dem kühlen Wehen der Luft, und dem frischen Geruche des federweichen Lagers. Sebaldus insonderheit, an Geist und Körper erfrischt, brach, in der Fülle seines Herzens, endlich in ein lautes Lob des Allmächtigen aus, der für seine geplagtesten Kreaturen in den einfachsten Genuß seiner Schöpfung Trost und Stärkung legte.

Der Schall des Dankgebets erweckte die Aufmerksamkeit zweyer Geistlichen, die in der Gegend spazieren gingen. Sie hatten vorher die unglückliche Gesellschaft nur mit der allgemeinen Theilnehmung betrachtet, welche die Menschenliebe keinem Elenden versagt. Jetzt traten sie näher, durch Sebaldus Stimme und Geberden gerührt, ob sie gleich seine Worte nicht verstehen konnten. Sie betrachteten ihn aufmerksam; besonders schien der ältere von beiden sehr bewegt, hob endlich die Hände empor, that einen Ausruf, und wollte auf den Sebaldus zugehen. Der andere hielt ihn zurück, und man hörte daß er sagte: »Laßt es seyn, Ihr würdet es sonst »nur noch schlimmer machen.« Sie kehrten

sich darauf um, und sprachen einander ins Ohr.

Sebaldus, in frommer Entzückung, hatte diesen Vorfall nicht einmal bemerkt, aber seine Gefährten fingen an, die Köpfe zusammen zu stecken. Dies war genug für die argwöhnischen Wächter, den ganzen Trupp sogleich aufstehen zu lassen, und ihn nach Hause zu führen. Die beiden Geistlichen, nachdem der Zug sich in etwas entfernt hatte, folgten demselben von weitem, bis an des Seelenverkäufers Haus, das sie auf diese Art entdeckten.

Fünfter Abschnitt.

Der Geistliche, welcher den Sebaldus anreden wollte, war niemand anders als der rechtschaffene Prediger aus Alkmar. Er hatte wegen der Erbschaft eines Waisen eine Reise nach Amsterdam thun müssen; und erblickte bey diesem zufälligen Spaziergange den Mann, dessen Elend er schon einmal gemildert hatte, in noch größerer Noth. Er war zu dessen abermaliger Errettung jetzt nicht minder thätig als vorher. Es währte nicht

eine Stunde, so hatte er schon bey dem Hoofd-Offizier Anzeige gethan, und kam, in Begleitung eines Gerichtsdieners, in des Seelenverkäufers Haus, den Sebaldus zu fordern. Nur um wenig Minuten hätte er später kommen dürfen, so war seine menschenfreundliche Bemühung vergeblich. Denn da die Knechte wohl merkten daß die beiden Geistlichen, aller ihrer Vorsicht ungeachtet, dem Zuge nicht ohne Ursach nachfolgten; so war der Seelenverkäufer eben im Begriffe zu thun, was sonst geschah, wenn er eine Entdeckung befürchtete: nehmlich in das Haus eines seiner Mitgenossen den Gefangenen zu schicken, um ihn den Nachforschungen der Obrigkeit zu entziehen. Auch jetzt sollte er verläugnet werden; aber der Gerichtsdiener, der dieses Haus der Tyranney schon kannte, ließ sich durch keine Einwendungen abweisen. Der Seelenverkäufer hatte daher kaum Zeit, in der größten Verwirrung in den Keller zu laufen, dem Sebaldus seinen Reisesack wieder zu geben, und auf die kriechendste Weise denselben fast fußfällig zu bitten ihn nicht unglücklich zu machen; als ihm schon der Gerichtsdiener mit dem Geistlichen folgte. Der

rechtschaffne Prediger umarmte den Sebaldus, und da er aus andern Vorfällen die Gewohnheit eines solchen Hauses wohl kannte, so zahlte er sogleich dem Seelenverkäufer, ohne Einwendung, eine beträchtliche Summe, die für das Elend von sechs oder sieben Tagen gefordert ward. Aber sobald dieses geschehen, sagte er ihm auch ins Gesicht, daß er alles anwenden würde, seine gewissenlose Behandlung unschuldiger Menschen, zur Bestrafung, ans Licht zu ziehen. Er ließ sich weder durch des Seelenverkäufers vielfältige Entschuldigungen, noch selbst durch Sebaldus Bitten, zurückhalten. Er that dem Hoofd-Officier noch eine ausführlichere Anzeige, worauf dieser, seinem Amte gemäß, auf dem Stadthause vor den Schöppen den Seelenverkäufer anklagte. Sebaldus ward über alle Umstände der erlittenen grausamen Begegnung vernommen. Der Seelenverkäufer ward in Verhaft gezogen, und nach völliger Untersuchung der Sache, ins Raspelhaus gesetzt; obgleich der Prediger vor Endigung des Prozesses nach Alkmar zurückreisen mußte, und Sebaldus, frey von aller Rachbegierde, deshalb weiter keinen Schritt that.

Indeß führte der Prediger den Sebaldus, sobald er ihn aus den Händen des Böſewichts erlöſet hatte, in das Haus ſeines Freundes, mit dem er vorher ſpazieren gegangen war. Dieſer, ein mennoniſtiſcher Lehrer, ein Mann von Verſtand und Redlichkeit, ſtand mit den Kollegianten in Bekanntſchaft, unterrichtete den Sebaldus von der Verfaſſung dieſer friedſamen Geſellſchaft noch näher, und ging nun ſelbſt mit ihm und dem lutheriſchen Prediger in derſelben gottesdienſtliche Verſammlung. Da ſtimmten ſie alle, die Verſchiedenheit ihres Lehrbegriffs und alle ſtreitige Fragen vergeſſend, in gemeinſamer Andacht das Lob Gottes an, und betrachteten gemeinſam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung. Eine Art des Gottesdienſtes, die Sebaldus Wünſche ganz befriedigte.

Nach der Verſammlung begleiteten ſie ihn, um das Empfehlungsſchreiben aus Rotterdam an den Kollegianten abzugeben, welcher Krankheitshalber nicht zugegen geweſen war. Er nahm den Empfohlnen als ein Vater und als ein Freund in ſein Haus auf, ſo daß derſelbe, bey dieſer liebreichen

Begegnung, in kurzem seine vorigen Widerwärtigkeiten vergaß.

Der Kollegiant war ein wohlhabender Mann, dabey aber auch von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und von edlen Gesinnungen, der seine Muße zum Besten der Wahrheit und Tugend anwendete. Er hatte schon verschiedene schätzbare Werke auf seine Kosten drucken lassen, und eben jetzt eine gelehrte Zeitschrift angefangen, in der Absicht den Weg zu bahnen, daß gemeinnützige Religionsbegriffe von leeren Schulspitzfindigkeiten gesondert würden. Er schrieb sie in lateinischer Sprache, weil damals in Holland die Vorurtheile für eine hergebrachte Orthodoxie noch so stark waren, daß sich niemand, so wie jetzt *), getrauete, Meinungen die nicht im Kompendium stehen, in der Landessprache vorzutragen. Denn die Gottesgelehrten in allen Ländern lassen immer noch eher gesche-

*) In den Vaterlandsen Letter-Oefeningen, einer gelehrten Zeitschrift, die in den siebenziger Jahren in Holland herauskam. Die vornehmsten Verfasser derselben waren Kollegianten.

hen, daß man in der gelehrten Sprache neue Meinungen und Zweifel für sie allein bekannt mache, um ihrer Streitkunst eine stattliche Übung zu verschaffen; als in der Muttersprache, um gemeinnützige Wahrheiten in die Gemüther aller Einwohner eines Landes zu verbreiten.

Sebaldus, der die Arbeit liebte, erbot sich in kurzem selbst, seinem Wirthe in dessen Beschäftigungen behülflich zu seyn. Er that dadurch zugleich seiner vorzüglichsten Neigung Genüge, Ideen die ihm wichtig waren zu entwickeln und auszubilden.

Der Kollegiant hingegen mußte einen Mann bald lieb gewinnen, dessen Neigungen mit den seinigen so sehr übereinstimmten. Sie arbeiteten über verschiedene Materien im Anfange gemeinschaftlich; bald aber blieb die Arbeit dem Sebaldus allein überlassen da die Krankheit des Kollegianten schnell zunahm. Der rechtschaffene Mann ward immer schwächer, und starb nach einigen Monaten. Vorher noch vermachte er seinem Freunde den Vorrath und das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke, besonders der gelehrten Zei-

schrift, welche anfing' Aufsehen zu machen, und daher sehr viel gelesen ward.

Sebaldus beweinte von Herzen den Tod seines Freundes und Wohlthäters. Ob er gleich dessen Umgang sehr vermißte, so war doch nun sein Zustand ganz seinen Wünschen gemäß. Er hatte durch den Verkauf der ihm vermachten Werke und durch die Fortsetzung der periodischen Schrift ein zwar sehr mäßiges, aber für ihn hinlängliches Auskommen, war unabhängig, konnte seine Lieblingsneigung, die Spekulation, befriedigen, konnte in Frieden, seiner Überzeugung gemäß, Gott dienen, und war noch nicht wegen Religionsmeinungen angefeindet worden.

So wünschenswerth nun diese Lage war, so schien es doch Sebaldus Schicksal zu seyn, daß er, wenn er am meisten Nutzen zu schaffen glaubte, durch einen geringschreinenden Zufall, selbst Gelegenheit geben mußte seinen Zustand zu verschlimmern.

Er hatte, schon beym Leben seines Wohlthäters, sich in der holländischen Sprache festzusetzen gesucht. Nachher trieb ihn die Einsamkeit langer Winterabende, auf die Lesung engländischer Bücher, die er schon in

seiner Jugend geliebt hatte. Er fand unter andern ein Buch *), dessen Inhalt ihm größtentheils so wohl gefiel, daß er auf den Gedanken kam, es zu übersetzen, weil er meinte, daß es auch den Holländern nützlich seyn könnte.

Er beschäftigte sich einige Monate lang mit dieser Arbeit; und da er meist damit fertig war, ging er zu Mynheer van der Kuit, dem Buchhändler der bisher den Verkauf der sämmtlichen Werke des verstorbenen Kol-

*) Remarks on men, manners, and things; by the Author of the Life of *John Buncle*, London gr. 8. Dr. Amory soll ein Buch unter diesem Titel geschrieben haben, welches aber, wenn es existirt, so rar geworden ist, daß es sich selbst in großen engländischen Buchhandlungen, und Bibliotheken nicht findet. Der Verfasser dieser Geschichte bekennet jetzt, daß die Stellen welche unten, als aus diesem Buche übersetzt, angeführt werden, von ihm selbst sind; ausgenommen das 21ste Kapitel des 1ten Buchs Mose, welches von dem berühmten Franklin ist, der es dem Perser Sadi soll nacherzählt haben. (Man s. die Berlinische Monatschrift 1783 Oktober, S. 307.) Anmerk. der vierten Auflage.

legianten, und auch des gelehrten Tagebuchs besorgt hatte, um ihm diese Übersetzung zum Verlage anzubieten.

Van der Kuit unterließ nicht, die gewöhnlichen Schwierigkeiten zu machen: Daß er mit Verlag überhäuft, daß der Handel gefallen sey, daß Druck und Papier immer theurer werde, daß man vorher etwas von dem Werke sehen, daß man es allenfalls gelehrten Leuten zur Prüfung übergeben, und besonders daß man, der Kunstrichter wegen, erforschen müsse, ob nicht wider die Reinigkeit der holländischen Sprache gefehlet sey.

Auf diese Erklärung zog Sebaldus einige Hefte seiner Übersetzung aus der Tasche. Indem dieses geschah, trat Domine de Hysel, ein gelehrter reformirter Prediger, herein, welchen Sebaldus kannte, weil er ihn oft im Buchladen gesehen hatte. Sebaldus erbot sich also, beiden etwas von seiner Arbeit vorzulesen. Sie traten sämmtlich in die Schreibstube des Buchhändlers, und der Übersetzer las, wie folget:

Sechster Abschnitt.

— — »Daß viele Prediger alle Neun »und dreyßig Artikel *) beschwören, »ohne sie alle zu glauben, liegt am Tage, »und man muß es entschuldigen. Wer ein »Hausvater ist, und sich und seine Familie, »um ungerechter Formalien willen, nicht in »die bitterste Noth stürzen will, sey von mir »nicht verdammt. Verdamme ihn ein hart»herziger Rechtgläubiger, wenn er's vermag!«

»Aber wie stehts um die Wahrheit? »Muß die noch immer weg den Neun und »dreißig Artikeln nachstehen? Wäre es »nicht die Pflicht der gesetzgebenden Macht, »zu sorgen, daß durch keine Formulare die »Aus-

*) Das Glaubensbekenntniß der engländischen bischöflichen Kirche ist im Jahre 1562, unter der Regierung der Königinn Elisabet, auf 39 Artikel festgesetzt und 1571 durch eine Parlamentsakte bestätigt worden. Wer irgend ein Amt von der Regierung erhält, muß sie beschwören. Sie sind das, was in den meisten deutschen Provinzen die symbolischen Bücher sind.

»Ausbreitung der Wahrheit gehindert werde,
»und sollten die Bischöfe nicht selbst die Hand
»dazu bieten? Wenn jene Artikel die Kette
»sind, welche die äußerste Weite mißt, worin
»der Verstand eines Geistlichen sich bewegen
»darf, so ist es vergeblich, nach Wahrheit
»zu forschen.«

»Ist's nicht höchst seltsam, daß man den-
»jenigen welche sich über die Strenge der
»Neun und dreyßig Artikel beklagen, vor-
»sagen will, ihre Klage sey ungerecht? Denn,
»heißt es, nachdem sie die besten Jahre ihres
»Lebens angewendet haben, um sich zu einem
»geistlichen Amte geschickt zu machen, dürfen
»sie ja nur kein geistliches Amt suchen, oder
»es niederlegen wenn sie es schon ange-
»treten haben.«

»Dies ist also die Gnade, die man uns
»anbietet? Die Uniformitätsakte ver-
»ursachte, daß im Jahre 1662 am Bartho-
»lomäustage an 2000 dissentirende Pre-
»diger auf Einen Tag ihr Amt niederlegten,
»daher zweytausend Familien ohne Brot, und
»zweytausend Gemeinden ohne Gottesdienst

»waren. Einen solchen Bartholomäus-
»tag, für England so traurig als für Frank-
»reich die Bartholomäusnacht, wünscht
»Ihr also wieder, die Ihr so kalt daher plau-
»dern könnt: damit gar kein Gewissenszwang
»da sey, wäre nur nöthig, daß jeder der
»nicht nachbeten will, sein Amt niederlege.
»Das nennt Ihr Schonung der Dissenter?
»Das nennt Ihr Toleranz und Sanftmuth?«

»Bey Gott! diese Sanftmuth der
»Vertheidiger der Neun und dreyßig
»Artikel gemahnt mich, wie die Schonung
»der Rabbinen, die dem Verurtheilten nur
»neun und dreißig Streiche geben.
»Wahrlich! ob er gleich den vierzigsten
»nicht bekommt, so schmerzt doch deshalb
»keiner von den neun und dreyßigen
»weniger.«

»Die Schriftgelehrten — gleich den scho-
»lastischen Philosophen — haben von je her
»ihre Lehrgebäude so künstlich angelegt, daß
»jeder das seine, trotz aller Widerlegung, be-
»weisen kann. Sie gleichen Bergschlössern,
»die noch dazu mit hohen Wällen und tiefen-

»Graben umgeben sind, so daß derjenige der »darin ist, sich ewig vertheidigen, und der»jenige der draußen ist, sie nimmer mit Vor»theile angreifen kann. Aber wie? Wenn »wir diese Festungen, die uns eigentlich nichts »hindern, liegen ließen, und mit der gesun»den Vernunft geradezu ins Land drängen? »Die Priester hatten bis ins sechszehnte Jahr»hundert ihr System in gar künstliche dialek»tische Schlingen verwickelt. Luther ließ »sie, und ging gerade auf die Bibel, die er »allen die lesen konnten, in der Landessprache »in die Hände gab. Die fleißige Lesung die»ses Buchs erwärmte das Herz, und erleuch»tete den Verstand, dadurch daß sie das »Nachdenken beförderte. Wollen wir auf »einem gleichen Wege nicht weiter fortgehen? »Freyes Nachdenken und Überlegen führen »sicherer zur Wahrheit als spitzfindige Lehr»gebäude.«

»Man setzet immer die Vernunft der »Offenbarung entgegen. Dies mag der »nöthig finden, der an eine unerklärliche »Theopneustie glaubt. Ich hoffe aber,

»es sey niemand jetzt mehr so einfältig sich »einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher »unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Es sind Bücher, welche zu »schreiben, Vernunft hat müssen angewendet werden, und zu deren Lesen und »Verstehen auch Vernunft gehört.«

»Samuel Werenfels *), einer der »gelehrtesten und rechtschaffensten Gottesgelehrten in der Schweiz, schrieb in seine »Bibel:

»Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque;
»Invenit et pariter dogmata quisque sua.

»Daß dieses wahr sey, lehret die Kirchenge-

---

*) S. Sam. Werenfelsii Opuscula theologica philosophica et philologica. Lausannae 1739 4to. Tom. II. p. 509. Lessing hat diese Verse folgendermaßen übersetzt:

»Von Gott gemacht ist dieses Buch,
»Daß jeder seine Lehr' drin such',
»Und so gemacht, daß jedermann
»Auch seine Lehr' drin finden kann.«

»schichte aller Sekten. Wer viel und wer »wenig glaubet, der Rechtgläubige wie der »Schwärmer, suchen und finden ihre Lehre »in der Bibel. Wie nun? Ich meine, was »geschehen ist, sey nicht ohne weise Absichten »der göttlichen Vorsehung geschehen. Gott »hat aber weder das Alte Testament noch »das Neue Testament selbst, unmittelbar, aufgezeichnet. Er hat gute Leute ausersehen, welche Bücher geschrieben haben, »die durch verschiedene Vorfälle bey einem »großen Theile des menschlichen Geschlechts »in solches Ansehen kamen, daß derselbe aus »ihnen seine Pflichten hat kennen lernen wollen. Die Bücher aber sind so eingerichtet, »daß diese Erkenntniß nicht ohne Betrachtungen und Schlüsse, folglich nicht ohne Nachdenken, erlanget werden kann. Also sind »diese Bücher in so fern eine Quelle der »Wahrheit, als sie das Nachdenken »über Wahrheit befördern. Mögen immer die Schlüsse und Folgerungen aus »denselben verschieden seyn! Wenn sie nur »alle zuletzt in gemeinsame Wahrheit »zusammenfließen, wollen wir uns gern be-

»ruhigen. Der heil. Hieronymus *) hat »schon gesagt: »Das Wort Gottes ist »»eine Perle. Ja wohl, eine Perle! denn »»gleichwie die Künstler die Perlen, wo es »»ihnen gut dünkt, durchbohren, so haben »»alle Sekten Gottes Wort nach ihrem Sinne »»ausgelegt,« — und es auf den Faden ihres »Lehrsystems gereihet.«

»Die heiligen Bücher sollen mir beständig Quellen des Nachdenkens über »Wahrheit bleiben; aber nie werde ich den »verdammen, der andere Quellen des Nachdenkens über Wahrheit zu finden glaubt, »besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt. Verdamme wer will, fast ganz Asien und Afrika, »und den größten Theil von Amerika. Millionen ihrer Einwohner kennen diese Bücher

*) *S. Hieronymus* in Epistolis: *Margaritum est Verbum Dei, ex omni parte forari potest.* Nimirum ut Diatraetarii margaritas, prout commodum visum fuerit, perforant: ita haeretici verba Dei pro captu suo interpretantur, ut volunt. Man s. *Fried. Lindenbrogii Var. Quaest. n.* 2. adj. Altercationi Hadriani Aug. et Epicteti Philosophi. Francof. 1628. 8.

»nicht; und doch hat ſie der allgemeine Vater
»gewiß nicht ohne Wahrheit, und ohne Glück-
»ſeligkeit, die Folge derſelben, laſſen wollen.«

»Wenn ich in den heiligen Büchern eine
»Stelle finde, in welcher von einem Gott
»die Rede iſt, und leſe, erſt nach Jahrhun-
»derten ſey gefunden worden, daß ein durch
»ein zu dünnes Pergament durchgeſchlagener
»Queerſtrich *) dieſen Gott veranlaſſet hat; —
»wenn ich leſe, daß nach Jahrhunderten ent-
»deckt worden, es habe ſich ein nicht **) in

---

*) Im Alexandriniſchen Kodex ſcheint der mittelſte Queerſtrich des erſten E, in dem Worte ΕΥCΕΒΕΙΑC, durch das Pergament gezogen zu der Stelle durch, wo der Spruch 1 Tim. III. 16. geſchrieben iſt. Dadurch ſcheint das O in OC ein Θ zu ſeyn, deshalb man lange Zeit ΘC geleſen, welches die Abbreviatur von Θεος iſt. Man ſ. Wetstenii Proleg. in N. T. Edit. Halens. S. 54 u. folg.

**) Clericus warf zuerſt Röm. V, 14. das μη aus dem Texte; in einem Briefe, welcher der zweyten Ausgabe von Mills N. T. vorgedruckt

»den Text geschlichen, so daß anstatt der »nicht sündigenden die sündigenden »verstanden werden müssen: — bin ich ver»dammenswerth, weil ich glaube, die blo»ßen Buchstaben einer Offenbarung, wel»che so vielen Veränderungen unterwor»fen waren, über deren wahre Lesarten »man noch nicht einig ist, können nicht bloß »und allein den Grund der Wahrheit und »meiner künftigen Glückseligkeit enthalten?«

»Wenn ich in der Kirchengeschichte lese, »man habe Jahrhunderte lang gestritten, wel»che Bücher kanonisch seyn sollten und »welche nicht? — wenn ich finde, daß der »Kanon auf Koncilien bestimmt worden, und »aus der Kirchengeschichte weiß, wie die Kon»cilien beschaffen waren; — wenn ich das »Buch des weisen Sirach unter den apo»kryphischen, und ein anderes Buch voll »mystischer Bilder unter den kanonischen

---

ist, und in Arte crit. P. III. Sect. 1. c. XV. §. 15. Unter den deutschen Auslegern hat Semler eben dieses aus guten Gründen gethan. Man s. dessen Apparat. ad libr. N. T. interpr. S. 59. und dessen Paraphrase dieser Stelle.

»finde: — kann ich mich enthalten zu zwei»feln, und weiter zu unterſuchen? Und was »kann ich dazu brauchen, als meine Vernunft, »die auch eine Gabe Gottes iſt?«

»Wenn ich in einem der geoffenbarten »Bücher leſe*): »Wer übertritt und bli»»bet nicht in der Lehre Chriſti, der hat »»keinen Gott.... So jemand zu euch »»kömmt, und bringet dieſe Lehre nicht, den »»nehmet nicht zu Hauſe, und grüßet »»ihn nicht, denn wer ihn grüßet, der »»macht ſich theilhaftig ſeiner böſen »»Werke«; — Wenn ich in einem andern »leſe **): »Der HErr brachte um, die »»da nicht glaubeten«: — bin ich ver»fluchenswerth, weil ich nicht mit blindem »Köhlerglauben alles annehme, wie es buch»ſtäblich da ſtehet, ſondern vermeine, daß »in dieſen Büchern vieles nicht für die allge»meine Menſchheit, vieles nicht für mich, ge»ſchrieben ſey, aber dennoch alles das Gute »und Nützliche, was ich in dieſen Büchern »finde, zu der Maſſe der Erkenntniß ſchlage,

*) 2 Brief Joh. v. 9—11.
**) Brief Juda v. 5.

»die ich aus Natur und Erfahrung geschöpft »habe?«

»Wenn ich zurückdenke, was man ein »paar Jahrtausende lang mit der Bibel vor»genommen hat, um alles was man wollte »darin zu finden; so muß ich erstaunen. Man »hat sie dogmatisch, exegetisch, typisch, my»stisch, prophetisch, erklärt. Man hat sie »übersetzt und kommentirt, paralleliſirt und »analysirt, abgekürzt und wieder paraphra»sirt!«

»But that's *) no news to the poor injur'd page;
»It has been us'd as ill in every age, —
»And is constrain'd with patience all to take.
»For what defence can *Greek* and *Hebrew* make!«

---

*) Nach Sebaldus Übersetzung:

»Das arme Buch! Was muß es nicht er»tragen!
»Von jeher hat es sich geduldig lassen plagen,
»Und schief verzerr'n nach jedes Lehrers Lehren;
»Griech'sch und Hebräisch kann sich ja »nicht wehren!«

»Ist zwischen blindem Glauben an die »Offenbarung und schändlichem Unglauben gar »kein Mittelweg? Ist jeder Freydenker ver»wünschenswürdig? O Waterland! Wa»terland *)! Wenn du gleich den Bieder»mann Herbert, und den Sittenlehrer »Shaftesbury, mit Rochester, Ethe»rege und Villers, in Eine Klasse wirfst; »glaube mir, es kommt eine Zeit, wo weise »Gottesgelehrten einem Tindal den Be»weis, daß das Christenthum so alt »als die Welt ist, verdanken werden.«

»Das folgende Kapitel soll D. Pococke »in einem zu Kairo befindlichen Kodex, an»statt des 22sten Kap. des 1sten Buchs »Mose, gefunden haben. Kanonisch oder »nicht, ich gebe das erste bis neunte Ka»pitel des ersten Buchs der Chroni»ken dafür.«

*) D. Waterland war ein eifriger Vertheidiger der Anglikanischen Orthodoxie.

1. »Nach diesen Geschichten begab sichs, »daß Abraham saß in der Thür seines »Hauses, da der Tag am heißesten »war.«

2. »Und siehe, ein Mann kam von der »Wüsten her. Er war gebückt vor Al»ter, und sein schneeweißer Bart hing »ihm bis auf seinen Gürtel, und er »lehnete sich auf einen Stab.«

3. »Und da ihn Abraham sah, stand er »auf, und lief ihm entgegen von der »Thür seiner Hütte und sprach:«

4. »Komm herein ich bitte dich. Man soll »dir Wasser bringen, deine Füße zu »waschen, und du sollst essen und die »Nacht bleiben, morgen aber magst du »deinen Weg ziehen.«

5. »Und der Mann sagte: Nein, ich will »unter diesem Baume bleiben.«

6. »Aber Abraham bat ihn sehr; da wandte »er sich und ging in die Hütte.«

7. »Und Abraham trug auf Butter und »Milch und Kuchen, und sie aßen und »wurden satt.«

8. »Da aber Abraham sah, daß der Mann »nicht Gott segnete, sprach er zu ihm:

»Warum ehrest du nicht den allmächtigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden?«

9. »Und der Mann sprach: Ich ehre nichts »deinen Gott, auch rufe ich seinen Namen nicht an; denn ich habe mir selbst »Götter gemacht, die in meinem Hause »wohnen, und hören mich, wenn ich sie »anrufe.«

10. »Und Abrahams Zorn entbrannte gegen »den Mann, und er stand auf, und »fiel auf ihn, und trieb ihn fort in die »Wüsten.«

11. »Und Gott rief Abraham; und er antwortete: Hie bin ich!«

12. »Und der Herr sprach: Wo ist der »Fremdling, der bey dir war?«

13. »Und Abraham antwortete und sprach: »Herr, er wollte dich nicht ehren und »deinen Namen anrufen, darum habe »ich ihn von meinem Angesichte getrieben in die Wüsten.«

14. »Und der Herr sprach zu Abraham: »Habe ich ihn nicht ertragen diese »hundert und acht und neunzig Jahre, »und habe ihm gegeben Nahrung und

»Kleider, ob er sich gleich gegen mich
»auflehnet, und du konntest ihn nicht
»Eine Nacht ertragen?«

15. »Und Abraham sprach: Laß den Zorn
»des Herrn nicht entbrennen gegen sei-
»nen Knecht. Siehe ich habe gesün-
»digt, vergieb mir, ich bitte dich.«

16. »Und Abraham stand auf, und ging
»fort in die Wüsten, und rief, und
»suchte den Mann, und fand ihn, und
»kehrte mit ihm zurück in seine Hütte,
»und that ihm gütlich, und den an-
»dern Morgen früh ließ er ihn ziehen
»in Frieden.«

»Dr Thornton sagt in seiner Vertheidigung der Neun und dreyßig Artikel:
»»Zu behaupten, es sey nicht nöthig daß die
»»Meinungen der Prediger mit den symboli-
»»schen Büchern übereinstimmen müßten, wür-
»»de eben so ungereimt seyn, als zu behaup-
»»ten, es sey besser, daß die Decken auf den
»»viereckigen Tischen, welche mitten in unsern
»»Zimmern stehen, schief und zipfelich lägen,
»»als gerade und rechtwinklich.——« »Wahr

»ists, zu den Zeiten der Königinn Elisa»bet war unser Religionssystem, wie unsere »Philosophie, einem unansehnlichen viereck»gen Tische ähnlich, den wir dennoch mitten »im Zimmer stehen ließen. Er hatte also die »Decke sehr nöthig, und sie paßte auch ganz »wohl darauf. Aber seit einiger Zeit siehet »man, besonders bey Leuten nach der Welt, »gar keine Tische in der Mitte des Zimmers; »sondern an den Wänden zierlich ausge»schweifte Marmorplatten, die auf vergolde»ten Füßen ruhen. Die bedürfen nun keiner »Decke, und wollte man die alte Decke dar»auf legen, so würde sie eben deswegen zi»pfelich hangen, weil sie viereckig ist. Hat »aber noch jemand einen Tisch nach der alten »Art in seinem Zimmer, der lege meinetwe»gen auch die alte Decke darauf. —«

»Der du einen neuen geraden Weg bah»nen willst, höre mich! Du wirst auf Hügel »stoßen. Laß dich keine Mühe reuen, sie ab»zutragen, um den schönen Weg nach der »Schnur zu führen. Aber, wenn dein neuer »Weg auf ein Haus stößt, reiß es nicht um

»so lange Menschen darin wohnen; achte »nicht, daß der Weg lieber etwas gekrümmt »daneben weg gehe! Es kommt in der Zu»kunft wohl noch eine Zeit, daß das Haus, »wegen Baufälligkeit oder aus andern Urfa»chen, neu muß gebauet werden; alsdann »wird ein kluger Mann nicht versäumen, es »auf eine andere Stelle zu setzen und den »Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem »zufrieden was du nach dem Maaße deiner »Kräfte und der Umstände hast thun können »und überlaß das übrige der Nachkommen»schaft.«

Siebenter Abschnitt.

Hier hielt Sebaldus mit Lesen inne, und fragte seine beiden Zuhörer, was ihnen von dem Buche dünke?

Van der Kuil antwortete: »Hm! solch »Buch sollte sich wohl verkaufen,« und sah dabey mit sonderbar schlauer Miene den Domine an.

Domine de Hosel versetzte mit niedergeschlagenen

schlagenen Augen: »Das mag mein Herr van »der Kuit am besten verstehen.«

Van der Kuit that noch einige Fragen, um den Domine auszuholen. Dieser aber wich aus, kam auf eine andere Rede, fragte ob von Sebaldus Journale nicht ein neues Stück heraus gekommen sey, sah nach seiner Uhr, sagte er müsse eilen, empfahl sich, und ging fort.

Sebaldus ließ seine fertigen Hefte in den Händen des Buchhändlers, bat ihn die Sache zu überlegen; und weil eben einer der ersten Frühlingstage war, machte er, sehr zufrieden, seinen Lieblingsspaziergang auf dem Dyk nach Seeburg, um sich an der Aussicht auf das Y zu laben.

Der Buchhändler, nachdem er sowohl den Domine als den Sebaldus bis vor die Thür seines Ladens begleitet hatte, ging bedächtig in seine Schreibstube zurück, um zu überlegen, ob nicht eine Spekulatie zu machen sey.

Mynheer van der Kuit war ein Buchhändler der das Handwerk verstand, und trieb es auch als ein Handwerk. Ein Buch sah er als ein Ding an, das verkauft werden kön-

te; weiter kümmerte ihn nichts dabey. Aber hierzu wußte er auch alle Vortheile zu suchen, und noch besser sich dabey vor allem Nachtheile zu hüten. Dabey bemühte er sich nicht etwa um kleine gemeine Vortheile: z. B. für ein neues Buch einen pfiffigen Titel zu ersinnen; über ein verlegenes Buch, nebst einer neuen Jahrzahl, einen neumodischen Titel zu schlagen; sich des Verlagsrechts eines zu übersetzenden Buches dadurch zu versichern, daß man es ankündigt ehe es noch im Originale erschienen ist; u. d. gl. mehr. Nein! Mynheer van der Kuit spekulirte ins Große. Er war von weitem her achtsam auf alles was ihm einmal dienen könnte, und that als ob die Leute die er zu nichts zu nutzen wußte, ja selbst als ob die Bücher die er nicht hatte, nicht in der Welt wären. Sein Hauptgrundsatz war, was er selbst brauchen könne, müsse ein anderer nicht haben. Hierzu wußte er, oft durch die vierte Hand, Maschinen in Bewegung zu setzen, und konnte nachher ganz unbefangen dabey aussehen, als ob ihm die Sachen so ganz natürlicherweise in die Hände gelaufen wären. Es ist wahr, er handelte dabey nicht allemal ganz genau nach den ge-

wöhnlichen Gründsätzen der Ehrlichkeit und der Menschenliebe. Er hatte aber seine Partie dergestalt genommen, daß er von Ehrlichkeit und Menschenliebe ganz fein zu reden wußte; und da man ihm weder die Ehrlichkeit absprechen konnte, daß er seine Schulden richtig bezahlte und auch eben so pünktlich eintrieb, noch die Menschenliebe, daß er keinen Bedürftigen ohne Almosen weggehen ließ wenn jemand zugegen war, und keinen Schuldner verklagte von dem er vorher sah daß er nicht würde bezahlen können: so stand keinesweges zu beweisen, daß er mit seiner Schlangenklugheit nicht auch die Falschlosigkeit einer Taube verbinde.

Dieser Mann hatte lange mit Widerwillen angesehen, daß er bey dem Drucke der so gut verkäuflichen Werke des Kollegianten nichts als nur der Namenleiher seyn sollte. Besonders war ihm dieses bey dem gelehrten Tagebuche aufgefallen, wovon er monatlich eine große Anzahl Exemplare absetzte, zu seinem Mißvergnügen, weil ihm bey jedem Exemplare einfiel, dieses Werk sollte eigentlich sein Eigenthum seyn, und nicht des Kollegianten, der dabey nur die

Kleinigkeit that daß er es schrieb. Indeß, da der Kollegiant ein reicher und angesehener Mann war und der eine zahlreiche Bibliothek hielt; so mußte van der Kuit schon sein Mißvergnügen in sich schlucken. Da aber Sebaldus, ein armer unbekannter Fremdling, das Eigenthum dieses Werks erhielt; sah der erfahrne Buchhändler keinen Grund warum er mit demselben ferner eben so viel Nachsicht haben sollte. Er setzte also bey sich fest, er müsse dieses Werk einst ganz an sich ziehen. Zu diesem Behufe hatte er dem Sebaldus einige wohlausgesonnene Vorschläge gethan, welche dieser, der in Geschäften ziemlich kurzsichtig war, sich sehr leicht würde haben gefallen lassen; wenn nicht van der Kuit, der zu viel Absichten auf einmal erreichen wollte, ihm zugleich ein paar Mitarbeiter hätte aufdrängen wollen, die zwar nach van der Kuit's, nicht aber nach Sebaldus Absichten würden gearbeitet haben. Er bekam also eine ausdrückliche abschlägige Antwort. Diese Widerspenstigkeit eines Autors brachte ihn nicht wenig auf, und bestärkte ihn in seinem löblichen Entschlusse, das Journal zu besitzen und zugleich es nach eigenem Gefallen zu regieren.

Dieser Plan lag ihm beständig im Sinne, zumal da er seine Ehre dabey interessirt glaubte, nachdem einmal ein Schritt deshalb von ihm gethan war. Da er nun jetzt über das Schicksal von Sebaldus Übersetzung spekulirte, und eines Theils wohl erwog sie möchte verkäuflich seyn, andern Theils aber auch Verdrießlichkeiten mit der Geistlichkeit besorgte, durch deren Kundschaft er so manche schöne nitlegkundige Vermaaklykheeden, Verklaaringen und Leer-Reeden verkaufte; so konnte er mit sich gar nicht einig werden, wie der Gewinn davon, mit rechter Vorsicht und doch unbeschnitten, könnte erlangt werden.

Mit einemmale fing seine Spekulation an, einen andern Weg zu nehmen. Er hängte das Angesicht, krümmte die Unterlippe, legte den Zeigefinger der linken Hand an die Nase, und endlich schien es ihm ganz natürlich vor Augen zu stehen, daß durch diese Übersetzung, auch wenn sie nicht gedruckt würde, das gelehrte Tagebuch sein Eigenthum werden müßte. Diese wichtige Entdeckung machte ihn unruhig; er ging aus seiner Schreibstube in den Laden, aus dem Laden in die Schreibstube, schnalzte mit den Fingern, rückte die Perucke,

zog die Beinkleider auf, rieb sich die Hände, eilte mit Sebaldus Übersetzung nach Hause, die er, ohne an's Abendessen zu denken, ganz durchlas, die nöthigen Stellen mit einem Kniffe bezeichnete, sein Projekt nochmals durchdachte, und sich darauf voller Zufriedenheit zu Bette legte.

Den folgenden Tag, bey früher Morgenzeit, verfügte er sich zu Domine de Hysel, dem er die ganze Übersetzung vorlegte, und ihm zugleich die Beschaffenheit des Buchs erklärte. Er las ihm jede angezeichnete Stelle worin er eine derbe Ketzerey zu finden vermeinte. Er versicherte, »er wisse daß Sebal»dus gefährliche Absichten gegen die Landes»religion im Schilde führe, und daß er ein »Socinianer sey.« Er suchte zugleich den Domine zu bewegen, dieses gefährliche Buch der Obrigkeit anzuzeigen. Oder wenn man, aus Menschenliebe, dies noch unterlassen wolle, so gab er zu verstehen: »Der Domine »würde doch in seiner Gegenwart dem Se»baldus das Gewissen rühren, wegen der »gottlosen Meinungen, die, wie er vernom»men, auch schon hin und wieder in dem »Journale zu Tage lägen; und wenn dieses,

»wie zu befürchten wäre, nicht helfen sollte, »allenfalls bey der Obrigkeit zeugen, daß er »einen Theil dieses bösen Buchs vorlesen hö»ren, und daß es habe zum Drucke befördert »werden sollen.«

Mynherr van der Kuit hoffte den besten Erfolg von dieser wohlausstudirten Rede. Wider Vermuthen aber, antwortete Domine de Hysel auf verschiedene Fragen gar nichts, und erklärte endlich mit zerstreuter Miene: »Daß er gestern wirklich nicht recht Acht ge»geben habe, als das Heft vorgelesen wor»den. Im Grunde sey manches doch auch »nicht so schlimm, — — und könne besser »ausgelegt werden — — ob ers gleich auch »nicht vertheidigen wolle. — — Da das Buch »noch nicht gedruckt sey, wäre es ohnedies »zu hart, die Bestrafung von der Obrigkeit »zu verlangen. Er dürfe dem Herrn Noth»anker ja nur den Verlag abschlagen, — — »welches er ihm zwar auch nicht eigentlich »rathen wolle. — — Kurz, er bäte ihn, zu »glauben daß er gestern gar nicht Acht gege»ben habe, und niemand ihre heutige Unter»redung zu entdecken. — — Er könne sich »nicht wohl in die Sache mischen.« Und bey

diesem allen ließ er deutliche Zeichen der Verlegenheit merken.

Van der Kuit konnte gar nicht begreifen, wie die Entdeckung eines Ketzers auf diesen rechtsinnigen Geistlichen so wenig Eindruck machen könne; denn er hatte gewiß geglaubt ihn ganz bey seiner Schwäche zu fassen. Da er nun merkte, daß der Beystand verfehlt war, den er gewiß von dem Domine zu erhalten hoffte, und nicht dienlich fand demselben die wahre Ursache seines Antrags näher zu erklären; so ging er, nachdem er sich dienstlich empfohlen, ziemlich betroffen zur Thür hinaus.

Wollte der geneigte Leser etwa aus diesem Vorfalle schließen, daß Domine de Hysel heimlich heterodoxe Gesinnungen geheget, so würde er sich irren: denn der Domine wollte an keinem einzigen Schlusse des Dordrechtschen Synods etwas geändere wissen.

Wollte man etwa vermeinen, der Domine habe die Meinungen des Buchs für unschädlich gehalten, und geglaubt man könne sie dulden; so würde man noch das rechte Ziel nicht treffen: denn er war gar nicht geneigt sie zu billigen.

Kurz, um alles zu erklären darf man nur wissen, daß Domine de Hysel, so wie mehrere ehrwürdige Männer, sich bloß deswegen mit theologischen Studien beschäftigt hatte, um ein geistliches Amt zu erhalten. Da nun dieser Zweck erreicht war, bekümmerte er sich, seine nothwendigsten Amtsgeschäfte ausgenommen, um geistliche Angelegenheiten ganz und gar nicht, und war daher gegen Orthodoxie und Heterodoxie, gegen Duldung und Verfolgung, eigentlich völlig gleichgültig. Er würde durch Aufmerksamkeit auf diese Dinge auch nur an seiner Lieblingsbeschäftigung, an dem süßen Umgange mit den lieblichen Musen Latiens, gehindert worden seyn; denn er wendete alle seine Zeit auf das Studium der lateinischen Sprache, die er in gesuchter Reinigkeit schrieb. Besonders machte er die zierlichsten lateinischen Gedichte, und er hatte kürzlich einen Band davon drucken lassen, wovon er nur vor acht Tagen, dem ehrlichen Sebaldus als Verfasser eines gelehrten Journals ein schön gebundenes Exemplar gesendet hatte, mit einer hineingeschriebenen Carmine elegiaco abgefaßten Epistel ad Sebaldum Απορια ψυχροβολιον V. Cl. Nun be-

fürchtete er, daß wenn er sich in diese Sache mengen wollte, wovon er ohnedies keinen Zweck absah, könnten seine Gedichte, für die er eine große Zärtlichkeit hegte, einem widrigen Urtheile ausgesetzt seyn; daher hielt ers fürs sicherste in dieser Sache nicht mit zu erscheinen.

Übrigens sagte er darin keine Unwahrheit, daß er vorigen Tag auf Sebaldus Vorlesung nicht Acht gegeben habe; denn da er kein Liebhaber von Prose, am allerwenigsten von holländischer war, so hatte er während dem Lesen, eine sapphische Ode auf den Dordrechtschen Synod zu Ende bringen wollen, wozu ihm noch ein paar Ausgänge von Strophen fehlten. Wirklich vernahm er also damals wenig von dem Inhalte der Handschrift, und wußte es jetzt dem Buchhändler schlechten Dank, daß er ihn damit bekannt machte; ja er würde sich vor demselben haben verläugnen lassen, wenn er dessen Anbringen nur hätte vermuthen können.

Van der Kuit ging voll Kopfschüttelns über seine fehlgeschlagene Erwartung nach Hause, als ihm plötzlich einfiel daß noch nichts verloren wäre, wenn Sebaldus nur

glauben wollte, daß Domine de Hysel wirklich gesagt hätte, was van der Kuit wünschte daß er gesagt haben möchte. Er kehrte also wieder um, und ging zum Sebaldus, den er nach dem gestrigen Spaziergange und einem ruhigen Schlafe wohlbehaglich bey Durchlesung eines neuen Buchs antraf, worin er so viel gute Gedanken, so viel menschenfreundliche Gesinnungen fand, daß dadurch sein Herz zu allen angenehmen Eindrücken geöffnet war.

Der Buchhändler erzählte ihm gleich, mit angenommener ängstlicher Miene, daß Domine de Hysel erst die Handschrift, und nachher ihn selbst habe zu sich holen lassen, daß er ihm darin viel gottlose Meinungen gewiesen, und sich hoch vermessen habe den Übersetzer bey der Obrigkeit anzugeben, um ihn zur Strafe zu ziehen.

Eine schreckliche Nachricht macht desto stärkern Eindruck, jemehr das Gemüth vorher dem Vergnügen geöffnet gewesen. Sebaldus war daher ganz betäubt; und da van der Kuit fortfuhr gräßliche Mährchen zu lügen, von der Strenge womit man in diesem Lande gegen die Ketzer verfahre, daß man sie in

Zuchthäuser bringe, zur Festungsarbeit anschmiede, in entfernte Kolonieen verbanne u. d. gl. m.: so ward der gute Mann, der in Welthändeln völlig unerfahren war, und sich nie um die Verfassung irgend eines Landes bekümmert hatte, ganz außer Fassung gebracht. Es stellten sich ihm zugleich Dwanghuysen, Puistma, der Seelenverkäufer, Stauzius, Wulkenkragenius, der Präsident, und alle widrige Begebenheiten seines Lebens so schreckenvoll dar, daß er den treulosen van der Kuit bey der Hand ergriff, und ängstlich ausrief:

»Ach, mein Gott, was ist das! Könnte »ich doch nur aus diesem grausamen Lande »entfliehen, ich wollte gehen so weit mich »meine Füße tragen könnten.«

Van der Kuit war eigentlich nur Willens gewesen, da er Sebaldus geringe Weltkenntniß übersah, ihn durch einen eingebildeten Rechtshandel so in Verlegenheit zu bringen, daß er sich ganz in seine Arme werfen müßte; wodurch denn der Zweck wegen des Tagebuchs und der unterzuschiebenden Mitarbeiter desto leichter zu erlangen seyn müßte. Da ihm aber Sebaldus, aus übertriebener Ängstlichkeit, noch

ein sichereres Mittel an die Hand gab; so faßte er, als ein weltkluger Mann, gleich dessen Gedanken auf, und sagte mit treuherzig scheinender Miene:

»Er glaube in der That, es sey für ihn »kein Heil, als in einer schnellen Flucht zu »finden.«

»Freylich!« rief Sebaldus, herzlich beklemmt, »ich muß weg! Aber wohin? Wie »soll ich so schnell und auch unerkannt aus »dem Lande kommen? Ich weiß weder Weg »noch Steg, habe auch kein Geld! Nach Ost»indien zu gehen habe ich allen Muth verlo»ren. Nach Deutschland? Wie soll ich dahin »zurückkommen? Großer Gott! was wird aus »mir werden!«

Diesen Zeitpunkt nahm van der Kuit wahr, ihn mit vielen schönen Worten zu versichern, daß ein jeder ehrlicher Mann dem andern beystehen müsse. Er setzte hinzu: er wolle mit eben der Ehrlichkeit und Freundschaft, womit er ihn vor Unglücke gewarnt habe, ihm nicht allein zur Flucht nach Deutschland behülflich seyn sondern sogar auch mit Gelde helfen; wenn ihm Sebaldus nur den Vorrath und das Verlagsrecht der Werke des

Kollegianten, besonders des gelehrten Tagebuchs, abtreten wolle. Sie wurden bald um etwa hundert Gulden einig, worüber van der Kuit, mit der ihm eignen Thätigkeit in Geschäften, sogleich eine Verschreibung aufsetzte und auch unverzüglich das Geld auszahlte.

Darauf eilte van der Kuit dienstfertiger Weise, den Sebaldus unter fremdem Namen auf die Post nach Arnheim einschreiben zu lassen, ging auch hernach nicht einen Augenblick von ihm, bis er ihn den andern Morgen früh um sechs Uhr nach dem Engel *) gebracht hatte, und ihn und sein weniges Gepäck wohlbehalten auf dem Postwagen sah.

Sebaldus fuhr, in großer Herzensangst fort, und sah sich beständig um, ob nicht ein Wagen mit Gerichtsdienern hinter ihm käme um ihn einzuholen. Diese heftige Gemüthsbewegung hatte auf seine Gesundheit einen solchen Einfluß, daß er Abends ein heftiges Fieber hatte, als er in Arnheim ankam. Er wollte sich dennoch, der eingebildeten Gefahr

*) Ein Platz in Amsterdam, wo alle Morgen die Post nach Arnheim abfährt.

wegen, nicht einen Augenblick aufhalten. Gleichwohl war es zu spät, annoch wieder aus der Stadt zu kommen; er mußte also voll Sorge und Bekümmerniß die Nacht aushalten. Des Morgens aber, mit Tagesanbruche, ging er in größter Eil zu Fuße nach dem zwey Stunden entlegenen ersten Klevischen Städtchen Sevenaer, wo er von Fieberhitze und Ermattung übernommen, liegen blieb.

Die Krankheit ward gefährlich, und da er nach etlichen Wochen zu genesen anfing, war durch die Kosten der Reise, des Wirths und des Arztes, sein Geldvorrath fast gänzlich aufgezehret, so daß er in großer Schwachheit und Armuth weiter schlich. So kurz seine Tagereisen waren, so mußte er fast immer einen Tag um den andern wegen großer Mattigkeit liegen bleiben, bis er endlich in einem Dörfchen wieder vom Fieber ergriffen wurde, so daß er nicht weiter konnte. Er ließ den Muth gänzlich sinken, erwartete alle Nächte ruhig den Tod, bey Tage aber hatte er kaum so viel Kraft sich bis an den Eingang des Dorfs zu schleppen, wo er beflissen war den

Reisenden das Heck aufzumachen, und von ihrem geringen Almosen nur kümmerlich sein Leben hinhalten konnte, dessen er nun völlig satt war.

Ende des siebenten Buchs.

Achtes

Achtes Buch.

Erster Abschnitt.

Die frische Luft, und der wohlthätige Einfluß der Sonne, gaben unvermerkt dem matten Körper des Seholdus wieder einige Kräfte. Dabey ward auch sein Geist ruhiger, und er fing an seinen elenden Zustand zu ertragen.

Eines Tages sah er zwey Leute zu Pferde von weitem ankommen, einen mit einem blauen Frack bekleidet, auf einem muthigen Hengste, und den andern in einem rosenrothen Rocke mit silbernen Tressen, auf einem gemächlichen Paßgänger. Er eilte, so geschwind als es seine Schwachheit erlaubte, das Heck aufzumachen, und zeigte, indem er seine Mütze abzog, sein vor Alter, Ungemach und Gram gereiftes Haupthaar.

Als die Reiter näher kamen, meinte der Blaurock, für seinen Stüber noch den dienstfertigen Thorwärter hohnnecken zu dürfen.

»Alter Knasterbart!« rief er, in einem Tone der spaßhaft seyn sollte: »was für einen »zureichenden Grund hast du, das Heck auf»zumachen?«

»Ich habe einen determinirenden Grund,« sagte der Alte mit bescheidener Miene: »Krank»heit und Mangel haben mich auf diesen »Posten gestellt.«

»Determinirend?« schrie der Blaurock mit einem lauten Gelächter: »ich glaube wahr»haftig, in dem zerrissenen Kittel steckt ein »verdorbner Crusianer. He! weißt du nicht »auch 'ne kleine Weissagung aus der Apo»kalypse?«

»Ja,« sagte Sebaldus, und sah ihn ernsthaft an: »Siehe ich komme bald *), »und mein Lohn mit mir, zu geben »einem jeglichen wie seine Werke »seyn werden.«

»Ha! Ha! Ha!« rief der Blaue, »er mo»

*) Offenb. Joh. XXII, 12.

»ralisirt auch! Wahrhaftig, Herr Säugling,« (denn die beiden Reiter waren niemand anders als Säugling und Rambold) »siehe da, »eine Scene für ihren empfindsamen Roman, »der Kerl hat einen wahren Lorenzokopf! »Hat er nicht?«

Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß Säugling, seitdem ihm die Gräfinn abgerathen hatte Verse zu machen, auf den Gedanken gekommen war, einen Roman zu schreiben, worin ihn Rambold bestärkte, damit er Gelegenheit hätte ihn täglich damit aufzuziehen.

Rambold warf seinen Stüber hin, und sprengte fort; Säugling ritt vorbey, indem der Alte sich bückte, aber kaum war er vier Schritte weg, so kehrte er um und steckte dem Alten, mit einem herzlich mitleidigen Blicke, einen Gulden in die Hand.

Ob er der Armuth, oder der schönen Scene, oder dem Lorenzokopfe das Almosen gegeben habe, kann niemand, auch vielleicht der Geber selbst nicht, bestimmen. Genug, Sebaldus rief:

»Gott segne Sie, junger Herr! Auch »den Segen eines armen alten Mannes

»läßt Gott auf einem mitleidigen Jünglinge »ruhen.«

Säugling spornte sein Pferd, und da er Rambolden einholte, floß ihm eine Thräne sanft die Wange herunter.

»Ich glaube gar, Sie weinen,« spottete Rambold: »Pfui! wer wird so weibisch seyn!«

Säugling vertheidigte seine Empfindsamkeit, Rambold fiel in seine gewöhnliche Schwarmerey, und so ritten sie weiter.

Der Leser wird vermuthlich wissen wollen, wie Säugling und Rambold hier so in der Nähe erschienen. Sie waren von dem Schlosse der Gräfinn gerade nach Wesel gezogen, wohin sie Säuglings Vater beschieden hatte, weil er sich daselbst Geschäfte wegen eine Zeitlang aufhielt. Nach deren Endigung ging er, obgleich der Herbst schon eintrat, mit seinem Sohne und dessen ehemaligem Hofmeister nach einem Gute, das er in der dortigen Gegend gekauft hatte. Säugling war seitdem beständig bey seinem Vater geblieben, wo er seinen poetischen Phantaseyen ungestört nachhangen konnte. Rambold hingegen, der weiter keine Hoffnung hatte durch die Frau von Hohenauf befördert zu werden,

nachdem, zu seinem Erstaunen, Mariane gleichsam verschwunden war, rechnete zwar einigermaßen auf den alten Säugling; weil aber der Aufenthalt bey demselben, besonders im Winter, für seinen unruhigen Geist viel zu einförmig war: so machte er Bekanntschaft mit dem Herrn von Haberwald, einem benachbarten Edelmanne. Dieser war, so wie Rambold, ein Liebhaber des Trunks, des Spiels und der Jagd, und hielt, so wie jener, eben nicht auf die strengste Sittenlehre; daher durch diese Gleichheit der Neigungen die Freundschaft sehr bald so heiß ward, daß der Herr von Haberwald nicht einen Augenblick ohne seinen Rambold seyn konnte, und ihn vermochte ganz zu ihm zu ziehen. Zuweilen besuchte indeß Rambold noch seinen ehemaligen Zögling, und eben an diesem Tage war er mit ihm spazieren geritten, um einen sehr schönen Sommertag zu genießen.

Als sie nach Hause kamen und Rambold gegen Abend nach dem Rittersitze des Herrn von Haberwald zurückgekehrt war, beschäftigte sich Säugling den Rest des Abends mit Sebaldus Figur, die in sein weiches Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er ließ

den andern Morgen ein Kariol anspannen, und fuhr allein nach dem Dorfe, wo Sebaldus wieder am Hecke zu finden war. Auf Verlangen erzählte ihm der Alte seine vornehmsten Unglücksfälle. Säugling war zu gutmüthig, um einen solchen Mann länger in einem so traurigen Zustande schmachten zu sehen. Er ließ ihn neben sich ins Kariol sitzen, fuhr mit ihm nach seines Vaters Dorfe zurück, befahl ihn einem Pachter an, versorgte ihn mit reiner Wäsche und Kleidern und mit nöthigen Nahrungsmitteln.

Beym Mittagstische erzählte er seinem Vater die Begebenheiten des unglücklichen Alten, und zugleich, daß er denselben bey dem Pachter untergebracht habe. Ob die Befriedigung der kleinen Eitelkeit, seine gute Handlung auch andern kund zu thun, an dieser Erzählung mehr oder weniger Antheil könne gehabt haben, als die Begierde seinen Vater zur fernern Wohlthätigkeit gegen Sebaldus zu veranlassen: wird jeder Schreiber einer theologischen Moral, je nachdem die Falschheit der menschlichen Tugenden mit seinem Lehrgebäude mehr oder weniger verbunden ist, zu bejahen oder zu

verneinen wissen. Genug, des alten Säuglings Neugier ward erregt, und er begehrte den Sebaldus selbst zu sprechen.

Zweyter Abschnitt.

Säugling der Vater war ein Mann der weder große Tugenden noch große Laster hatte. Sein natürliches Phlegma verließ ihn nur blaß in dem Falle, wenn er im Handel einen sichern Gewinn vor sich sah. Daher hatte er, vom ersten Anfange des Krieges an, viel mit Lieferungen für die Armeen zu thun, wodurch er einen Reichthum erwarb, der selbst seine Erwartungen übersties. Den Werth des Geldes kannte er zwar so gut als jemand, doch war er eben nicht geizig, ob er gleich auch nichts vom Verschwenden hielt. Sobald der Krieg zu Ende zu gehen schien, und er die Möglichkeit sah daß ein Lieferant Schaden haben könnte, entsagte er allen fernern Unternehmungen, und kaufte dieses Rittergut, wo er nunmehr seine großen Reichthümer genießen wollte. Er fand aber bald, dies möchte, sonderlich mit einem Geiste ohne Kenntnisse und ohne Thätigkeit, schwerer

seyn, als er wohl anfänglich gedacht hatte. Er fing an zu bauen, ward aber sehr bald fertig, mit einem Hause das schon größer war als er es brauchte. Es fanden sich zu ihm bald Kunstkenner, fleißige betriebsame Personen, welche ausdrücklich für reiche Leute die keine Kenntnisse haben, aus Werken der Stümper und Lehrlinge, Gemälde der größten Meister verfertigen lassen, und sie, durch verdorbenen Firniß und verschossenes Kolorit, meisterhafter Weise zu erheben wissen. Diese verfehlten aber bey ihm gänzlich ihren Zweck, weil sie ihm den ersten, allen reichen Kunstliebhabern nöthigen, Schritt nicht abgewinnen konnten, nehmlich ihm einzubilden, daß er Geschmack besitze. Sie vermochten daher nicht, ihn dahin zu bringen sich ein Kabinett anzuschaffen, weil er ihnen immer mit dummer Ehrlichkeit ins Gesicht gestand, daß er an ihren so schön gepriesenen Rubens, van Dyk, Guercino und Luca Giordano keine Augenweide finden könne, und daß ihm die Bildnisse seiner Voraltern, mit ihren Kragen, güldnen Ehrenketten und Knotenperücken viel besser gefielen.... Alles was ihnen übrig blieb, war ihm ein Paar von Jakobs van

der Laenen oder Jan Steens Fratzengemälden anzuschwatzen; bey denen nicht viel verdient wurde, weil sie wirklich ächt waren. Sie verließen ihn also, mit vielem Achselzucken über seine unbegreifliche Unwissenheit. Es fanden sich zwar andere Leute von Geschmack, welche ihn lehren wollten, seinen Garten nach der neuesten englisch-chinesischen Art anzulegen, die damals in Westphalen noch ganz unerhört war. Da aber zu diesem Behufe der größte Theil seines Parks umgehauen, und zu Folge der erhabenen Nachahmung der Natur, ein chinesischer Thurm, und hinter demselben verschiedene Wildnisse, Felsen und Abgründe gerade auf dem Platze angelegt werden sollten, wo sein bestes Franzobst und alle seine Spargelbeete befindlich waren; so folgte er wieder seiner einfältigen Überlegung, daß er vermittelst dieser Verbesserung viele Jahre lang weder Spargel noch Obst kosten und vielleicht Zeitlebens nie wieder Schatten und Kühlung genießen würde, und ließ alles wie es war. Er hätte zwar gern Gesellschaft gehabt, und setzte sich daher auf den Fuß offne Tafel zu halten; aber es kam selten jemand, weil ihn der benachbarte Adel

ſetzen, und veranlaſſen wohl noch ein viertelſtündiges Geſpräch bey der Mittagstafel, wo ihnen oft der Biſſen viel leichter in den Mund, als das Wort aus dem Munde zu gehen pflegt; daß ſie ihnen, des Morgens, zu einer eben ſo nothwendigen Seelenatzung geworden ſind, als das Kartenſpiel des Abends. Dazu kam, daß die Zeitungsſchreiber damals, wenigſtens monatlich ein paarmal, Beſorgniß wegen eines bevorſtehenden Krieges äußerten. So oft dieſes geſchah, berechnete der alte Säugling, in Gedanken und oft auch auf dem Papiere, wie viel Lieferungen von mancherley Art für die Armeen nöthig ſeyn möchten, und machte Entwürfe, wie ſie in den verſchiedenen Ländern wo der Schauplatz des Krieges vorausgeſetzet ward, könnten herbeygeſchafft werden. Denn ob er gleich gar nicht willens war ſelbſt wieder etwas zu unternehmen, ſo waren doch Spekulationen dieſer Art, wie er aus der Erfahrung ſehr wohl wußte, ein ſicheres Mittel, ſeinen Geiſt in der anſpannungsloſen Thätigkeit zu erhalten, wodurch der Körper, die vornehmſte Sorge reicher müßiger Leute, ſo wohlbehaglich genähret wird, daß alle ſechs

nicht natürlichen Dinge*) in der besten Ordnung von Statten gehen.

Ein gleiches wirksames Hülfsmittel waren die vielen Zahlenlotterieen, wovon ihm die Zeitungen Nachricht mittheilten. Er setzte in alle. Die Spekulationen über die an verschiedenen Orten herausgekommenen und noch herauszukommenden Zahlen, die Komponirung und Dekomponirung verschiedener Einsetzungsarten, und dergleichen mehr, führten ihn in so mancherley ernsthafe aussehende Rechnungen, aus denen so viele sonderbar scheinende Resultate entsprangen, daß er zuweilen verleitet ward, seine Hirngespinste mit Wohlgefallen für mathematische Einsichten zu halten. Dazu kam, daß die geringe Furcht zu verlieren und die größere Hoffnung zu gewinnen, der Verdruß die Zahlen verfehlet, und die Freude sie errathen zu haben, seine sonst so leere Seele mit etwas Leidenschaftähnlichem erfüllte, welches machte, daß er weniger träge zu denken und lebhafter zu

*) Die Ärzte begreifen unter dieser Benennung: Athemholen, Speise und Trank, Ausführungen, Schlaf, Bewegung, Leidenschaften.

Sebälbus sagte: »In meinem Sinne ist »gar keine Zahl, als die Zahl 666.«

»Gut!« rief der alte Säugling: »Sehen »Sie — 6 und 66 ist drin, verdoppeln Sie »die erste und theilen die letztere, kommt 12 »und 33, ziehen Sie diese beiden von einan»der ab, bleibt 21. — Sehen Sie: 6. 12. »21. 33. 66. — Da haben wirs — aber wahr»haftig schlechte Zahlen. — Die einzige 21 ist »gut. Sie verstehen's Spiel noch nicht, Herr »Nothanker, das sieht man. Die geraden »Zahlen kommen dieses Jahr in dieser Lotte»rie nicht heraus; am wenigsten in dem er»sten Funfzig. Aber so ists, solche junge An»fänger müssen Lehrgeld geben. Bleiben Sie »nur bey Ihren Zahlen. Ich will Ihnen »meine nicht sagen, aber die 21 ist dabey. »Wir wollen sehen, über drey Wochen, wenn »die Ziehung vorbey ist! Die 21 kommt her»aus, und noch eine Zahl. Aber st! — Las»sen Sie uns die Sätze regulieren. Sie sollen »Sechs Thaler setzen, dies ist allemal mein »Satz in jeder Lotterie.«

Der alte Säugling besorgte den Einsatz nebst seinem eigenen, und stellte dem Sebaldus den Schein zu. Zugleich machte er, bey

Vergleis

Vergleichung der Sätze, seiner Einsicht nochmals ein Kompliment, und spekulirte, wie gewöhnlich, noch einige Tage über verschiedene Verbindungen der Zahlen, wogegen Sebaldus die Sache vergaß, da sie kaum geschehen war.

Dritter Abschnitt.

Einige Zeit darauf, fiel Säugling der Vater als er nur seinen gewöhnlichen Frühlingsschnupfen zu erhalten vermeinte, plötzlich in ein starkes Fieber, welches ihn einige Tage lang bettlägerig hielt. Da er sich besserte, und einmal Nachmittags ruhen wollte, machte Sebaldus in Gesellschaft des jungen Säuglings einen kleinen Spaziergang. Eben unter der Zeit, kam Ramböld angeritten. Als er auf diese Art niemand sprechen konnte, durchlief er aus langer Weile die Zeitungen, und überlas die Aufschriften der Briefe, die der Postbote vor kurzem gebracht hatte und die noch auf dem Tische lagen. Er fand unter den Briefen einen an den jungen Säugling, dessen Handschrift ihm bekannt schien, und steckte ihn zu sich, um einen Schabernack da-

mit zu machen, wovon er, wie wir schon wissen, ein Liebhaber war. Ehe er sich aber recht darauf bedenken konnte, kam der junge Säugling schon zurück, und mit ihm Sebaldus, den er hier noch nicht gesehen hatte. Dieser entfernte sich sogleich wieder, um nach dem Kranken zu sehen, und ließ Rambolden freyes Feld, Säuglingen wegen seiner Neigung zu einem Bettler, gewöhnlicher Art nach, aufzuziehen. Dennoch hörte er Säuglings Erzählung von Sebaldus Namen, Stand und Begebenheiten mit besonderer Aufmerksamkeit an, fragte auch selbst, mit mehr als gewöhnlicher Neugier, nach verschiedenen Umständen. Da indeß Säugling fortfuhr, mit warmer Theilnehmung die Geschichte zu erzählen, schien Rambold etwas betroffen zu seyn, ward wider seine Gewohnheit ernsthaft, stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, lehnte sich unruhig ins Fenster, nahm, ohne daran zu denken, den Brief aus der Tasche, erbrach ihn in der Zerstreuung, las ihn, ward feuerroth, nahm mit einemmale eine ganz andere vergnügte Miene an, schlug in die Hände, sah nach der Uhr, brach kurz ab, rief aus dem Fenster, man solle sein

Pferd gleich satteln, sagte, er müsse unumgänglich gleich wieder nach Hause, umarmte Säuglingen, schwang sich aufs Pferd, und ritt schnell davon.

Säugling wußte nicht, welcher Veranlassung er Ramholds plötzlichen Aufbruch zuschreiben sollte; da er indeß an demselben schon mancherley Launen gewohnt war, so dachte er weiter nicht daran, oder glaubte vielleicht wirklich, Rambold werde durch ein Geschäft nach Hause gerufen. Dieser hingegen ritt einen ganz andern Weg; wie berichtet werden soll, wenn wir erst zurückgesehen haben wo Mariane blieb, von der wir, seitdem sie dem Obersten entsprang, keine Nachricht erhalten haben.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Mariane beynahe eine halbe Meile lang so geschwind sie konnte, gelaufen war, mußte sie sich endlich, unweit der Landstraße, aus Mangel des Athems, niedersetzen. Als sie sich ein wenig erholet hatte, fing sie an, ihren Zustand zu überdenken. Sie sah sich in einer unbekannten Gegend, von jeder-

man verlassen, und mußte befürchten, ihrem Nachsteller, der sie vermuthlich verfolgen lassen würde, wieder in die Hände zu gerathen. Als sie indeß in ihrer Tasche ihr Geld wiederfand, so verzweifelte sie nicht an der Möglichkeit sich geschwinder zu entfernen; und da eben ein Bauerwagen vorbeyfuhr, setzte sie sich auf denselben und ließ sich unverzüglich weiter bringen. Sie kam auf diese Art, beynahe ohne auszuruhen, von Dorfe zu Dorfe, in der Absicht des Freyherrn von D*** Gut zu erreichen. Da sie aber selbst den [redacted] dahin nicht recht wußte, und niemand als Bauern darum fragen konnte, deren Kenntniß sich gemeiniglich nicht weiter als einige Tagereisen in die Runde erstrecket; so ward sie anstatt ins Hildesheimische, tief in Westphalen hineingefahren. Nach einer ununterbrochenen Reise von acht Tagen fiel ihr das eingefallne Regenwetter beschwerlich, da sie nur ganz leicht bekleidet war. Indeß bestand sie doch darauf weiter zu fahren, bis ein Platzregen und Ungewitter sie nöthigte, in ein im Walde stehendes einzelnes Haus abzutreten. Der Regen hörte den ganzen Tag nicht auf; der Bauer wollte nicht warten weil

er morgen einen Hofdienst zu thun hatte; und da sie von dem Bewohner des Hauses, der in seiner Jugend Soldat gewesen war und daher die Gegend weit und breit kannte, auf ihre Erkundigung nach dem Wege, vernahm, daß sie sehr weit von dem Hildesheimischen entfernt sey, so entschloß sie sich kurz, den Bauer abzulohnen, und bis zur Besserung des Wetters in diesem Hause zu bleiben.

Es ward von einem Greise, seiner Frau und seiner Tochter bewohnt, die sich theils vom Spinnen, erhielten, der gewöhnlichen Wintersnahrung der Westphälischen Hausleute, theils die Milch einer Kuh, und die Früchte eines Krautgartens verzehrten, der durch ihren eignen Fleiß war urbar gemacht worden. Der alte Hauswirth verband mit der treuherzigen Ehrlichkeit eines Landmanns, die Weltkenntniß welche durch lange Feldzüge erlangt wird. Er hatte mit seinem Gutsherrn, der sein Oberster gewesen war, alle Gefahren der Feldzüge in Brabant getheilt, und in allen Vorfällen sich ihm so ergeben gezeigt, daß der Gutsherr, aus edler Dankbarkeit, das Schicksal seines treuen Kriegskameraden zu verbessern suchte. Er ward im Alter auf Leib-

zucht *) gesetzt, der Hof aber seinem Sohne gegeben. Der Markenherr verlieh seinem ehemaligen Kriegsgefährten nicht allein aus der Mark einen beträchtlichen Zuschlag, und ließ dessen Tochter, von Hofesdiensten frey, mit auf die Leibzucht ziehen, sondern baute ihm auch in einem ungenehmen Sundern **) ein eigenes bequemeres Haus mit einem Schornsteine, so daß sich der Leibzüchter nicht, wie seine Nachbarn, mit seinen Schinken zugleich räuchern durfte. Dabey hatte er, unter seinem Strohdache, eine besondere abgeschlagene Kammer, welche eigentlich vielmehr seinen Wintervorrath zu verwahren, jetzt aber Marianen zur Schlafkammer angewiesen ward.

Sie genoß darin, nach einer ungewohnt langen Reise, die erste Nacht eine süße Ruhe.

*) Leibzucht heißt in Westphalen die Wohnung eines sein Hofe abgegangenen Bauers.

**) Ein Sundern heißt in Westphalen ein beträchtliches Gehölz, welches in Absicht der Viehweide offen, aber was das Holz betrifft, davon gesondert, oder einem Herrn zuständig ist. Man sehe Mösers patriotische Phantasieen, Iten Th. S. 493.

Des Morgens ſtand ſie erquickt auf, das Wetter hatte ſich abgeklärt, ſie ſah aus dem Fenſter das Wäldchen im ſchönſten Laube, und hinter demſelben grünende Wieſen. Als ſie herunter kam, ward ſie von den Hausleuten mit ländlicher Gaſtfreundſchaft empfangen. Nach dem Frühſtücke ſpazierte ſie in der umliegenden Gegend, wo ſie die Natur in aller ihrer Schönheit fand. Sie irrte auf einem Fußſteige, der zwiſchen dichten Büſchen zu einem kleinen grün bewachſenen Hügel führte, neben dem ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Dieſe Gegend ſchien ihr ungemein reizend. Sie beſtieg den kleinen Hügel, von welchem ſie in dem Wäldchen umherſchauen konnte, und in der Ferne die Ausſicht auf wallende Getreidefelder hatte. Hier überlegte ſie ihren Zuſtand. Sie ſah, daß ſie von dem Zwecke ihrer Reiſe weit entfernt war, daß ſie, wenn ſie auch wieder zurückkehren wollte, nicht gewiß wiſſen könne, in welchen Geſinnungen ſie den Herrn von D*** finden möchte, daß ſie vielleicht von ungefähr dem Oberſten wieder in die Hände fallen könne u. dgl. m. Dagegen ſchien ihr dieſer Winkel der Erde ganz paradieſiſch zu ſeyn. Es dünkte

also ihrem ohnedies etwas zum Romantischen geneigten Geiste das zuträglichste, wenn es möglich wäre, in diesem Aufenthalte der Ruhe, und der Unschuld von der ganzen Welt abgesondert zu leben.

Sie entdeckte diesen Vorsatz ihren Wirthsleuten, welche sich denselben wohl gefallen ließen, falls sie mit ihrem Hauswesen, so wie es war, vorlieb nehmen wollte. Mariane war vielmehr entzückt darüber. Ihr Wirth, mit seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte, und mit seiner ungekünstelten Aufrichtigkeit, kam ihr, nebst seiner redlichen Hausfrau, wie Philemon und Baucis vor, das Häuschen wie ein Tempel, und die Gegend wie eine arkadische Flur. Alles verschönerte sich in ihren Augen. Wenn sie mit Spinnen und andern häuslichen Arbeiten einen Tag zubrachte, einen andern mit Besorgung der Milchkammer, oder wenn sie einmal ihr eigenes Gericht pflücken und in den Topf werfen konnte, glaubte sie, aus dem Prunke eines verderbten Zeitalters zur Einfalt und auch zur Unschuld der ersten Welt zurückgekehrt zu seyn. Wenn sie am Abende mit der Tochter ihres Wirthes, einem guten Mäd-

chen, nach dem Hügel spazierten oder sich mit ihr am Rande des Baches ins Gras setzten, schien sie sich zu den Nymphen Dianens zu gehören; und wenn sie sangen, welches oft geschah, schienen ihr die Hamadryaden aus dem Walde von fern zu antworten.

Wahr ists inzwischen, daß diese reizenden Vorstellungen, wie mehrere poetische Phantasieen ins gemeine Leben gebracht, nicht allzulange Stich hielten, und daß, nach einem Monate, die gute Mariane ihre Einbildungskraft schon anstrengen mußte, wenn sie in das seelenvolle Gefühl übergehen wollte, das ihr anfänglich so natürlich war. Als aber vollends der späte Herbst die Blätter streifte, und der Nordwind mit ungestümem Brausen jeden Schritt außer dem Hause verwehrte, sank Philemon in ihrer Idee wirklich zu einem gemeinen Bauern herab, und Baucis zu einer westphälischen Hausmutter, die auch wohl, wenn ihr in der Wirthschaft nicht alles nach Sinne ging, schelten und schmollen konnte. Der Tempel ward wieder eine enge und unbequeme Hütte, in welcher zuweilen die harte Kost nicht schmecken wollte, so sehr sie der Einfalt unschuldi-

ger Hirtenvölker gemäß war. Ja, Mariane hat nachher gestanden, sie sey zuweilen, ihrer phantasierichen Vorstellungen ungeachtet, bey einem patriarchalischen Milchbrey in einer hölzernen Gatte, nach einem wohlfiltrirten Kaffee in meisnischer Schaale lüstern gewesen.

In den ersten Tagen dieser ländlichen Einsamkeit, hatte sie sich, in liebliche Ideen von arkadischer Unschuld versenkt, bereden wollen daß ihr Herz von Liebe frey sey. Aber eben diese kleinen empfindsamen Schwärmereyen öffneten es jedem süßen Eindrucke. Sie lebte die vorigen glücklichen Zeiten in Gedanken noch einmal, sie erinnerte sich ihres Säuglings ehrerbietiger, zärtlicher, inbrünstiger Gesinnungen, sie besann sich, wie er sich ihrer bey einer schimpflichen Begegnung angenommen hatte. Dann machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihm, wider ihre Neigung, so kalt begegnet sey, und konnte nun nicht begreifen, wie sie ihr Herz vor ihm nicht habe ausgießen wollen.

Diese Erinnerung war ihr einziger Trost, als im Winter, durch Langeweile und Widerwillen, ihr Geist täglich mehr zu erschlaffen begann. Sie wiegte sich in dem Gedanken,

daß Säuglings sie wirklich noch liebe, daß sie noch einst mit ihm vereinigt und glücklich seyn werde. Sie maß seinen Schmerz von ihr entfernt zu seyn, nach dem ihrigen ab, und fand oft Wollust darin, wenn sie, indem sie ihren eignen Schmerz beweinte, den Schmerz ihres Geliebten zu beweinen glaubte.

Als bey herannahender milderer Witterung alle ihre Empfindungen heiterer wurden, drangen mit jedem Frühlingshauche die zärtlichen Gefühle tiefer in ihre Brust. Säuglings Bild spiegelte sich ihr in jedem hervorgrünenden Blatte, in jeder entfalteten Knospe. Bey ihren einsamen Spaziergängen nach dem Büchlein begleitete es sie. Dann saß sie in wonnetrunkenem Staunen, dann glaubte sie es zu umfassen, dann sprang sie auf, erröthend vor ihrem eignen Phantome. Dann wandelte sie am Ufer und sang Lieder die er auf sie gemacht hatte, zu dem Falle des kleinen Strohms, der über glatte Kiesel hinabrieselte, und indem er sich ausbreitete, den lieblichen Wiesengrund zu Entsprossung neuer Blumen befruchtete.

Mit diesen anmuthsreichen Phantasieen verband sie auch Betrachtungen über ihren

gegenwärtigen Zustand. Sie fühlte, es sey ihr unmöglich noch einen Winter in diesem Hause zuzubringen; gleichwohl sah sie auch kein Mittel, wie sie auf eine anständige Art ihre Lage verändern könne. Sie schien sich einzeln, und von der Welt ausgeschlossen zu seyn, besonders, nachdem sie auf einen Brief an Hieronymus schon seit ein paar Monaten keine Antwort erhalten hatte, vermuthlich weil er ihm nicht zu Händen gekommen war. Da nunmehr ihre Liebe zu Sünglingen, sich ihrer ganzen Seele bemächtigte, und sich das Verlangen von seinen Gesinnungen gegen sie unterrichtet zu seyn, in ihre innerste Gedanken einflocht; so entschloß sie sich endlich nach vielem vergeblichen Zaudern, ihm nach Wesel, wohin sie wußte daß er mit Regimente den hatte reisen sollen, ihren Aufenthalt zu melden.

Der Entwurf dieses Briefes kostete verschiedene Tage. Sie hatte sich fest vorgenommen, alle Merkmale der Liebe daraus wegzupischen, und bloß, als ein unglückliches Frauenzimmer zu schreiben, das sich, von jedermann verlassen, an einen edelmüthigen Jüngling wenden muß. Aber sie hatte die

Spuren ihrer Empfindungen nicht ganz auslöschen können; denn die Liebe, wie ein süßer Geruch, duftet unvermerkt um sich. Säugling, dessen Gesinnungen den ihrigen so sehr entsprachen, würde auch gewiß unnennbare Wollust gefühlet haben, wenn er so glücklich gewesen wäre diesen Brief zu erhalten. Der Brief ward vom Postamte zu Wesel nach seines Vaters Gute gesendet, und war eben derselbe welchen Rambold erst aus Schäkerey einsteckte, und nachher aus Zerstreuung erbrach. Als er Marianens Wohnort daraus ersah, wollte er nicht einen Augenblick säumen zu ihr zu eilen, indem ihr Aufenthalt kaum eine Meile entlegen war.

Rambold that als ob ihn ein ungefährer Zufall dahin geführt hätte, und hütete sich wohl von dem gelesenen Briefe etwas zu erwähnen. Mariane verwunderte und freute sich, ihn zu sehen, in der Hoffnung, durch ihn Nachricht von ihrem Säugling zu erhalten. Aber er schwieg; und da sie endlich mit einigen Umschweifen nach demselben fragte, nahm er eine betrübte Miene an, und versicherte, weil ihm eben nichts anders einfiel,

daß Säugling gestorben sey. Diese Nachricht setzte Marianen außer sich. Rambold war zwar sehr bemüht, sie zu bereden, daß sie sich diesen Tod nicht gar zu sehr zu Sinne ziehen möchte, weil Säugling ein Häschen gewesen, der allen Frauenzimmern Süßigkeiten vorgesagt hätte; allein bey Marianen wollten diese leidigen Trostgründe keinen Eingang finden, daher kürzte er seinen Besuch ab, und ritt nach Hause.

Er unterließ indeß nicht öft wieder zu kommen, und ward von der bekümmerten Mariane gern gesehen, weil er sie an Säuglingen erinnerte, von dem er ihr auf ihre Fragen allerhand Mährchen erzählte, welche, so unbeträchtlich sie waren, doch in Marianens zum Trauern gestimmter Einbildungskraft ein mitleidiges Wohlgefallen erregten.

Der Herr von Haberwald merkte Rambolds öftere Abwesenheit, und unterließ nicht ihn darüber zu hohnnecken. Rambold mußte endlich gestehen, daß er ein hübsches Mädchen besuche, welches er zu seiner Frau machen würde wenn er eine Versorgung hätte. Herr von Haberwald spitzte hierbey die Ohren, und bestand darauf daß er ihn mitnehmen

sollte. Dies geschah, und weil Rambold dem Herrn von Haberwald einen Wink gegeben hatte, so mußte er sich so ehrbar und klug zu betragen, daß Mariane an beider Aufführung nichts auszusetzen haben konnte.

Als nach ihrer Zurückkunft bey einigen Flaschen Wein Marianens Schönheit von beiden Theilen war gepriesen worden, ward von dem Herrn von Haberwald die weise Anmerkung gemacht, daß eine hübsche Frau Pastorinn in einem Kirchspiele eine nützliche Sache wäre. Vermittelst dieser Äußerung eröffnete sich eine kleine Unterhandlung, die, umständlich auf dem Papiere beschrieben, Lesern von seinen Empfindungen, niederträchtig und widerwärtig scheinen könnte; obgleich im Laufe der Welt, unter manchen Leuten ohne Bedenken dergleichen statt findet, eben weil sie keine feine Empfindungen haben. Das Resultat derselben war, daß der Herr von Haberwald feierlich versprach: sobald Rambold von Marianen das Jawort erhalten hätte, solle er die Adjunktur des abgelebten Pfarrers, mit einem bestimmten Gehalte, bekommen.

Rambold warb nun im Ernste um sie,

Mariane gab ihm zwar eine ausdrückliche abschlägige Antwort, und brachte in ihrem Herzen dem Andenken ihres Säuglings dieses Opfer. Indeß wiederhohlte Rumbold, obgleich ohne Hoffnung einigen Erfolgs, so oft einen Antrag, über den, an sich, ein junges lediges Frauenzimmer niemals zornig wird, er müßte denn geradezu wider ihre Absichten streiten, daß ihn Mariane mit einiger Nachsicht anhörte. Die Heldinn eines Romans hätte freylich eine unverletzte Beständigkeit an den Tag legen, und sich eher tödten lassen müssen, als sich einem Gegenstande zu ergeben für den sie nicht die heißeste Liebe fühlte. Aber im gemeinen Leben haben wir häufige Beyspiele, daß wohlgezogene Frauenzimmer, selbst in nicht so mißlicher Lage wie Mariane, wenn sie gleich zur innigsten Leidenschaft Zunder in sich fühlten, dennoch mit kalter Vernunft überlegt haben, was vieles junge Volk nicht wissen will, daß feurige Liebe nicht ewig in gleicher Anspannung dauern kann, und daß neben der Liebe, so wünschenswerth sie ist, noch mehrere Gegenstände in der Welt sind, woran edle Seelen auch denken dürfen. Da nun Rumbold von Person nicht widrig

war,

war, da er sich seit der ersten Zeit seines Umgangs mit Marianen in ihre Gemüthsart geschickt, und sich dabey so fein zu verstellen gewußt hatte, daß sie von seiner schlechten Seite fast nichts merken konnte; so ist schwer zu entscheiden, wozu sie vielleicht noch endlich sich möchte entschlossen haben, wenn das Schicksal, welches, wie die Poeten versichern, beständig über Verliebte wachen soll, ihr die Nachricht von Säuglings Leben fortdauernd verweigert hätte.

Fünfter Abschnitt.

Säugling, der seit Marianens Entführung von allen ihren Begebenheiten nichts wußte, blieb in der Zuneigung gegen seine Geliebte beständig. Sie war noch immerfort der Gegenstand aller seiner einsamen Phantasieen. An sie waren alle verliebte Verse gerichtet, die er nicht unterlassen konnte von Zeit zu Zeit zu machen. Er gab sich Mühe, obwohl fruchtlos, Nachricht von ihr einzuziehen. Er beklagte sich deshalb oft bey dem treulosen Rambold, welcher aber, besonders in den letzten Zeiten, seine Liebe zu einer ab-

Als er starb, ließ er seiner Wittwe, nebst einem Vermögen von funfzigtausend Thalern, eine einzige Tochter, die Jungfer Anastasia Gertrud. Diese war jetzt in ihrem achtzehnten Jahre, und sah ungefähr eben so aus, als ihre Mutter zu der Zeit da sie dem Vater durchs Loos zufiel. Sie hatte das gebenedeyte Ansehn, welches der Frömmling aus der Zerknirschung des Herzens herleitet, und der Weltling zuweilen in ganz anderm Verstande nimmt. Ihre Augen waren fast immer niedergeschlagen; doch wenn sie zuweilen aufsahen, war ihr Blick sehr durchdringend, sank aber sogleich wieder ehrbarlich nieder. Sie trieb keine Kleiderpracht, und ging weder in Sammt noch Seide; jedoch das allerfeinste Leinen, die ausgesuchtesten Spitzen, die Zitze erster Sorte obgleich sittsamer Farbe, dienten eine sehr zarte Haut und eine volle Wange zu erhöhen, die, ohne daß es das Ansehn hatte, doch sehr sorgfältig gepflegt wurden. Sie sprach wenig, eigentlich weil sie nicht viel zu sprechen wußte; aber diese Einfalt diente ihr zu einer frommen Koketterie. Sie schien aus verschämter Zurückhaltung zu schweigen, indem sie sanft seufzete, und das Haupt langsam seitwärts sinken ließ.

Mit dieſem jungen Frauenzimmer unterhielt ſich Säugling der Sohn, wenn ihre Mutter ſeinen Vater oder er ſie beſuchte, welches faſt wöchentlich geſchah. Unterdeß die Frau Gertrud mit ſeinem Vater die Materie von Hypotheken und Schuldſcheinen durchging, oder mit Sebaldus über theologiſche Materien diſputirte, wie ſie denn in der Dogmatik, ſo gut wie in der Polemik, bewandert war; pflegte Säugling mit der Jungfer Anaſtaſia die ſüßen Gedanken zu theilen, die wie Honig von ſeinen Lippen floſſen. Daß ſie von ihr nicht verſtanden wurden, that wenig zur Sache; ſie machte doch einen beſcheidenen Knix, als begriffe ſie etwas davon, ſchlug ihre großen Augen kurz auf und wieder nieder, und erröthete zuweilen, wenn etwas von Liebe oder heidniſcher Mythologie vorkam. Säugling der einem Frauenzimmer zu gefallen gern alle Geſtalten annahm, verſuchte einige geiſtliche Lieder nach bekannten Melodieen zu machen. Dieſes gelang ihm über Vermuthen. Denn die Jungfer Anaſtaſia begann ſie nicht allein mit vieler Begierde zu leſen, und ihr ſchöner Mund ſang ſie ihm vor, ſondern die Frau Gertrud fand

auch so viel Salbung darin, daß sie, aus eignem Betriebe, sich dahin zu verwenden versprach, diese Lieder sollten in ein Gesangbuch eingerückt werden, wovon man eben im Herzogthume Jülich eine verbesserte und vermehrte Auflage besorgte. Eine Hoffnung, welche Säuglings kleiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Auf diese Art ward der Umgang zwischen dem Dichter und der frommen Anastasia täglich genauer; und es ward die schüchterne Jungfer, obgleich in aller Ehrbarkeit, etwas gesprächiger und unterhaltender, welches beiderseits Eltern sehr wohl gefiel. Denn Säugling der Vater, welcher den Reichthum der Frau Gertrud kannte, berechnete bald daß sein Sohn keine bessere Partie treffen könnte; und Frau Gertrud, welche auch wohl wußte wie warm der alte Säugling saß, fing an, der Sache etwas näher zu treten: indem sie zuweilen bemerkte, daß die Ehen im Himmel geschlossen würden, und daß die Menschen, sobald dies ersichtlich sey, dem Himmel nicht widerstreben müßten.

Säugling der Sohn argwohnte alle diese Absichten gar nicht, sondern der Umgang mit

einem Frauenzimmer diente ihm nur, wie einer Uhr das Öl, um seine zärtlichen Phantasieen in gleichem Gange zu erhalten. Er lebte mit der Jungfer Anastasia ganz unbefangen, und widmete nichts destoweniger beständig seiner abwesenden Mariane die zärtlichste Liebe.

Sechster Abschnitt.

Nachdem Säugling der Vater von seiner Krankheit genesen war, wurde er einst, mit seinem Sohne, zu der Frau Gertrud in die Stadt zu Mittage eingeladen. Die schöne Anastasia, welche, gleich ihrer Mutter, des jungen Säuglings Achtsamkeiten ganz ernsthaft auslegte, hatte diesen Tag alle ihre sittsame Reizungen aufgeboten, weil sie nunmehr zuträglich hielt sein Herz ganz zu fesseln. Man fand an ihr heute nicht bloß die andächtige Selbstgenügsamkeit wohlbegüterter Betschwestern, nicht nur das ihnen sonst gewöhnliche selbstbehagliche Achtgeben auf gesundes Ansehen, auf Weiche der Haut, auf Glätte der Bekleidung, auf Gelindigkeit der ganzen Person, welches sogar bey Nonnen

die Stelle alles weltlichen Putzes vertritt; sondern, ihr mit brabandischen Spitzen besetztes Häubchen war auch einen halben Zoll höher auf die Stirne gerückt, sie schlug die Augen öfter lieblich empor und ließ sie mit langsamerm Schmachten niedersinken, und ihre immer weichlich lispelnde Stimme erstarb heute auf ihren Lippen, mit einer holdem Lächeln nahe kommenden Freundlichkeit.

Alle diese schmachtende Reize ließ sie, mit der andächtelnden Mädchen so eignen zurückhaltenden Innigkeit, auf Säuglingen wirken, als sie nach dem Mittagsmahle mit ihm allein im Garten spazieren ging. Jungfer Anastasia, die bald in seinen Augen die unverstellten Merkmale des Wohlgefallens las, glaubte sichere Zeichen ihres geheimen Sieges zu finden, und ihrem wohlmeinenden Zwecke, aus einem weltlichen Jünglinge einen frommen Ehemann zu bilden, ziemlich nahe zu seyn.

Doch, da sie nun mit stillem Herzklopfen einer zärtlichen Erklärung entgegen sah, ließ sich Säugling, — weit gefehlt daß er seiner einzig geliebten Mariane nur einen Augenblick hätte untreu werden sollen — durch ihre

anmuthige Vertraulichkeit zu nichts anders bewegen, als daß er einige von seinen Lieblingsliedern über die Freuden des Lebens aus der Tasche zog, die er sich bisher noch nicht getrauet hatte ihr vorzulesen. Sie hörte sie an, mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Bey seinen Gedanken, die sie nicht verstand, sah sie freylich ein wenig dämisch aus; aber dies ward durch das sanfte Lächeln vergütet, welches zugleich diente ihre schönen Zähne und die Grübchen in ihren runden Wangen zu zeigen. Bey verliebten Stellen erröthete sie nicht gleich wie sonst, sondern schlug die Augen seitwärts auf, mit einem Blicke zwischen Verschämtheit und Sehnsucht, und wenn sie dann im Herabsinken dem auf ihren Beyfall gierigen Blicke Säuglings begegneten, stieg ein sanftes Roth auf ihre vollen Wangen, indem ihre Augen nochmals furchtsam aufblinzten.

Indem dieses vorging, hatte sich ein mitgebetener Freund der Frau Gertrud des alten Säuglings bemächtigt, und ihn nach Tische ebenfalls in eine andere Gegend des Gartens geführet. Er brachte, ungezwungner Weise, das Gespräch auf die Jungfer Anastasia, und

den alten Säugling sehr in diesem Vorsatze, und fuhr fort, ihm über das Vermögen derselben eine ausführliche Auskunft zu geben, nebst andern dahin einschlagenden dem Alten ungemein angenehmen Gesprächen. Es entspann sich daher zwischen beiden eine wechselseitige Vertraulichkeit, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß als gegen Abend die Zeit zur Abfahrt herankam, der alte Säugling sich ohne Umstände in den Wagen des fremden Herrn setzte, damit sie in ihrem Gespräche fortfahren, und ihre Rathschläge und Entwürfe ferner ins Reine bringen könnten.

Der junge Säugling fuhr also ganz allein. Dieser war durch die Lieblichkeit der Jungfer Anastasia, und durch den Weihrauch den sie seinen Gedichten angezündet hatte, — denn er hielt ihr Seufzen und Erröthen bloß für eine starke Wirkung seiner Gedichte — in die wohlgefälligste Laune gesetzt worden. Es war einer der schönsten Sommerabende. Er stieg daher aus dem Wagen als der Weg neben einem Walde vorbeyging, um im Grünen zu spazieren. Der Kutscher beschrieb ihm einen Fußsteig, der nach einer Viertelmeile wieder aus dem Walde heraus-

führe. Dahin ward der Wagen beschieden, und Säugling ging in das Gebüsch, um mit der Schreibtafel in der Hand, unter den Einflüssen der schönen Gegend, einer Scene in seinem empfindsamen Romane nachzudenken.

Er war schon eine geraume Zeit in aller Wollust der Autorempfängniß fortgewandelt, als er, ungefähr dreißig Schritte vom Fußsteige ab, im Walde einen angenehmen Gesang zu hören glaubte. Noch mehr ward er aufmerksam gemacht, da ihm die Melodie bekannt war; noch mehr, da es ihm bey näherm Hinzugehen eines seiner Lieder zu seyn schien; noch mehr, da ihm die Stimme wie Marianens Stimme vorkam. Er eilte durch das Gesträuch. Es war wirklich Mariane, die bey ihrem gewöhnlichen einsamen Abendspaziergange sich am Ufer des kleinen Baches niedergesetzt hatte, um ihren schwermüthigen Gedanken über ihren geliebten ihr so frühzeitig geraubten Säugling nachzuhangen, und in diesem süßen Staunen ein von demselben ehemals an sie gerichtetes Lied sang.

Als sie Säuglingen erblickte, sprang sie auf und that einen lauten Schrey, weil sie

glaubte ein Gespenst zu sehen. Er überzeugte sie aber bald daß er lebte, da er sie aufs feurigste in seine Arme schloß, und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte. Unnennbare Freude zitterte aus beiden in dieser Umarmung, zu innig für alle Empfindung. Marianens ganze Zurückhaltung zerfloß in diesem Gefühle, wie Eis beym Blicke der Sonne im May. Sie schwor die Seinige zu seyn, sie war die Seinige.

In dieser wonnevollen Unterhaltung verstrich eine Stunde, ohne daß sie es wußten. Säuglings Bedienter, der am abgeredeten Orte mit dem Wagen so lange gewartet hatte, ward endlich unruhig, suchte seinen Herrn im Walde, fand ihn, und erinnerte ihn nach Hause zu fahren.

Siebenter Abschnitt.

Säugling langte so spät an, daß er seinen Vater diesen Abend nicht mehr sprechen konnte. Nach einer Nacht voll unruhigen Schlafs, ließ er bey frühem Morgen seinen Paßgänger satteln, und ritt ganz allein nach dem Hause im Walde. Wie ihn Mariane

empfangen habe, in deren Herzen nach langem freudelosen Harren die heißeste Liebe wallte, kann nicht beschrieben werden, und ist unnöthig zu beschreiben. Beide waren im ersten Taumel wechselseitig gestandener Liebe, wo jedes halbgestammelte Wort Entzückung ist, und jeder Blick ein Gelübde daß diese Entzückung ewig dauern soll. Ihre gestrige Zusage einander auf immer treu zu bleiben, ward durch den heißesten Kuß besiegelt. Säugling steckte ihr einen brillantenen Ring an den Finger, der beym Drucke einer kleinen Feder aufsprang, und ein Sinnbild entdeckte, mit der Überschrift: Ewig treu. Mariane schenkte ihm eben den kleinen Diamantring in Form eines flammenden Herzens, den ihre Mutter einst ihrem Vater am Tage ihrer Verlobung gab *), und den sie bisher als ein werthes Andenken an ihrem Finger getragen hatte.

Auf diese Art kam der Mittag heran, da sie ein ländliches Mahl unter den bäurischen Glückwünschungen der ehrlichen Hausleute mit herzlicherm Wohlgeschmacke verzehrten,

*) S. Wilhelmine, S. 50.

als die theure Küche des liebeentbehrenden Schwelgers gewähren kann.

Erst Nachmittags konnte Mariane ihrem Säugling Ramboldts Betrug, wovon sie freylich den schändlichsten Theil nicht wußte, ausführlich erzählen. In den ersten wonnetrunknen Ausbrüchen der Liebe hatte sie ihn kaum mit wenig Worten berührt. Beide entbrannten über seine niederträchtige Erdichtung, wodurch ihr Glück so lange war zurückgehalten worden. Als ihr Unmuth gegen ihn aufs höchste gestiegen war, sahen sie ihn unvermuthet selbst ankommen, um einen seiner gewöhnlichen Besuche abzulegen. Er war nicht wenig betroffen, Säuglingen zu finden, und wollte sich erst mit seiner gewöhnlichen Hohnneckerey heraushelfen; da ihm aber sowohl von Säuglingen als von Marianen seine Niederträchtigkeit mit den bittersten Worten vorgeworfen ward, brachte ihn der Zorn darüber, und der Verdruß sein Projekt gänzlich mißlungen zu sehen, so außer aller Fassung, daß er unversehens, und fast ehe Säugling sich in Vertheidigung setzen könnte, mit bloßem Degen über ihn herfiel. Mariane warf sich zwischen beide; aber vielleicht würde

dies

dies dem erbosten Rambold doch nicht Einhalt gethan haben, wenn nicht der alte Hauswirth, welcher ein Zeuge dieses Auftritts war, der auf einem grünen Platze vor dem Hause vorging, mit einer Wagenrunge so wirksam nach Ramboldes Schulter gefahren wäre, daß dieser sein Schwert einsteckte, und unter vielen Flüchen sein Pferd wieder bestieg und davon jagte.

Dieser Vorfall unterbrach in etwas das Vergnügen des Tages; als sich aber Mariane von ihrem Schrecken erholet hatte, ward er ein Quell noch zärtlicherer Empfindungen. Beide verloren sich in der Vorstellung des Glücks einer ewigen Verbindung, wozu Säugling, als er spät gegen Abend endlich Abschied nehmen mußte, die Einwilligung seines Vaters, in möglichster Geschwindigkeit, zu erlangen versprach.

Ende des achten Buchs.

Neuntes Buch.

Erster Abschnitt.

Des andern Morgens ließ Säugling der Vater, welcher schon den ganzen vorigen Tag mit Ungeduld nach seinem Sohne gefragt hatte, denselben sehr früh zum Thee rufen.

»Ich fürchte mich,« sagte der Alte, »du »möchtest mir sonst heute wieder wegreisen, »wie gestern.«

»Ich möchte auch wohl,« versetzte der Sohn: »nur erst muß ich Ihnen von meiner »gestrigen Reise wichtige Dinge erzählen, be»ster Vater!«

V. Laß seyn! Ich habe dir noch viel wichtigere Dinge zu sagen. Hör' nur, ob du gleich meinst, du machst alle deine Dinge so heimlich daß es niemand merkt; so hab' ich

dir's doch lange angesehen, daß du eine Zuneigung zur Jungfer Gertrud hast. Ich habe sie heute nebst ihrer Mutter zu Mittage gebeten. — Nun, wie wär's, wenn ich für dich heute um sie anhielte? He?

S. (erstaunt.) Aber, liebster Vater! wie können Sie darauf kommen, daß ein Mensch von Talenten mit einem einfältigen ganz unkultivirten Mädchen sein ganzes Leben werde zubringen wollen? Welche Gesellschaft für einen Geist wie ich!

V. Einen Geist wie du? Da schweben wir wieder oben im hohen Himmel! Aber glaub' mir! Hienieden kenne ich für einen Müßiggänger — und das bist du doch wohl — der wohl Zeitlebens nicht auf eine Entrepriſe denken wird, keine beſſere Geſellſchaft als funfzigtauſend Thaler, und die wird die Jungfer Gertrud einmal wohlgezählt von ihrer Mutter erben. Hörſt du! Funfzigtauſend Thaler!

S. Nein! Reichthum kann mich nicht glücklich machen. Mich, zum Umgange mit Muſen und Grazien gewöhnt — nur Liebe, überſchwengliche Liebe —

V. Und wie überſchwenglich muß dann

die Liebe seyn? Ihr wart doch beständig gern bey einander, hattet auch immer was zu flüstern, und wenn du die Jungfer Anastasia acht Tage lang nicht gesehen hattest, so war's dann, als ob dir was fehlte. — Das sah mir doch so ziemlich wie Liebe aus.

S. Liebe? Dies geschah bloß, weil in dieser Einsamkeit kein anderes junges Frauenzimmer zu finden war. Mir ist aber wirklich der Umgang mit einem Frauenzimmer nothwendig, damit in meinem Herzen sanfte und gefällige Empfindungen herrschen und in meine Gedichte hinüberfließen mögen.

V. Ey nun, so heurathe die Jungfer Gertrud, so wird dir ihr Umgang noch aus einer Ursach nothwendig. Zeit ists ohnedies, daß du heuratheſt.

S. Das ist auch mein Vorsatz, mein bester Vater! Dies war die wichtige Nachricht, die ich Ihnen von meiner gestrigen Reise erzählen wollte. Ich habe sie wieder gefunden, die Göttinn meiner Seele, die ich schon lange liebe, die nun auch mich liebt, die meiner ganzen Liebe würdig ist. Jung! Schön! Edel! Verständig! Witzig! Sie lebt eine Meile von hier in einer Schäferhütte im Walde, in aller

Unschuld des goldnen Zeitalters! Ihr habe ich ewige Treue geschworen, und nie soll eine andere dies Herz rühren, dies Herz voll von brennendem zärtlichem Gefühle gegen die göttliche Schöne.

B. Was redst du da? Was für ein romanhaftes Geschwätz? Eine Göttinn die in einer Hütte lebt? Ey nun ja, die wird freylich auch wohl kein Geld haben, denn das braucht man weder im Himmel noch im goldnen Zeitalter. — Aber sage mir nur, ists möglich daß du mir solche Streiche machst? Gleich sag' heraus: wer ist das Mensch?

S. Aber, lieber Papa! — Aber wirklich — Sie sprechen in Ausdrücken — von dem edelsten süßesten Mädchen — Es ist doch auch nicht ein bischen — Sie machen mich wahrhaftig ganz verwirrt.

B. So! der Herr Sohn meint, ich brauchte nicht Respekt genug! Gar fein! Wer ist denn also deine Göttinn? — Wem gehört sie an?

S. Bester liebster Vater! Es ist die schönste Seele in dem schönsten Körper, sanft, gut, gefällig —

B. Bester liebster Herr Sohn! Wem sie

angehört? Wer ihre Eltern sind? möchte ich wissen.

S. Sie ist die Tochter eines würdigen Mannes, eines redlichen Predigers, eines unglücklichen Mannes, der von den Feinden vertrieben worden. Sie hat unschuldig viele Verfolgungen ausstehen müssen, die Vorsicht hat sie mir nach langer Abwesenheit wieder zugeführt. Ich habe sie nun, ich liebe sie mit innigster Zärtlichkeit, und werde nimmer von ihr lassen.

Der Alte ließ vor Schrecken seine Pfeife zu Boden fallen. Den schönen Entwurf, seinen Sohn mit einem reichen Frauenzimmer zu verbinden, den er für ganz ausgemacht hielt, sah er mit einemmale vernichtet; sein Sohn war in ein armes Mädchen vergafft, das, Gott weiß woher, in eine benachbarte Hütte sollte gekommen seyn; und was das schlimmste war, — denn sein Phlegma stellte sich allemal die nächsten Verlegenheiten als die größten vor, — er wußte gar nicht, was er mit der Frau Gertrud, mit ihrer Tochter und dem Freywerber anfangen sollte, die er heute zum Mittagsessen gebeten hatte um den Heurathsantrag zu thun, in der ganz zuver-

läßigen Voraussetzung daß sein Sohn nichts lieber wünsche.

Endlich ermannte er sich, um dem Sohne zu beweisen, daß es sich für ihn gar nicht schicke ein armes Mädchen zu nehmen; und sein Sohn ermangelte nicht mit vielen Gegengründen darzuthun, daß ein Mädchen die er liebe, das einzige Glück seines Lebens machen werde. In diesem Streite, ward die kaltsinnige Ruhigkeit des Vaters bald von der feurigen Heftigkeit des Sohnes betäubt. Da Säugling also merkte daß sein Vater stiller ward, bekam er mehr Muth, und bot alle seine Beredtsamkeit auf um denselben zu überzeugen. Indem er nun mit heller Stimme für seine Meinung kämpfte, und dabey mit den Händen focht, erblickte der Vater den Ring mit dem flammenden Herzen, an der linken Hand seines Sohnes.

»He da!« rief er, und nahm ihn bey »der Hand: »Laß sehen Junge! Ich glaube »du hast dich im ganzen Ernste verplempert! »Ich will nicht hoffen, daß du den Ring von »dem Mädchen hast?«

»Ja! von ihr!« rief der Sohn, und küßte den Ring, indem er ihn dem Vater

vorhielt. »Sie ist die süßeste Seele, voll Un»schuld und Liebe, weiß und glänzend wie »diese Steine.«

»Wahrhaftig,« sagte der Vater bedächtig, indem er den Ring gegen das Fenster kehrte, »der Mittelbrillant ist vom ersten »Wasser. Höre nur, das Mädchen kann doch »wohl nicht ganz arm seyn, wenn sie solche »Ringe verschenkt. — Sehen Sie, Herr Pa»stor, einen schönen Stein, einen ausbündi»gen Stein, —« fuhr er gegen Sebaldus fort, der eben mit den Zeitungen in der Hand herein trat.

Sebaldus hatte kaum den Stein erblickt, als er voll Erstaunen ausrief:

»Gott! woher haben Sie den Ring? er »gehört meiner Tochter!«

»Ihrer Tochter?« riefen Vater und Sohn.

»Ich habe den Ring,« fuhr der Sohn fort, »von dem besten edelsten Mädchen, das »ich unaussprechlich liebe, und ewig lieben »werde. Ist sie ihre Tochter? — Wohl mir! »— So ist Sie die Tochter eines sehr redli»chen Mannes.«

Der junge Säugling erzählte einige Umstände, die dem Sebaldus keinen Zweifel

mehr übrig ließen. Sebaldus bat den Alten, ihn sogleich zu seiner Tochter fahren zu lassen; der junge Säugling bat seinen Vater fußfällig, daß er mitfahren dürfe. Dieser bewilligte endlich beides, nur mit dem Bedinge, daß sie zur Mittagsmahlzeit wiederkämen, und daß sie sich gegen die Frau Gertrud und ihre Tochter von allem Vorgefallnen nichts sollten merken lassen, wodurch er sich wenigstens aus seiner heutigen Verlegenheit zu ziehen hoffte. Der junge Säugling sprang gleich fort, um selbst die geschwinde Anspannung eines Wagens zu besorgen. Unterdeß verlangte Säugling der Vater vom Sebaldus einen Handschlag, daß er die Heurath seines Sohnes mit Mariänen nicht befördern wolle. Sebaldus gab ihm deshalb ausdrücklich sein Wort; und der alte Herr, der Sebaldus ehrliche Denkungsart kannte, mächte seiner eignen Klugheit insgeheim ein Kompliment, indem er dadurch seinem Sohne einen starken Schritt abgewonnen zu haben glaubte.

Sebaldus fuhr, in Gesellschaft des jungen Säugling, nach dem Hause im Walde. Sobald Mariane den Wagen ankommen sah, flog sie ihrem Liebhaber entgegen; er war

aber kaum aus dem Wagen gesprungen, als sie auch ihren Vater erblickte. Allzuviel Freude auf einmal zu ertragen, ist ein menschliches Herz zu schwach. Sie fiel in Ohnmacht. Kaum war sie einigermaßen wieder zu sich gekommen, so stürzte sie, mit Wonne ohne Maaß, in ihres Vaters Arme, welche er mit väterlicher Inbrunst um sie schlaß. Aber bald mischten sich traurige Empfindungen in ihre Freude. Ihr Vater hielt ihr seine jetzige Lage gegen den alten Säugling vor. Er gab ihr zu überlegen, ob er nicht dessen Wuthätigkeit mit Undank belohnen und die heiligsten Rechte der Gastfreundschaft verletzen müsse, wenn er — wie es allemal scheinen würde, aus Eigennutz — zu ihrer Heirath mit dem jungen Säugling, wider des Vaters Willen, seine Einwilligung geben wolle. Er erklärte ihr endlich, daß er dem Alten förmlich deshalb sein Wort gegeben habe, und nun forderte er auch von ihr ein ausdrückliches Versprechen, alle Gedanken daran fahren zu lassen.

Mariannens innrer Streit war sehr heftig. Sie war noch nie ihrem Vater ungehorsam gewesen, sie fühlte, es würde unedel seyn, ihm jetzt in demjenigen nicht zu gehor-

chen, was er mit väterlichem Ernste und aus guten Gründen verlangte; aber sie fühlte auch, es heiße sich das Herz ausreißen, wenn man dem einzig Geliebten plötzlich ganz entsagen soll. Kindliche Pflicht siegte endlich in der edlen Seele; obgleich, wie Pflicht über Leidenschaft allemal: mit Mühe. Sie benetzte ihres Vaters Hand mit Thränen, und schwor, nichts wider seinen Willen zu thun, nichts, das ihr und ihm unanständig wäre.

Sie ermahnte selbst Säuglingen, mit einem Strome von Thränen, standhaft zu seyn, sie zu vergessen. Aber der hohe Schmerz selbst, womit ihr Auge, bey ihrer großmüthigen Entsagung, auf ihn blickte, beförderte seine Liebe bis auf den höchsten Grad. Er gerieth in die heftigste Leidenschaft; er schwor zu ihren Füßen, nimmer von ihr zu lassen; er schwor, weder ihr noch sein Vater würden seiner Liebe Hindernisse entgegen setzen; er schloß sie in seine Arme, und bot der ganzen Welt Trotz sie von ihm zu reißen. Marianens thränende Bitten, gemischt aus allem was Liebe Bitteres und Süßes hat, Sebaldus beweglichste Vorstellungen, halfen nichts. Er schloß sie nochmals in seine Arme, und bat

theuerte mit den heftigsten Schwüren, sie solle ewig die Seinige seyn.

Sebaldus hatte sich noch nie in so unaussprechlicher Verlegenheit befunden. Er liebte sein Kind zärtlich, und doch bewogen ihn Vernunft und Pflicht, ihr zu versagen was sie glücklich machen würde, wie er wohl einsah; auch war nicht abzusehen, wenn gleich Mariane gehorsamte, wie die heftige Leidenschaft des Jünglings zu zähmen seyn möchte.

Indeß verstrich die Zeit, und Sebaldus, eingedenk des Versprechens, zur Mittagsmahlzeit zurückzukehren, erinnerte Säuglingen an die Abreise. Säugling aber war durch keine Vorstellung zu bewegen sich von Marianen zu trennen, und schwor abermal, nicht eher zu seinem Vater zurück zu kehren, bis er dessen Einwilligung zu seiner Verbindung erhalten hätte. Sebaldus sah endlich, nach vielen fruchtlosen Versuchen, der Jüngling sey jetzt zur Rückreise nicht zu zwingen; und ihn zu entlassen, hielt er sehr bedenklich, weil sonst, in so konvulsivischer Leidenschaft, heftige unüberlegte Rathschläge zu fürchten waren. Er entschloß sich also in dieser äußersten

Verwirrung der Sache, (ob er gleich noch nicht wußte, wie dies der alte Säugling ansehen möchte) seine Tochter mitzunehmen und bey sich zu behalten, weil er vermeinte, auf solche Art den weitern Gang dieser Angelegenheit besser zu übersehen, und gemeinschaftlich mit dem Alten die zuträglichsten Maaßregeln ergreifen zu können.

Verliebte sind wie Kinder. Kaum vernahm Säugling des Sebaldus Entschluß, als er von der äußersten Wuth zur äußersten Freude überging. Mit seiner Mariane, deren gegenwärtige Trennung von ihm seine Leidenschaft als das äußerste Unglück darstellte, nun unter eben dem Dache zu wohnen, schien ihm das äußerste Glück. Er umarmte den Sebaldus, er küßte dessen Hand, er bat ihn um Vergebung, wegen aller unüberlegten Worte, die er in der Wuth ausgestoßen hatte. Sein Gemüth war plötzlich umgestimmt vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben; er versprach sich zu mäßigen, versprach seinen Vater zu schonen, versprach alles; Marianens Gesellschaft überwog alles, füllte seine Seele ganz, ließ keinem andern Gefühle Raum.

Sie setzten sich sämmtlich in den Wagen, und fuhren zurück, äußerlich beruhigt.

Zweyter Abschnitt.

Säugling der Vater befand sich in ziemlicher Unruhe, theils, weil sein Sohn zur gesetzten Zeit nicht nach Hause kam, theils wegen seiner Ungewißheit, wie er sich gegen die Frau Gertrud und deren Tochter betragen sollte, die Mittags erwartet wurden, und von dem großen Hindernisse der gemeinschaftlichen Absichten noch gar nichts ahnen konnten. Indeß ward ihm ein Theil dieser Verlegenheit benommen, da die Jungfer Anastasia nicht erschien. Entweder Säuglings Gedichte, oder die Furcht und Hoffnung wegen seiner Entschließung, oder andere Ursachen, mochten auf ihre zarten Nerven allzustark gewirkt haben. Sie war denselben Morgen mit Kopfweh, Übelkeiten und Zittern der Glieder befallen worden, eine Krankheit, weswegen ihre Mutter in ziemlichen Sorgen zu seyn schien.

Kurz nachher kam auch der junge Säugling mit seiner Gesellschaft an. Mariane ward indeß in Sebaldus Zimmer geführt,

bis man dem Alten den Vorgang berichten konnte.

Bey Tische war die ganze Gesellschaft nicht sonderlich aufgeräumt. Alle suchten ihre innerliche Verlegenheit zu verbergen, und dachten ihren besondern Entwürfen nach. Nach Tische zog der Freund der Frau Gertrud den alten Säugling in das Fenster eines Nebenzimmers, wo sie bald in ein tiefes Gespräch über die Heurathssache geriethen. Der junge Säugling schlich sich, ohne daß jemand darauf Acht hatte, zu seiner Mariane; und die Frau Gertrud blieb mit Sebaldus auf einem Kanapé sitzen, weil sie sich heute vorgenommen hatte, die wichtige Lehre von dem geistlichen Verderben der menschlichen Natur mit ihm aus dem Grunde abzuhandeln. Sebaldus hatte, in allen vorigen Disputen, der menschlichen Natur Kräfte zur Besserung zugestanden, die Frau Gertrud aber schrieb hierbey alles der Gnade zu. Sie war schon einmal vom Sebaldus mit verschiedenen Argumenten ziemlich eingetrieben worden, heute aber hatte sie sich vorbereitet, ihn schlechterdings danieder zu schlagen. Da das Geschnatter einer Religionskontroversistinn, zumal so

bald es zu einer gewiſſen Stärke kommt, ſchwer zu überwältigen iſt, und da der gute Sebaldus ohnedies von Marianens kritiſcher Lage den Kopf voll hatte, ſo konnte dieſesmal die Frau Gertrud viel leichter gewonnenes Spiel haben. Sie hieb alſo alle menſchliche Tugenden unbarmherzig nieder, um der Gnade daraus ein Siegeszeichen zu errichten. Sie erzählte, mit geläufiger Zunge, alle Wunder die an unwiedergebornen Menſchen, im Leben und auf dem Todbette, je haben durch die Gnade verrichtet ſeyn ſollen. Sie plünderte die düſtern Schriften eines Hans Engelbrecht's, Gerber's, Reiz, Bogatzki und anderer; und zuletzt, weil doch jeder Heiliger gern ein Wunder von ſeinem eignen Machwerke zu haben pflegt, erzählte ſie, daß in dem Wirthshauſe, ihrer Wohnung gegenüber, ein junger Fähnrich im Quartiere liege, der zwar immer ein natürlich guter, aber doch ein unwiedergeborner Menſch geweſen ſey; nachdem er nun aber, ſeit länger als einem halben Jahre, die Erbauungsſtunden beſucht habe die ſie in ihrem Hauſe halte, ſey er von der Gnade ſo kräftig ergriffen worden, daß ſie ſeine merkwürdige Bekehrungsgeſchichte

aufge-

aufgezeichnet und nach Magdeburg geschickt habe, wo sie in das geistliche Magazin, den Ungläubigen zur Beschämung, eingerückt werden solle.

Unter diesen Gesprächen fuhr ein Wagen vor die Thüre, aus welchem der Herr von Haberwald halbbetrunken heraustaumelte. Die Frau Gertrud wollte mit solchem Weltkinde nichts zu thun haben, ließ sich also vom Sebaldus in den Garten führen, ehe der Herr von Haberwald heraufkam.

Dieser, nachdem er sich mit einer Flasche Wein erfrischt hatte, legte sich in den Lehnstuhl und fing an zu schwatzen:

»Ich komme da vom Landtage zurück, »wo der Sechsundzwanziger geflossen ist, und »dann hatte der Prälat von † † ein Öhmchen »Renner, so just für 'nen Kenner. Doch »haben wir auch übers Landes Beste die »Köpfe zusammengesteckt; denn so wahr ich »lebe, Nachbar Säugling, was mich betrifft, »ich bin weise wie St. Paulus, wenn ich ge»trunken habe. — Ja nun, was wollte ich »doch sagen, — der Landtag war aus; so »muß man doch auch 'n bischen sehen, wie 's »zu Hause aussieht — so fahren wir denn

»zurück, und ich komme heute um halb elfe
»nach * * *; da hab' ich im rothen Löwen,
»bey dem putzigen Wirthe mit der Stumpf-
»naſe gegeſſen. Der Kerl hat Burgunder,
»ſo gut wie in Lüttich; Force! Feuer! wer
»ihn nicht verſteht, den wirft er untern Tiſch
»— Ja was wollte ich doch ſagen — Gegen-
»über wohnt, du weiſt's, Nachbar Säugling,
»die alte reiche Hexe die Gertrud; mit einem-
»male, wie wir im beſten Trinken ſind, wird
»ein Lärm im Hauſe, die Leute laufen vor
»der Thüre zuſammen, und wir ans Fen-
»ſter.« —

»Wie ſo?« fragte der Freywerber: »Es
»war doch wohl nicht Feuer im Hauſe?«

»Ey! warum nicht gar! Aber vor neun
»Monaten mag wohl Feuer geweſen ſeyn,
»da kriegt nun die Tochter jetzt 'nen Zufall,
»— Hi! Hi! — und die Mutter iſt nicht
»'nmal zu Hauſe, drüber wird 'n Aufruhr,
»'s Mädchen holt 'n Doktor, ja, der thut's
»noch nicht. — »He! ſchrie Stumpfnaſe, und
»wies mir 'n alt Weib auf der Straße —
»»da haben ſie Mutter Ilſen von der andern
»»Ecke geholt, die wird's in Gleis bringen;
»»und der Fähnrich, der bey mir im Quar-

»»tiere liegt, ist auch schon herüber geschli»»chen —« Ey daß dich über'n Fähnrich, »wenn doch unser einer auch 'nmal so im »Quartiere läge! —«

Hierbey schlug Huberwald eine wiehernde Lache auf; und der Freywerber, dem sich während der ganzen Erzählung die Kinnbacken verlängert hatten, eilte in den Garten, um der Frau Gertrud diesen für ihre Absichten so verdrießlichen Vorfall mit möglichster Vorsicht zu hinterbringen.

Er störte sie in einer sehr glücklichen Lage; denn da sie ihre heutige Überlegenheit über Sebaldus vermerkte; hatte sie ihn warm gehalten und war jetzt eben im Beweise begriffen, daß die dritte Posaune in der Apokalypse *) die Indifferentisten bedeute, welche von Erbsünde und Wiedergeburt nichts wissen wollen, und dadurch eine bittere Religionsmengerey verursachen: wogegen Sebaldus, der aber gar nicht zum Worte kommen konnte, vermeinte daß gewiß dadurch die französi-

*) Offenb. Joh. VIII. 10.

schen Atheisten angedeutet würden, welche die ersten Quellen der menschlichen Glückseligkeit vergiften.

Der Freywerber raunte der Frau Gertrud die unglückliche Nachricht ins Ohr, wodurch sie aus aller Fassung gebracht ward. Sie fiel beynahe in Ohnmacht, kam wieder zu sich, ward in ihren Wagen gepackt und nach Hause gefahren.

Der Herr von Haberwald machte sich mit noch ein Paar Flaschen vollends fertig, und ward in ein Bette gebracht, um seinen Rausch auszuschlafen. Seine Pferde aber, die nüchterner waren, gingen mit Rambold nach Hause.

Des alten Säuglings Nerven, keiner Anstrengung gewohnt, waren durch die mannichfaltigen Begebenheiten dieses Tages dermaßen erschüttert, daß er sich halb betäubt auf seinen Sorgestuhl warf. Gleichwohl sollte er noch nicht zur Ruhe kommen: denn der junge Säugling stellte ihm, wider alles Vermuthen, Marianen vor. Beide warfen sich ihm zu Füßen. Sein Sohn, mit der größten Heftigkeit flehend, in ihre Verbindung zu willigen; Mariane, mit Thränen ver-

sichernd: So sehr sie seinen Sohn liebe, werde sie doch, ohne seine Einwilligung, nie demselben ihre Hand geben. Ihr Vater bestärkte sie in diesem Entschlusse, und setzte beyläufig den Undank ins Licht, dessen sie beide sich sonst schuldig machen würden.

Der alte Säugling hob Marianen auf, versicherte sie, daß er sie und ihren Vater hochachte, aber ihre Heurath mit seinem Sohne nicht zugeben könne. Übrigens bat er alle, ihn nur heute ruhig zu lassen; denn er könne nun kein Wort weiter sagen.

Der Abend nahte heran, und die ganze Hausgenossenschaft ging bey Zeiten zu Bette; aber niemand schlief ruhig, als der Herr von Haberwald, welcher im Dunste des lüttichschen Burgunders nach Herzenslust schnarchte.

Der alte Säugling schlief nicht, weil ihm der Queerstrich mit der Jungfer Anastasia im Kopfe lag, und weil er gar nicht absehen konnte, wie er seinen lieben Sohn zufrieden stellen sollte. Er konnte leicht erachten, derselbe werde von seiner Liebschaft nicht so leicht ablassen, und er konnte sich doch auch nicht entschließen, in die Heurath seines einzigen Erben mit einem armen Mädchen zu willigen.

Nach langem Hin- und Herſinnen wollte ihm nichts beſſers beyfallen, als daß er ſeine väterliche Autorität zuſammennehmen, und ſeinem Sohne rund heraus ſagen müſſe: Aus der Sache werde nichts. Nachdem er dieſen Entſchluß genommen hatte, ward er etwas ruhiger, und ſchlief endlich ein.

Sebaldus konnte nicht einſchlafen, weil ihm Marianens mißlicher Zuſtand am Herzen lag. Doch war an ſeiner Unruhe auch nicht wenig Schuld, daß die Frau Gertrud ſeine Erklärung der dritten Poſaune ſo ſchnöde verworfen hatte. Er fing an, ſich die Gründe für ſeine Meinung ausführlich zu wiederholen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto richtiger fand er ſie, und deſtomehr beruhigte er ſich über den Widerſpruch der ungelehrten Frau; ſo daß er endlich einſchlief.

Der junge Säugling und Mariane hatten jedes für ſich eine ſchlafloſe Nacht, und zwar aus einerley Urſach: nehmlich, weil ſie verliebt waren, und weil ihrer Liebe ein beynahe unüberſteigliches Hinderniß im Wege lag. Sie beſchäftigten ſich, jeder beſonders, wer weiß wie viel ſpaniſche Schlöſſer in die

Lust zu bauen, und thaten darüber bis an den hellen Morgen kein Auge zu.

Dritter Abschnitt.

Des folgenden Tages erschien Säugling der Sohn, ungerufen, sehr früh beym Theetische seines Vaters. Seine heftige Leidenschaft hatte nun einiger Überlegung Raum gegeben. Er sah ein, daß ohne seines Vaters Einwilligung nichts auszurichten sey, und suchte ihn nun auf irgend eine Art zu bewegen. Er hatte ausgerechnet, daß sein Vater ihn liebe und sonst eben nicht allzu standhaft sey. Er suchte also, die Nacht über, alle schwache Seiten auf, die er seinem Vater abgewinnen könnte, und griff ihn diesen Morgen mit einer Inbrunst und Beredsamkeit an, die er für unwiderstehlich hielt.

Er betrog sich aber. Der Vater runzelte, seinem genommenen Entschlusse gemäß, die Stirn, und gebot ihm in einem verdrießlichen Tone: »Von dieser Sache kein Wort mehr »zu reden, weil es sich für ihn nun einmal »nicht schicke, ein Mädchen ohne alles Ver»mögen zu heurathen.«

Der Sohn wollte Einwendungen machen, aber der Vater setzte trockener Weise hinzu:

»Die Sache sey so klar, daß er Ma»rianen's eignen Vater zum Schiedsrichter an»nehmen wolle.«

Sebaldus fiel ihm völlig bey. Der junge Säugling, dem, trotz seiner schönen Rede, wovon er sich die kräftigste Wirkung versprochen hatte, von beiden zukünftigen Schwiegervätern seine Braut abgesprochen wurde, stand starr da, wie eine Bildsäule.

Der alte Säugling ersuchte den Sebaldus die Zeitungen zu lesen, um nur von diesem unangenehmen Diskurse abzukommen.

Nachdem verschiedene Nachrichten durchgelaufen waren, kam Sebaldus endlich auf folgende Stelle:

»Bey der **sten Ziehung der Königlichen »**schen privilegirten Zahlenlotterie, welche »den **ten dieses Monats mit gewöhnlichen »Formalitäten öffentlich vollzogen wurden, »sind die Nummern 33, 42, 12, 66, 6, aus »dem Glücksrade gekommen.«

»Laß sehen,« — rief der alte Säugling, indem er seine Loose aus dem Schranke holte und nachsah — »wahrhaftig wieder nicht eine

»einzige Zahl. — Der verdammte arabi»sche Lotteriewahrsager! — Und doch »sind mir die Nummern so bekannt, ich dächte, »ich hätte sie rathen müssen. — Wie ists »denn? Von Ihren Zahlen wird auch wohl »keine heraus seyn? Sehen Sie doch nach, »Herr Pastor!«

Sebaldus nahm seinen Zettel aus der Schreibtafel; der alte Säugling las die Zahlen ab, und verglich jede mit der Zeitung.

Sein Auge ward starr, sein Gesicht lang. Endlich rief er: »Was zum Teufel: 33 — »12 — 66 — 6. Ists möglich! Eine Qua»terne! Sie sind ein Glückskind, Herr Pa»stor!«

»Habe ich was damit gewonnen?« fragte Sebaldus ruhig.

»Gewonnen?« rief der Alte, und ergriff Bleystift und Papier um auszurechnen. »Laß »sehen:

»1 Quaterne à 4½ Stüber 4500 Rthlr. —
»4 Ternen à 30 Stüber 10600 — —
»6 Amben à 3¾ Stüber 101 — 15 St.

»Macht wahrhaftig 15201 Rthlr. 15 St.
»Daß dich doch! Bin ich nicht ein Schöps,

»daß ich nicht die Nummern genommen »habe?«

»Wie? Was? funfzehntausend Thaler!« rief der junge Säugling, indem er sich seinem Vater zu Füßen warf. »Nun, sagen Sie »nicht, daß meine Mariane arm ist. Ich um»fasse Ihre Knie, und stehe eher nicht auf »bis Sie mir Ihre Einwilligung geben. Nun »ist alle Hinderniß gehoben! —«

»Mein Sohn!« rief der Alte, »du denkst »bloß an deine Heurath, — davon ist jetzt »die Rede nicht, — ich denke an den ver»wünschten Lotteriewahrsager!« — (indem warf er das Buch, unwillig, in's Kaminfeuer, und das Lotterievademecum flog hinterher). — »Daß dich doch! — Aber »wie wars dann, Herr Pastor! Ist Mamsell »Mariane Ihr einziges Kind? —«

Sebaldus antwortete seufzend: »Ich habe »noch einen Sohn, von dem ich aber keine »Nachricht habe, seit er in den Krieg gegan»gen ist.«

»Sie sehen,« rief Säugling den Sohn, der seines Vaters Meinung errieth, »meine »Mariane ist das einzige Kind. Wer weiß, »bey welcher Aktion der Sohn geblieben ist. —

»Funfzehntausend Thaler! — Hätte ich doch »nicht geglaubt, daß mir Geld Vergnügen »machen könnte! — Ich bitte Sie, liebsten »Vater, bedenken Sie, daß Mariane übrig »reich für mich ist! —«

»Laß mich gehen, mein Sohn! — Wer »weiß, ob auch das Geld richtig ausgezahlt »wird?«

»Liebster Papa! bedenken Sie doch — »eine Königliche Lotterie sollte nicht bezah»len! —«

Damit sprang er auf, um Marianen ihr beiderseitiges Glück zu hinterbringen.

Als er weg war, saßen die beiden Alten stockstille. Der alte Säugling fuhr fort sich zu ärgern, daß er die Zahlen nicht für sich gewählt hatte, und maß, an der Entzückung die er in Sebaldus Augen las, die Freude ab worin er selbst gewesen seyn würde, wenn er die Quaterne gewonnen hätte.

Sebaldus saß wirklich ganz entzückt da, aber nicht über das gewonnene Geld; denn ob ihm gleich die vortheilhafte Wendung der Sachen erfreulich war, so rührte doch eigentlich seine Wonne daher, daß ihn die Zahlen, durch verwandte Ideen, an die Apokalypse

und an seinen Kommentar erinnerten. Er überdachte seine Meinung, daß alle böse Menschen, durch Strafen gebessert, in dem neuen Jerusalem gut und glücklich seyn würden, welche reizende Vorstellung ihn allemal in die innigste Freude versetzte.

Säugling der Sohn kam bald mit Marianen zurück. Beide warfen sich zu seines Vaters Füßen, der, nach wenigen Schwierigkeiten, seine Einwilligung gab, welche Sebaldus auch bekräftigte.

Vierter Abschnitt.

Die beiden Liebenden gingen in den Garten, und die Alten blieben zusammen. Säugling der Vater, um dem Sebaldus einen Brief wegen Bezahlung der Quaterne zu diktiren, und Sebaldus, um ihn zu schreiben.

Kaum war diese Arbeit fertig, als Rambold angefahren kam, um den Herrn von Haberwald abzuholen. Dies war seine gewöhnliche Verrichtung, wenn sein Gönner sich so wohl that, daß er nicht nach Hause kommen konnte. Weil dieser aber noch schnarchte, so trat er zum alten Säugling ein.

Er entfärbte sich nicht wenig, als er den Sebaldus wieder erblickte, den er seit der letzten Zusammenkunft *) nicht gesehen hatte. Dennoch wollte er diese Gelegenheit nicht vorbeylassen, seine Rache gegen den jungen Säugling auszuführen. Er nahm eine scheinheilige Miene an, und sagte: »Sein Ehe»weiben, da er ehemals der Hofmeister des »jungen Herrn gewesen, verbinde ihn, dem »alten Herrn eine unangenehme Nachricht zu »geben, nehmlich, daß der junge Herr Säug»ling sich an eine Landläuferinn gehänget »habe, die sich demselben zu Gefallen, in ei»nem nicht weit entlegenen Hause aufhalte.«

Der Alte sagte lächelnd: »Ich weiß es »wohl. Aber eine Landläuferinn ist sie nicht, »sondern ein Mädchen, das gute funfzehn»tausend Thaler hat.«

Rambold schlug eine laute Lache auf: »Lassen Sie Sich doch so etwas von Ihrem »Sohne nicht einbilden. Sie hat gar nichts. »Kein Mensch weiß, wem sie angehört.«

Der alte Säugling, der sich bey diesem

*) Man s. S. 114.

Mißverständnisse genoß, sagte mit belehrender Geberde: »Wenns kein Mensch weiß, so »weiß ichs doch. Sehen Sie, das Mädchen »das Sie für eine Landläuferinn halten, ist »des Herrn Pastors hier einzige Tochter. Er »hat in der letzten Ziehung der ***schen Lotterie eine Quaterne von funfzehntausend »Thalern gewonnen. Sie ist meines Sohnes »Braut, denn ich habe meine Einwilligung »gegeben und ihr Vater auch. Also kommt »Ihr guter Rath zu spät, mein lieber Herr »Rambold.«

Rambold war äußerst betreten. Seine natürliche Unverschämtheit verließ ihn. Er ward bald blaß bald roth, sah bald voll Verwirrung den Sebaldus an, bald wieder weg, biß sich die Nägel, schien etwas sagen zu wollen ohne daß er etwas herausbringen konnte. Murmelte endlich: »Aber wirklich,— »funfzehntausend Thaler hat dieser Herr ge»wonnen!« sah wieder nach Sebaldus mit betroffner Miene, und schlug halb beschämt die Augen nieder, wollte wieder zu reden anfangen, und das Wort schien ihm auf dem Munde zu vergehen. —

Während dies vorging, traten Säugling der Sohn und Mariane ins Zimmer.

»Kommen Sie, meine Tochter,« rief der alte Säugling schmunzelnd: »vertheidigen »Sie Sich! Hier dieser Herr wollte mich eben »vor Ihnen, als vor der Verführerinn mei»nes Sohnes warnen.«

»Nichtswürdiger!« rief Mariane, und sah Rambolden mit einem Blicke voll tiefster Verachtung an. »Du denkst schändlich genug, »um zur Verfolgung noch Verläumdung hin»zuzuthun. — Deine niederträchtige Liebe, die »nur Bosheit war —«

»Und doch sollen Sie mich gewiß noch »lieben,« fiel ihr der faselhafte Rambold greiflachend ins Wort; gewohnt bey einer Geckerey die ihm in den Kopf kam, alle ernsthafte Gedanken zu vergessen.

»Wie?« rief Mariane höchsterzürnt: »Nim»mermehr! —«

»Aber doch gewiß, liebstes Marianchen!« neckte Rambold weiter.

Mariane erblaßte vor Zorn über diese unglaubliche Unverschämtheit, und wiederholte: »Nimmermehr! Niederträchtiger!«

Mi[illegible]ß!« erwiederte Rambold, der
de[illegible]mene in eine ernsthafte verwan-
[illegible], und unbeschreiblich einfältig aus-
»zwar nicht als Liebhaber, aber doch
Br[illegible]dow — Ich bin Ihr Sohn —«
er und warf sich zu Sebaldus Füßen. —
»Ich fühle die größte Reue, daß ich Ihnen
»nicht geschrieben und mich Ihnen hier nicht
»eher zu erkennen gegeben habe — Ich wollte
»aber mein Glück erst festsetzen, ehe ich mei-
»nen im Kriege angenommenen Namen *)
»verließe. — Ich bin weit herumgeirrt —
»Ich habe, nachdem Sie von Hause vertrie-
»ben worden, nie Nachricht von Ihnen ge-
»habt — Erst ganz kürzlich habe ich erfah-
»ren, wer Sie waren — Da war ich gleich
»außerordentlich unruhig — Ich wollte —
»Ich wußte nicht recht« — Hier stammelte
er noch einige kahle Entschuldigungen, an
denen es schlechten Leuten nie fehlet.

Alle erstaunten. Sebaldus faßte sich nach einigen Augenblicken, und sagte: »Mein
»Sohn!

*) Man s. den ersten Theil S. 39.

»Sohn! Du kannteſt mich alſo doch? Edler »wäre es geweſen, wenn du mich nicht ver»ſchmähet hätteſt, als ich noch in elenden »Umſtänden war! Aber ich vergebe dir.« Er hob ihn auf, und umarmte ihn.

Auch der junge Säugling umarmte ihn. Mariane that ein gleiches, aber nicht mit der Fülle des Herzens, womit ſie ſonſt einen Bruder würde umarmet haben.

Rambold hingegen war guter Dinge, als ob alles ſo recht wäre, und da der Herr von Haberwald endlich auch aus ſeinem Schlafzimmer hervorkam, erzählte er ihm lachend, daß er ſeinen Vater und ſeine Schweſter gefunden habe, und ſtellte ihm dieſelben vor.

Letzter Abſchnitt.

Die Quaterne wurde bezahlt, und Säugling kurz darauf mit Marianen verbunden. Die erſten Honigmonate verfloſſen in allen Entzückungen einer zärtlichen Liebe. Säugling machte ſich den ſchönſten Plan zu einem arkadiſchen Schäferleben, voll Zärtlichkeit, Unſchuld, Liebe, und beſonders voll lieblicher

»Ja gewiß!« erwiederte Rambold, der seine Geckenmiene in eine ernsthafte verwandeln wollte, und unbeschreiblich einfältig aussah, — »zwar nicht als Liebhaber, aber doch »als Bruder — Ich bin Ihr Sohn —« rief er und warf sich zu Sebaldus Füßen. — »Ich fühle die größte Reue, daß ich Ihnen »nicht geschrieben und mich Ihnen hier nicht »eher zu erkennen gegeben habe — Ich wollte »aber mein Glück erst festsetzen, ehe ich mei»nen im Kriege angenommenen Namen *) »verließe. — Ich bin weit herumgeirrt — »Ich habe, nachdem Sie von Hause vertrie»ben worden, nie Nachricht von Ihnen ge»habt — Erst ganz kürzlich habe ich erfah»ren, wer Sie waren — Da war ich gleich »außerordentlich unruhig — Ich wollte — »Ich wußte nicht recht« — Hier stammelte er noch einige kahle Entschuldigungen, an denen es schlechten Leuten nie fehlet.

Alle erstaunten. Sebaldus faßte sich nach einigen Augenblicken, und sagte: »Mein »Sohn!

*) Man s. den ersten Theil S. 39.

»Sohn! Du kannteſt mich alſo doch? Edler »wäre es geweſen, wenn du mich nicht ver»ſchmähet hätteſt, als ich noch in elenden »Umſtänden war! Aber ich vergebe dir.« Er hob ihn auf, und umarmte ihn.

Auch der junge Säugling umarmte ihn. Mariane that ein gleiches, aber nicht mit der Fülle des Herzens, womit ſie ſonſt einen Bruder würde umarmet haben.

Rambold hingegen war guter Dinge, als ob alles ſo recht wäre, und da der Herr von Haberwald endlich auch aus ſeinem Schlafzimmer hervorkam, erzählte er ihm lachend, daß er ſeinen Vater und ſeine Schweſter gefunden habe, und ſtellte ihm dieſelben vor.

Letzter Abſchnitt.

Die Quaterne wurde bezahlt, und Säugling kurz darauf mit Marianen verbunden. Die erſten Honigmonate verfloſſen in allen Entzückungen einer zärtlichen Liebe. Säugling machte ſich den ſchönſten Plan zu einem arkadiſchen Schäferleben, voll Zärtlichkeit, Unſchuld, Liebe, und beſonders voll lieblicher

Gedichte; doch ging es in der folgenden Zeit nicht ganz nach dieſem ſchön ausgeſonnenen Plane. Mariane hatte, während ihres einſamen Winteraufenthaltes indem Hauſe im Walde, und ſonſt, Gelegenheit genug gehabt zu erfahren, wie eitel poetiſche Phantaſieen ſind wenn ſie ins gemeine Leben gebracht werden. Ihr kleiner Hang zu romantiſchen Geſinnungen, und ihre von Jugend an ſo gern gehegten Aufwallungen der Einbildung, verſchwanden, da ſie in die wichtigen Verhältniſſe des wirklichen Lebens trat. Ihre ſüßen empfindſamen Phantaſieen machten wirklicher Liebe Platz; unbeſtimmte Ausſichten auf überſchwengliche himmliſche Seligkeiten wurden durch gemäßigtes, aber wahres Wohlbefinden erſetzt. Geſpräche vom Wohlthun gingen nun in wohlthätige Geſchäfte über. Sie weihte ſich ganz ihren Pflichten, ward eine Landwirthinn, verſorgte ihr Haus, und erzog ihre Kinder. Sie verſchmähte auch nicht die kleinen Unannehmlichkeiten die das häusliche Leben mit ſich führt; denn ihrem edlen Geiſte ward dadurch von ſeiner feinen Empfindung nichts entzogen, die vielmehr dadurch mehr

Kräfte gewann. Mariane ward nunmehr inne wie weit sentimentales Gefühl, im wirklichen Leben thätig angewendet, das leichte Geschwätz davon überwieget. Sie merkte bald, daß Hausfrau und Mutter zu seyn, Wohlwollen mit sich führt, das keine jugendliche Phantasey erreichen kann, so weit sie auch zu fliegen scheint.

Säugling, immer gewohnt dem Frauenzimmer zu folgen, modelte sich unvermerkt nach Marianen. Er erinnerte sich, daß er, ein Mann, nicht mehr ein Jüngling sey. Er entsagte, freylich nach einigen kleinen Kämpfen, erst seiner allzu genauen Achtsamkeit auf den Kleiderputz, dann seinen zierlichen Gesinnungen, und endlich selbst seinen Gedichten. Nicht nur hatte er sogar an seinen empfindsamen Roman nicht weiter gedacht; sondern ist auch allmählich ein völliger Landwirth geworden. Er steht mit dem Morgen auf, theilet seinen Leuten ihr Tagewerk aus, reitet in aller Witterung zu ihnen aufs Feld, und hat sich durch unabläßige Thätigkeit eine solche praktische Kenntniß des

Ackerbaues erworben, daß er auf seines Vaters Gütern die wichtigsten Verbesserungen zu Stande bringt. Indeß, da sich lange angewöhnte Unarten selten ganz ausrotten lassen, und weil Einmal geschrieben stehet:

Qui a bu, boira!
Qui a écrit, écrira!

so ist er doch unter der Hand wieder ein Schriftsteller geworden: denn es wird nächstens von ihm eine Abhandlung *vom Bau der Kartoffeln* gedruckt werden, welche er nach einer ihm eignen Methode zu vervielfältigen weiß, und womit er, in den theuren Jahren, die armen Heuerleute seiner Gegend aus eignem Vorrathe beynahe ganz erhalten hat.

Als der Frau von Hohenauf die vorhabende Verbindung zwischen ihrem Neffen und Marianen gemeldet ward, antwortete sie in kaltem Tone: »Sie wisse längst, daß ihr »Bruder beständig nur niedrig denke, und »ihre Bemühungen die Familie aus dem »Staube zu heben nie gehörig geschätzt hä»be.« Da kurz darauf ihr Gemahl starb,

vermählte sie sich abermals, mit einem wohlgewachsnen unmittelbaren Reichsritter, dessen alter stiftsfähiger Adel allein schon aus den Akten eines weitläuftigen über hundert Jahre bey dem Reichskammergerichte schwebenden Konkursprozesses zu beweisen stand. Um die Güter ihres Gemahls, wo möglich, von Schulden zu befreyen, ging sie mit demselben nach Wetzlar, mit Empfehlungsschreiben an den hernach durch die Reichskammergerichtsvisitation berühmt gewordenen Juden Nathan. Da ihr aber zu Wetzlar, wo man auf das Recht des H. Röm. Reichs und auf das Recht alter Ahnen zu halten weiß, in den Assembléen einige Kränkungen begegneten, und ihr Mann — nachdem er sich, in Ansehung seines alten Adels und seiner zärtlichen Liebe gegen die schöne Wittwe, in den Ehepakten völlige Gewalt über ihr Vermögen hatte verschreiben lassen — mit einer durchreisenden Tänzerinn nach Paris ging; so kehrte sie unverrichteter Sachen nach ihres Gemahls Herrschaft zurück. Sie bringt daselbst, weil ihre altadelichen Nachbarn, aus Etikette, mit ihr nicht umgehen mögen, ein-

sam und unmuthig ihre Tage damit zu, daß sie alle Sonntage und Festtage die Kirche besucht, um für den Kaiser und für die gnädige Gutsherrschaft bitten zu hören, und daß sie in der einen Hälfte der Werkeltage ihre Kammermädchen ausschilt, und in der andern mit einem armen Fräulein von guter Familie Pikett spielt.

Die Gräfinn von ***, nachdem sie die wahren Umstände von Marianens Entführung erfahren hatte, ließ derselben Charakter die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren, und ward wieder ihre wahre Freundinn. Beide haben sich einigemal persönlich gesehen, und unterhalten einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Doktor Stauzius fiel um diese Zeit, nach dem Tode des Präsidenten, wegen einiger allzuscharfen Gesetzpredigten, in die Ungnade des Fürsten. Man setzte ihm daher, ohne sein Verlangen, einen Adjunkt, einen schönen Geist, welcher, nach damals neuesten Art, in morgenländischen Bildern und in ab-

gebrochenen Kraftphrasen, bloß für das Gefühl predigte. Dieser Vicegeneralsuperintendent bediente sich auch in seinen Predigten vieler Prosopopöien, Fragen, und Ausrufungen, aber alles in einer so melodiereichen Aussprache, daß der Fürst, welcher zuweilen schnell aufgefahren war wenn Stauzius die Ewigkeit der höllischen Strafen herausbrüllte, nun bey höchstem Wohlseyn in seiner Loge auf seinem Polsterstühle unter der Predigt sanft ruhen konnte. Der Neuling kam daher in so große Gnade, daß Stauzius, als er sich über einige von dessen Anordnungen beschweren wollte, aus Höchsteigener Bewegung, gänzlich pro Emerito erklärt ward. Dies ging ihm sehr nahe, zumal da er, außer dem öffentlichen Verluste seines Ansehens, zu Hause, seiner Unvorsichtigkeit halber, von seiner Frau täglich die bittersten Vorwürfe hören mußte. Diese Unglücksfälle machten, daß er des Lebens satt, und dadurch vielleicht auch gegen seine Feinde versöhnlicher wurde. Denn da er von Hieronymus die Glücksveränderung des Sebaldus vernahm, ließ er deshalb an ihn ein höfliches Gratula-

tionsschreiben gelangen, welches aber unbeantwortet blieb.

Hieronymus nahm wahren Antheil an der glücklichen Lage seines Freundes Sebaldus, und an Matianens Verbindung. Er besuchte sie persönlich, und brachte zugleich seinem alten Freunde nebst dem ebengedachten Gratulationsschreiben des D. Stauzius, auch den bisher treulich verwahrten Kommentar über die Apokalypse mit.

Nothanker der Sohn, alias Rambold, vereinigte sich bald mit dem Hrn von Haberwald wegen einer Spielschuld, und verlor also alle Hoffnung, sich dem alten Pfarrer desselben adjungirt zu sehen. Daher ist er auf andere Rathschläge zu seiner Versorgung gefallen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, Professor der praktischen Philosophie oder der schönen Wissenschaften auf irgend einer Universität, oder allenfalls an einem akademischen Gymnasium, zu werden, weil er sich einbildet in diesen Wissenschaften wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Wenn er

eine solche Stelle eher erhält, als der Fähnrich den gesuchten Abschied bekömmt, so könnte er auch wohl etwa noch die Jungfer Anastasia heurathen, bey welcher er seit einiger Zeit, wie es scheint nicht ohne Absicht, fleißig aus- und eingehet. Indeß lebt er bey seinem Vater, und läßt sich seit einigen Jahren gefallen, dessen Kommentar über die Apokalypse ins Reine zu schreiben, so wie er fertig wird. Dabey ist er in Nebenstunden beflissen, Abhandlungen und Recensionen in verschiedene Journale und Zeitungen einzusenden. Wenn man irgendwo schielende und ungereimte Urtheile lieset, über Dinge wovon, wie offenbar zu sehen ist, der Verfasser nichts verstanden hat; wenn dabey verdiente Männer mit naseweisem Geschnatter, fein superklug, über die ersten Gründe der Kunst oder Wissenschaft, worin sie vorzüglich groß sind, belehrt werden; wenn unbescheidner Eigendünkel für deutsche Freymüthigkeit, ungehobelter Gernwitz für Laune, und plumpe Excentricität für hohes Genie verkauft wird; wenn verstandloses vornehmes Gewäsch über jede Wahrheit entscheiden, und ver-

verwirrtes Träumen einer angebrannten Einbildungskraft der höchste Schwung der Dichterey seyn soll; wenn besonders dabey pompose und sinnleere Waidsprüche und Floskelchen gebraucht werden, worauf sich diejenigen etwas einzubilden pflegen die sich auf weiter nichts etwas einbilden können: so wird man, wenn sonst nicht etwa sicher bekannt ist welcher andere Geck die Feder geführt hat, nicht unwahrscheinlich schließen können daß der Rambold dahintersteckt.

Gebaldus hat sich in der Nachbarschaft seines Schwiegersohns ein kleines Gut gekauft, wo er, vergnügt und geehrt, in ruhigem und glücklichem Alter lebt. Er theilt seine Zeit unter die Besorgung seiner Angelegenheiten, unter die Gesellschaft seiner Kinder und weniger Freunde, unter wohlthätige Unterstützung seiner bedürftigen Nachbarn, und unter fleißiges Studiren, das er nun, völlig seiner Neigung gemäß, treiben kann.

Verschiedene denkende Männer unter seinen Freunden, welche, ohne selbst sehr kon-

sequent zu seyn, nicht leiden mögen daß andere Leute inkonsequent sind, haben sich viele Mühe gegeben, ihn sowohl von der Crusiusschen Philosophie (welcher, ihrer Meinung nach, kein Mensch mehr beygethan seyn sollte), als auch von seinem Irrglauben an die Apokalypse zu bekehren. Da aber niemand sein System zu ändern pflegt wenn er über funfzig Jahre alt ist, so sind diese Disputе so unglücklich ausgeschlagen, daß Gebaldus anstatt bekehrt zu werden, in seinen Meinungen vielmehr bestärkt worden ist.

Verschiedene dieser seiner Freunde haben ihm beweisen wollen, daß von einigen Wahrheiten die er für ungezweifelt hält, sogar nach den Sätzen der Crusiusschen Philosophie gerade das Gegentheil folgen würde. Sie sind aber ganz an ihm irre geworden, da er auf eine eigne ihm geläufige Weise, alles aus der Crusiusschen Philosophie bewiesen hat, was sie meinten nur aus der Wolfischen, oder Federischen, oder wer weiß aus welcher noch neueren folglich zehn Jahre

lang noch wahreren, Philosophie folgern zu können.

Einige haben daher den alten Mann, obgleich mit einigem Kopfschütteln, seyn lassen wie er ist. Andere hingegen, weise systematische Männer, haben ihn dadurch völlig in die Enge zu treiben vermeint, daß sie ihm demonstrirten, sein eigner Charakter (in welchem ohnedies, wenn man die in dem Gedichte Wilhelmine befindlichen Nachrichten für historisch richtig annehme, vieles bedenklich seyn müsse) könne gar nicht zusammenhangen, wenn er bey seinen herrlichen theologischen Einsichten, zugleich an ein so ungereimtes Ding wie die Apokalypse sey, ferner glauben wolle. Aber hierbey ist der gute Sebaldus, wider Vermuthen, ungeduldig geworden: welches diese tiefen Kenner der menschlichen Natur wiederum mit seinem sonst so sanften Charakter nicht zusammenzureimen wußten.

Sie haben vielleicht dabey nur nicht gleich an eine sehr gemeine Bemerkung ge-

dacht, welche durch das Beispiel des seligen Don Quixote, und durch das Beyspiel verschiedener noch lebender deutscher Genies bestärkt wird, nehmlich: daß ein Mensch sehr wohl in allen Dingen so denken und handeln könne daß ihn die ganze übrige Welt für verständig gelten läßt, dabey aber in Einem Einzigen so, daß man ihn für einen Thoren halten möchte.

Sie hätten sich auch wohl erinnern können, daß der beste und bescheidenste Mensch ein Ding, worüber er seine Geisteskräfte einmal bis zu einer gewissen Anspannung angestrengt hat, sich nicht so leicht werde nehmen lassen; daß daher ein Gelehrter ein Buch, besonders ein bibliſches Buch, worüber er eine ihm wichtig scheinende Hypothese erfunden hat, niemals ganz werde fahren lassen wollen.

Sie mögen übrigens deshalb unbesorgt seyn, daß des Sebaldus vermeintliche abergläubische Achtung gegen das was sie für Fratzen halten, seinen andern guten Eigen-

schaften und guten Meinungen schaden werde. Der Mann, der seine Menschenliebe und seine Toleranz durch die bildliche Vorstellung des neuen Jerusalems noch fester begründet, zumal wenn er ein scharfsinniger Kopf ist, wird seine Theorie von Eingebung und Prophezeihung auch schon so zu modeln wissen, daß seinen menschenfreundlichen Gesinnungen dadurch kein Eintrag geschieht. Und warum sollte dies, an sich, schwerer seyn, als solche Theorieen so zu formen daß sie zu herrschsüchtigen und verdammenden Absichten gemißbraucht werden können?

Wirklich beschäftigt sich Sebaldus seit einiger Zeit mehr als jemals mit der Apokalypse, und hat seinen Kommentar darüber beynahe völlig geendigt. Er hat auch schon seinem Freunde Hieronymus den Verlag desselben angetragen, welchen dieser aber, mit aller Schonung gegen einen Autor der zugleich ein Freund ist, zu verbitten gewußt hat. Hieronymus mag freylich wohl einsehen, was Sebaldus noch nicht glauben will, daß seitdem Öder und nach ihm Semler die

Ächtheit dieses Buchs verdächtig gemacht haben, niemand mehr etwas über die Apokalypse lesen mag: sogar nicht einmal in Schwaben, wo jezt, statt der vorherigen allgemeinen Beschäftigung mit diesem sonst für das Buch der Bücher geachteten Buche, durch eine für die theologischen Wissenschaften glückliche Veränderung, so weit man Neckarwein trinkt, das Variantensammeln und Arabisch exponiren *) eingetreten ist.

Diese abschlägige Antwort seines Freundes hat Herrn Sebaldus Nothanker auf die Gedanken gebracht, seine Erklärung und Auslegung über die Offenbarung Johannes, die Frucht einer Arbeit von mehr als dreyßig Jahren, nach dem Bey-

*) Das war damals der Fall. Auf das Arabisch exponiren, ist zu unsern Zeiten im schwäbischen und unschwäbischen Deutschlande bekanntlich das Exponiren der kritischen Philosophie nebst dem Setzen des absoluten Ichs eingetreten, worauf sicherlich einmal etwas anders folgen wird.

Anmerk. der vierten Auflage.

ſpiele anderer großen Gelehrten, auf Subſcription drucken zu laſſen.

Es wird daher hierdurch bekannt gemacht, daß ſie drey ſtarke Bände in groß Quart betragen wird, und auf feines weißes Druckpapier abgedruckt werden ſoll. Sobald ſich eine hinlängliche Anzahl Subſcribenten meldet, allenfalls auch nur zu einer kleinen Auflage von etwa zweytauſend Exemplaren, wird der Druck ſogleich angefangen werden, und vier Monate nachher die Ablieferung des erſten Theils geſchehen.

Ende.

Zuverläſſige Nachricht
von einigen
nahen Verwandten
des
Herrn Magiſters
Sebaldus Nothanker.

Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen.

Unſers Sebaldus Vater war ein ehrlicher Handwerksmann in einem kleinen Städtchen in Thüringen, der durch Fleiß und Sparſamkeit ſich ein Vermögen von einigen hundert Thalern erworben hatte, und ein ſolches Anſehen in ſeiner Vaterſtadt erhielt, daß er zum Rathmanne und zum Vorſteher des Gotteskaſtens erwählt ward. Indeß brachten dieſe Ehrenſtellen, die verſchiedene von ſeinen Vorgängern bereichert hatten, ihm gar keinen Nutzen. Denn er war ein ſo ſchlechter Wirth, daß er nicht allein für ſeine Arbeit auf dem Rathhauſe und bey der Kirche keine Einkünfte annehmen wollte; ſondern auch zum gemeinen Beſten verſchiedenes aufwendete,

wozu er gar nicht hätte können gezwungen werden. Es kann also der ökonomische Leser leicht ermessen, daß des ehrlichen Mannes Vermögen sich habe verringern müssen, da er bey seinen Ämtern keine Einnahme und nicht wenig Ausgaben hatte. Den Überrest zehrte die Vormundschaft über verschiedene arme Waisen auf, die er freywillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, um begraben werden zu können.

Er war Vater von drey Söhnen: Erasmus, Sebaldus, und Elardus; welche seine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mutterleibe dem geistlichen Stande widmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehn Zoll hoch, breitschulterig, wohlgewachsen, und weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an liebte er seine eigene Person, und hatte von seinen Talenten eine hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren brachte ihm sein schlanker Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsne Leute liebte. Darauf ward er Prediger in einer Stadt,

wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedächtiger Gang, und seine vernehmliche Stimme, unter seinen Kirchkindern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Wittwe von einundzwanzig Jahren, sein Beichtkind, so zu gewinnen daß sie ihn heurathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand beybehielt, des Ansehens wegen das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu mancherley Dingen an, wodurch von ihm geredet werden konnte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen ausputzen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsschriften gegen baare Bezahlung an, schenkte Geld zum Baue der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen theilte er Geld und Brot unter die Armen aus, welche sich schaarenweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zur

Schau tragen wollte, pflegte er freywillig alle sechs oder acht Wochen eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einfinden mußten, und nicht unterließen, nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer derselben, sich in seine fernere Gunst einzuschmeicheln.

Elardus, ein mageres blasses Männchen, vier Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind, das geliebte Söhnchen seiner Mutter, die ihn von seiner ersten Jugend an, täglich wohl mit Speisen stopfte, und mit dem Lernen nicht sehr angreifen ließ. Indeß glaubte er doch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre genug gelernt zu haben, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein äußerster Wunsch war. Dies wollte ihm aber, so viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise gelingen; daher er dreyßig Jahre alt ward, ehe er recht wußte was er einmal in der Welt vorstellen sollte. Zwar bekam er einst, durch Empfehlung seines ältern Bruders, den Antrag, Rechnungsführer bey einer Stuterey und Hundezucht zu werden, welche ein be-

nachbarter Fürst zum Besten seiner Parforcejagd angelegt hatte, ein Amt wozu nur Rechnen und Schreiben erfordert ward, und das doch an achthundert Gulden eintrug. Elardus aber, der die Würde des gelehrten Standes gehörig zu schätzen wußte, wies ein solches Anerbieten mit Verachtung von sich. Indeß ließ er sich, nach nochmaligem zweyjährigem Harren, bereden, die Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule anzunehmen, die ebenderselbe Fürst, um des ungestümen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wispel Rocken, etwas Flachs und andere Naturalien, nebst freyer Wohnung, ausgesetzt; welche letztere aber vor der Hand, wegen Baufälligkeit, nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschätzt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Lehrern der Jugend in seiner Residenz nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde forderten. Die Geheimenräthe des Fürsten hielten dies für sehr billig: theils, weil es

ungleich leichter seyn müsse vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wöchentlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben könne, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehrliche Elardus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erforderlich ist. Im Hebräischen war er beym kleinen Danz stehen geblieben, im Griechischen konnte er zwar ziemlich ohne Anstoß das neue Testament und die goldenen Sprüche des Pythagoras exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar Lateinisch ganz gut verstand um es zu lesen, so wollte es doch mit der Lateinischen Schreibart nicht recht fort, und Verse konnte er in dieser Sprache gar nicht machen. Es ist wahr, er besaß einen ziemlich guten natürlichen Verstand, hatte ferner seine Muttersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches er auch seine Schüler lehrte, und sich dabey alle Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sittenlehre und andern Sachen,

wovon er glaubte daß sie in der Welt zu brauchen seyn möchten, einige Begriffe beyzubringen. Weil aber die Einwohner der Residenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Lateinischen Schule, nun auch zu recht gelehrten Leuten erzogen wissen wollten: so hatten sie zu des Elardus Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schickten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor, einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alterthümer lehrte, und außer den gewöhnlichen gelehrten Sprachen noch Syrisch, Arabisch und Samaritanisch verstand. Der gute Elardus mußte sich also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniren, im Rechnen u. s. w. geben. Daneben, weil er nie seinen sehnlichen Wunsch vergaß sich einst aus dem Schulstaube zu dem Predigerstande zu erheben, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und bestieg fast alle Sonntage die Kanzel, bald für diesen bald für jenen Prediger. Allein er war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Man-

gel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studiert, noch die Dogmatik, Polemik und Hermenevtik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten bloß moralisch: daher fanden sie keinen Beyfall, und er hatte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist die leeren Chöre und Kirchstühle vor sich. So brachte der gute Elardus sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechsunddreyßigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriakus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles wußte Cyriakus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er so oft was Andere gedacht hatten, daß er meinte er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und alles was er las gefiel ihm, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselsweise, hoch wie Klopstock, sanft wie Jakobi, fromm wie Lavater, pomphaft wie Clodius, tiefdunkel wie Herder, popular wie Stuem. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war

er gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Duodaim des Ruben, einen Band Anakreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabet historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt hat Cyriakus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also sich nicht auf Brotwissenschaften legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen die seinen Namen verewigen sollten, sein Vermögen sehr verringert, und nach dessen Tode sein Sohn Cyriakus den Rest davon aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften auf der Universität verschwendet hatte; so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von mehrern Jahren seines Lebens die zuverlässigen Nachrichten fehlen. So viel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet bey einem jovialischen Abte in einem Kloster in Franken gewesen, daß er hernach Lehrer der Philosophie bey einem Kreisregimente geworden, dessen Offiziere, weil sie sonst nichts zu thun hatten,

Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik auf einer sichern Deutschen Universität, welche in Ermanglung eines Eichenhains, ihre Landtage in einem Kaffeegarten vor dem Thore hielt, als Nasenrümpfer gestanden hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlasset durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen *). Leipzig in der Weigandschen Buchhandlung 1774. 8.

---

*) In Meusels Gelehrtem Deutschlande wird berichtet, der Verfasser dieser Predigten sey Herr Professor Seybold, ehemals in Buchsweiler, jetzt in Tübingen. Es ist aber nicht zu vermuthen, daß diese Nachricht gegründet ist. Denn, theils würde der Herr Professor vermuthlich besser geschrieben haben, theils sind die folgenden Muthmaßungen von dem wahren Verfasser der Predigten viel glaubwürdiger, da sie aus den Nothankerischen Familiennachrichten herstammen. Anmerk. d. vierten Auflage.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Hrn Magisters Sebaldus Nothanker sollte gezogen haben, da dieser im Jahre 1774 noch bey gutem Wohlseyn lebte, seine sämmtlichen Papiere besaß, und nie geneigt gewesen ist, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Wären indeß diese Predigten nur dem Charakter des Hrn Magisters Sebaldus Nothanker gemäß geschrieben, so würde man sein Urtheil noch zurückhalten, und dahingestellt seyn lassen ob etwa die Handschrift derselben auf eine unbekannte Art dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; allein, wer den Hrn Magister Sebaldus etwas genauer und persönlich gekannt hat, wird sich bald überzeugen, daß jene Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur Seite L der Vorrede die Anmerkungen lieset, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben; so sieht man gleich, daß darin ein unerträglicher Egoismus herrschet, der dem von allem Eigendünkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider ist.

Z. B. »Ich danke meinem Gott alle »Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt »hat, in welchem ich zur Erleuchtung »des Landmannes so viel beytragen »kann.«

So hätte Sebaldus nie von sich geredet, der in aller Einfalt seine Pflicht that, und Gutes stiftete so viel er konnte, ohne zu glauben daß er so viel thäte, ohne feyerlich auszurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung S. LII beschaffen:

»Ich gebe meine Predigten nicht für »Muster aus, wornach meine Kollegen sich »bilden sollten. Wenn sie nur daraus ab»sehen, was ungefähr sie vortragen u. s. »w., u. s. w.«

O! wie hätte der bescheidene Sebaldus, der, wenn er predigte, und seine Kirchkinder tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan zu haben glaubte — sich auch nur die Idee in den Sinn kommen lassen, er könne jemand ein Muster werden, oder es könnten andere von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebaldus, noch irgend sonst ein Prediger der die Gesinnungen der Landleute kennet, gemacht haben kann. Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hülfsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachläßigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu der Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß sie nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können; sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Papiere eigentlich herschreiben mögen.

Es heißt S. XLV der Vorrede: »Vor »einiger Zeit kam ein Dessauischer Jude »zu mir, der, nebst andern Waaren, ver»schiedene Paar schwarze seidne Strümpfe, Halskrausen, u. s. w. fast alles »in beschriebenes Papier eingewickelt, mir »zum Verkaufe anbot. »Aber, mein guter

»»Mann, sprach ich, wie kommt Er denn zu
»»Christlichen Halskrausen?« »In
»»einem Dorfe, nicht weit von hier,« ant-
»wortete er, »hat sie mir ein Bauer verkauft,
»»der sie vor einigen Jahren, nebst dem übri-
»»gen, an der Landstraße gefunden zu haben
»»vorgab.« Kurz vorher hatte ich Noth-
»ankers Geschichte gelesen. Gleich fiel
»mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht von
»dem geplünderten Postwagen seyn möchten.«

Ist diese Erzählung richtig, so hätte auf den Titel gesetzt werden sollen: Aus dem Makulatur eines Dessauischen Juden abgedruckt, nicht aber: Aus Sebaldus Papieren gezogen, denn dies letztere Vorgeben ist durch nichts erwiesen. Der Herausgeber hat bey seiner Muthmaßung, die er bloß auf seine Erzählung bauet, in der That sehr wenig historische Kritik gezeigt, worin wir Deutsche doch sonst so stark sind. Hätte er nur mehr auf die Chronologie, welche die Fackel der Geschichte ist, geachtet! Ist es wohl wahrscheinlich, daß Kleidungsstücke welche 1763 auf einem Postwagen verloren gegangen sind, noch 1773 unverkauft, mit dem Papiere, worin sie anfäng-

säuglich gewickelt gewesen, in den Händen eines Juden seyn sollten? Und warum that denn der unbekannte Herr an den Juden die unnöthige Frage: »wie er zu Christlichen Halskrausen komme?« Es ist ja bekannt daß die Juden abgetragene Christliche Kleider mit eben so wenig Bedenken in ihre Laden aufnehmen, als die Christen manche abgetragene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben! Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wären auch alle die Socken, die der Jude zum Verkaufe anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden; so können sie doch sicherlich nicht unserm Sebaldus gehört haben. Wie wäre er, der zeitlebens in einer ländlichen Einfalt gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wozu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Halskrausen *) mit sich

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Halskrausen bloß Halstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Hals-

geführt? Und da er bey seiner Abreise, wie S. 191 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ist es wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten weiß, daß Cyriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuskripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Elordus, geerbt hat; wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriakus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere zu einem Trödler getragen hat, der vor dem Grimmischen Thore in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächli-

---

krausen scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkragen oder Wolkenkragen gewesen, die man in Sachsen Krausen nennet.

chen Abzug an Deſſauiſche Juden hat: ſo wird es nun vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber ſo zufälliger Weiſe in die Hände gerathenen Predigten, wenn ſie gleich nicht von Sebaldus Nothanker ſind, dennoch ſehr wohl von Eraſmus Nothanker, von Elardus Nothanker, und von Cyriakus Nothanker herrühren können.

Dieſe Muthmaßung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beſchaffenheit dieſer Predigten betrachtet. Gleich der erſte Abſatz der erſten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Sebaldus Feder gefloſſen ſeyn; denn es kömmt darin, ob er gleich nur eine halbe Seite lang iſt, ſechszehnmal das liebe Ich vor. Man höre:

»Nichts wünſche Ich ſo ſehr, als daß »Ihr glücklich ſeyn möget. Ihr werdet es »von Mir überzeugt ſeyn, Meine lieben »Zuhörer, daß Ich dieſes aufrichtig wünſche; »denn Ihr wißt, wie Ich zu euch eile um »euch zu tröſten wenn Ihr traurig ſeyd, und »wie gern Ich auch an euren Freuden Antheil nehme, wenn Ihr einen fröhlichen Tag

»habt. Mein Amt, und Mein Herz macht »Mir dieſes zur Pflicht. Mein Amt, weil »es Mir zunächſt aufgetragen iſt, euch an »Meiner Hand durch die Bahn dieſes Le»bens zu führen, und euch zu einem ſeligen »Leben das euch nach dieſem erwartet, zu be»reiten. Aber auch Mein Herz macht es »Mir zur Pflicht, weil Ich euch aufs herz»lichſte liebe. Ein Hirt kann nicht ſo ſehr »ſeine Schafe, ein Vater nicht ſo ſehr ſeine »Kinder lieben, als Ich euch.«

So ein grober Egoiſt war der beſcheidene Sebaldus keineswegens. Er ſprach nicht ſo viel von Sich. Er liebte ſeine Kirchkinder; aber dieſe Liebe trug er nicht öffentlich zur Schau. Er ſtand ſeinem Amte vor, er that ſeine Pflicht; aber er hatte ſein wichtiges Amt, ſeine theure Pflicht, nicht immer auf der Zunge, um ſeinem guten Herzen ein Kompliment zu machen. Hingegen der ruhmſüchtige Eraſmus, der hauptſächlich nur deswegen predigte, um ſich von der Kanzel herab in ſeiner Größe zu zeigen, redete beſtändig von Sich Selbſt, von Seinem guten Willen gegen ſeine Zuhörer, von Seinem Herzen, von Seiner Liebe, von Seh

nem Vertrauen; kurz, er predigte Sich Selbst, um Sein Selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Sebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern gehalten wäre, so würde darin nicht so mancherley vorkommen: »von Geld und Gut; von einem Geizhalse der einen Freyer abweiset, wenn er »nicht so viel Gut und Geld hat als seine »Tochter; von einem unehrbaren Mädchen, »das man nicht heurathen sollte wenn sie »auch noch so viel Geld hätte.« Wenn Sebaldus über diese Gegenstände zu reden gehabt hätte, so würde er von Vieh, Äckern, Wiesen und Gärten gesprochen haben; denn darin bestand das Vermögen seiner Bauern, so wie der allermeisten Bauern in der Welt. Daß Sebaldus Vaterland zwar fruchtbar, aber ohne baares Geld gewesen, kann der Leser schon aus der Art schließen, wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhandel treiben mußte.

Eben so heißt es, S. 4: »Ich will euch »jetzt nichts davon sagen, daß der Reich»thum öfters eurer Seele höchstschädlich »ist, daß er eine Versuchung ist zu allem

»Bösen, und daß unser weiseſter Lehrer »ſagt, daß die Reichen nicht in das »Reich Gottes kommen werden. Dar»an will ich euch jetzt nicht erinnern, weil »ich unlängſt von der Schädlichkeit des »Reichthums ausführlich zu euch geredet »habe.« Dies iſt ein klarer Beweis, daß Sebaldus nicht der Verfaſſer dieſer Predigt ſeyn könne; denn man kann ſich für ihn ſicher verbürgen, daß er ein ungeſchmacktes Poſtillengeſchwätz von der Schädlichkeit des Reichthums, ſeinen Zuhörern nie werde vorgeredet haben. Er war vielmehr beſtändig befliſſen ſeinen Bauern zu predigen, daß ſie früh aufſtehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beſte bearbeiten ſollten, alles in der ausdrücklichen Abſicht daß ſie wohlhabend werden, daß ſie Vermögen erwerben, daß ſie reich werden ſollten. Sebaldus wußte nur allzuwohl, daß die niederdrückende Dürftigkeit, welche nothwendig Statt haben muß wenn der Bauer nicht wohlhabend ſeyn ſoll, eine fruchtbarere Mutter der Barbarey und verderbter Sitten iſt als der bäuriſche Reichthum, der bloß eine Folge des Fleißes ſeyn kann;

wer daher den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man daß Erasmus, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den sich in der That am zierlichsten reden läßt, wenn man an nichts Mangel leidet.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders als Erasmus Nothanker der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6 heißt es: »Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch »daher, daß Ihr gemeiniglich mit Eu»ren Schwiegerältern unter Einem »Dache wohnet. Es ist mir leid daß ich »es sagen muß, aber leider! ist es durch die »Erfahrung gegründet, daß nur sehr we»nige Eheleute in Einigkeit leben, »wenn sie ihre Schwiegerältern bey »sich im Hause haben. Ihr würdet euch »öfters nicht zanken, wenn nicht zuweilen »eines der Schwiegerältern Öl ins Feuer

»gösse. Die Schwiegeraltern glauben, »man könne sie nicht zu gut halten, »und ihnen nicht dankbar genug sich »beweisen. Sie sind überzeugt, in allen »Stücken alles besser zu wissen als »die jungen Eheleute, und wollen alles »im Hause anordnen. Nichts kann »man ihnen recht thun. Hiezu kömmt »noch daß das Alter sie ohnehin mürrisch »und verdrießlich, und mit sich selbst »und der ganzen Welt unzufrieden »macht. Haben nun die Eheleute einen klei»nen Zwist untereinander, so tritt der Schwie»gervater oder die Schwiegermutter auf die »eine oder andere Seite, und vergrößert »den Streit, statt daß diese Alten »ihn schlichten, und die streitenden »Partheyen versöhnen sollten.«

Läßt es sich wohl denken, daß der sittsame Sebaldus, auf eine so plumpe Art, alle Schwiegeraltern die bey ihren Kindern wohnen, habe öffentlich von der Kanzel herab beschimpfen wollen? daß er dieses wie Bauern habe thun wollen, welche ihre Schwiegeraltern gewiß bloß, wenn sie aus Armuth oder aus Alter und Schwachheit ihren eigenen

Acker nicht mehr bauen können, bey sich haben werden? Zwar wird S. 12 den Zuhörern empfohlen, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten, ihrem guten Rathe folgen, und sie pflegen sollen; aber wie werden sie das thun, wie werden sie ihre Schwiegerältern auch nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die bösartigsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgeschildert hat, die zu den Haupturſachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Öl ins Feuer gießen, die einen Streit vergrößern, anstatt ihn zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphonema sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause wohnte, hernach aber mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, nachdem sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber gemacht hatte, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwende, daher er sie wohl oft mag abgekanzelt haben.

Auch von der folgenden Predigt wider die Processe ist derselbe höchst wahrscheinlich der Verfasser. Man findet darin S. 18

unter andern folgende sehr anstößige Stelle: »Der Advokat müßte ein allzuuneigennützi»ger Mann seyn, wenn er euren »Rechtshandel nicht so lange auszudehnen suchte als es möglich ist, um »recht vieles von euch einzunehmen. Es hat »zwar den Anschein als wenn kein Advokat »diese Absicht hätte; denn zuerst sucht er euch »gemeiniglich mit eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie man sich ausdrückt, »ein Termin zur Güte angestellt. Habt »Ihr aber jemals gehört, daß ein Termin zur Güte einen erwünschten Erfolg gehabt hätte? Der Advokat müßte »seinen Vortheil gar nicht verstehen, »wenn er nicht, statt euch mit eurem »Gegner zu vergleichen, in euch eine »größere Lust erweckte, dem Rechte seinen »Lauf zu lassen.« Ferner S. 22: »Der »größte Theil der Leute von diesem »Stande scheint den Eigennutz zu seinem Gott gemacht zu haben, den er »allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, Redlichkeit, alles aufopfert, »u. s. w.«

Wie wäre es möglich, daß der sanft-

müthige Sebaldus einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen, Stand auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise habe öffentlich verunglimpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, ob jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dies sieht wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger wie Sebaldus ähnlich, als einem aufgeblasenen Rentenirer wie Erasmus, der verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln solle, und deshalb eine Menge Processe hatte, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg haben konnte: ganz natürlich, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Elardus Nothanker, dem jüngern Bruder unsers Sebaldus, herzurühren.

Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die den Predigtlesern in Städten ganz gut gefallen mögen; nur findet man darin freylich Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57) darauf kommen, diesen vorzusagen: »Geld und Ehre machen nicht »wahrhaftig glücklich?« Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den witzigen Cyriakus zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche machte, und man sieht es diesen Fragmenten nur allzusehr an, daß sie Versuche sind, und zwar Versuche eines jungen Menschen. Ein Mann, der so viel Überlegung besaß wie Sebaldus, würde seinen Bauern nicht von der Endlichkeit der Höllenstrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben; wenigstens sicherlich nicht auf die Art wie hier. Er hätte gewiß bedacht: ehe er über diese Materie mit

Nutzen predigen könnte, würde er noch vorher in den groben Vorstellungen seiner Bauern von göttlichen Strafen, von den Folgen der Untugend, von dem Zusammenhange der Dinge überhaupt, von Vergebung und Besserung, sehr viel ändern und berichtigen müssen. Hierbey, fühlte er wohl, hätte er für einen gemeinen Bauerverstand leicht zu subtil werden können; weshalb er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Materie seinen Bauren niemals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen vorgestellt hat, das seine Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen Plan dabey allemal das wahre Wohl des Menschen ist; ohne sich in die transscendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung des Lebens, welche Sebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode für Bauern ist gleichfalls gewiß nicht vom Sebaldus; welches schon daraus erhellet, daß man in diesem Fragmente nichts von

dem enthusiastischen Feuer findet, in welchem, nach S. 39 des ersten Theils seiner wahrhaften Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden: so daß, wenn sie so kahl und kalt gewesen wäre als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauerkerl dadurch würde bewogen worden seyn Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriakus hat bloß einen Versuch machen wollen zu zeigen, wie etwa die Predigt um welcher willen sein Oheim Sebaldus abgesetzt worden, möge ausgesehen haben. Allein dieser Versuch mißlang, weil Cyriakus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nathanker heißen.

Übrigens will man freylich den Satz: Daß Erasmus Nathanker, Elardus Nathanker und Cyriakus Nathanker, die Verfasser der sogenannten Nathankerschen Predigten sind, für weiter nichts als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wen dies zu wenig dünkt, der bedenke, daß die Resultate der tiefsinnigsten historischen Untersuchungen oft weiter nichts als bloße Muthmaßungen sind; wogegen mit unserer Muthmaßung noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihe

Verfasser sey auch wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Sebaldus Nothanker sind.

Man hat auch ferner aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder auf den Webestühlen einiger gelehrten Manufakturen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angedreht worden sind, wozu der ehrliche Sebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. Z. B. Sebaldus Nothankers Beicht- Bet- und Kommunionbuch; Sebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Sebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Sebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannes; des Herrn D. Stauzius Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen nach der Anlage Sr Excellenz des Herrn Grafen von Nimmer, nebst einem Anhange von Fastenspeisen; Rambolds philosophisch-ästhetisches Lehrbuch; Hieronymus Tischreden, Einfälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das

Publikum warnen, ſich durch dieſe und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu laſſen. Denn Herr Sebaldus Nothanker würde, was er etwa der Welt vorlegen wollte, ſchon ſelbſt herausgegeben haben; von den übrigen Perſonen aber möchten wohl keine ächte Schriften zu erwarten ſeyn.

Zuletzt iſt der geneigte Leſer zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen iſt, das Leben und die Meinungen des Herrn Magiſters Sebaldus Nothanker, ohne die geringſten Nachrichten davon zu beſitzen, aus ſeinem eigenen Gehirne fortzuſetzen, und einen ſo genannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt und Leipzig, 1774, drucken zu laſſen, welcher zu Hamburg in der Zeitungsbude der Frau Wittwe Trambürginn, im Brodtſchrangen, nebſt andern Zeitungsblättern, öffentlich verkauft wird. Der geneigte Leſer kann freylich in dem unächten zweyten Bande den wahren fernern Verlauf der Geſchichte des Herrn Mag. Sebaldus Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfaſſer ſelbſt nichts davon wußte; aber wem daran gelegen iſt, kann allen-

allenfalls daraus ersehen was für eine Vorstellung vom Gebaldus Nöthanker, in dem Kopfe eines solchen Menschen wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

Diese unächte Fortsetzung kann auch noch einen andern Nutzen haben. In dem ächten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Gebaldus wirklich meistens nur gedacht hingegen wenig gehandelt hat. Sollte es nun Leser geben welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen als Meinungen erzähle, so können sie versuchen ob sie vielleicht ihre Rechnung bey dem unächten zweyten Bande finden möchten, worin alles voll Bewegung und Handlung ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. »Wie Ge»baldus, nachdem ihm die Räuber auf dem »Postwagen ein Loch in den Kopf geschlagen »haben, ein Glas Kirschbrandwein trinkt, »welches alle Grillen vertrieb. — Wie »Tuffelius die Frau seines Schulmeisters »verführt, welcher ihn dafür durchs ganze »Dorf peitscht. — Wie sich eine alte Jungfer

»Sibylle in Sebaldus verliebt, und ihn »Nachts in seinem Bette besucht. — Wie »Säugling mit Marignen heimliche Zusam»menkünfte hält, wobey die Vertraulich»keit zu dem Grade steigt, sich so laut »zu küssen daß man es in einer ziem»lichen Entfernung höret. — Wie Hie»ronymus den P. Stauzius auf einem Wa»gen in einen Kasten setzt, worin Schwei»ne und Gänse gewesen, wobey Stauzius »sehr andächtig singt: So fahre fort und »schone dortz« — nebst nicht wenig Hoch»zeiten und andern possirlichen Begebenheiten: woraus abzunehmen ist, daß der Verfasser der solche schnakische Dinge hat erdenken können, ein pudelnärrisches Menschengesicht seyn müsse.